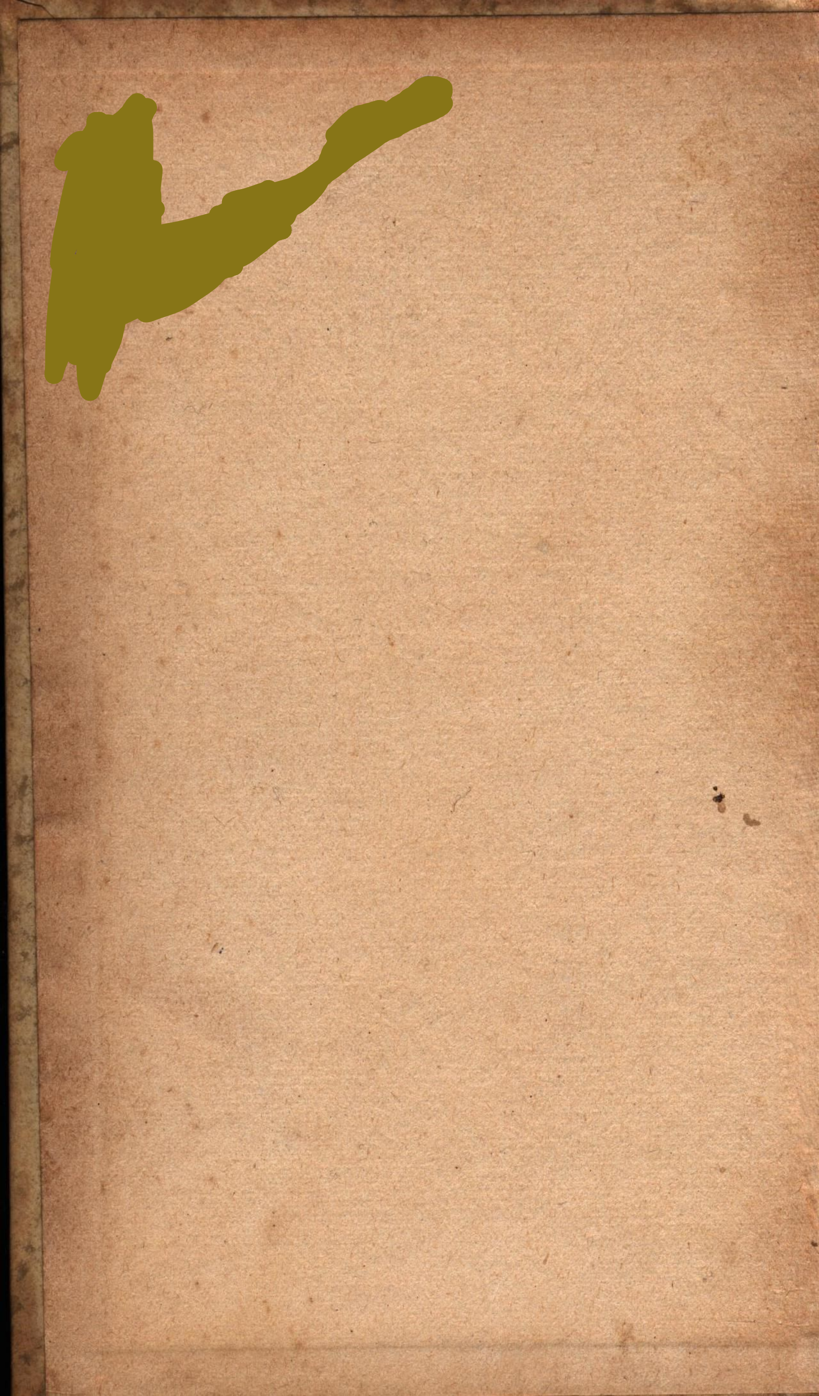
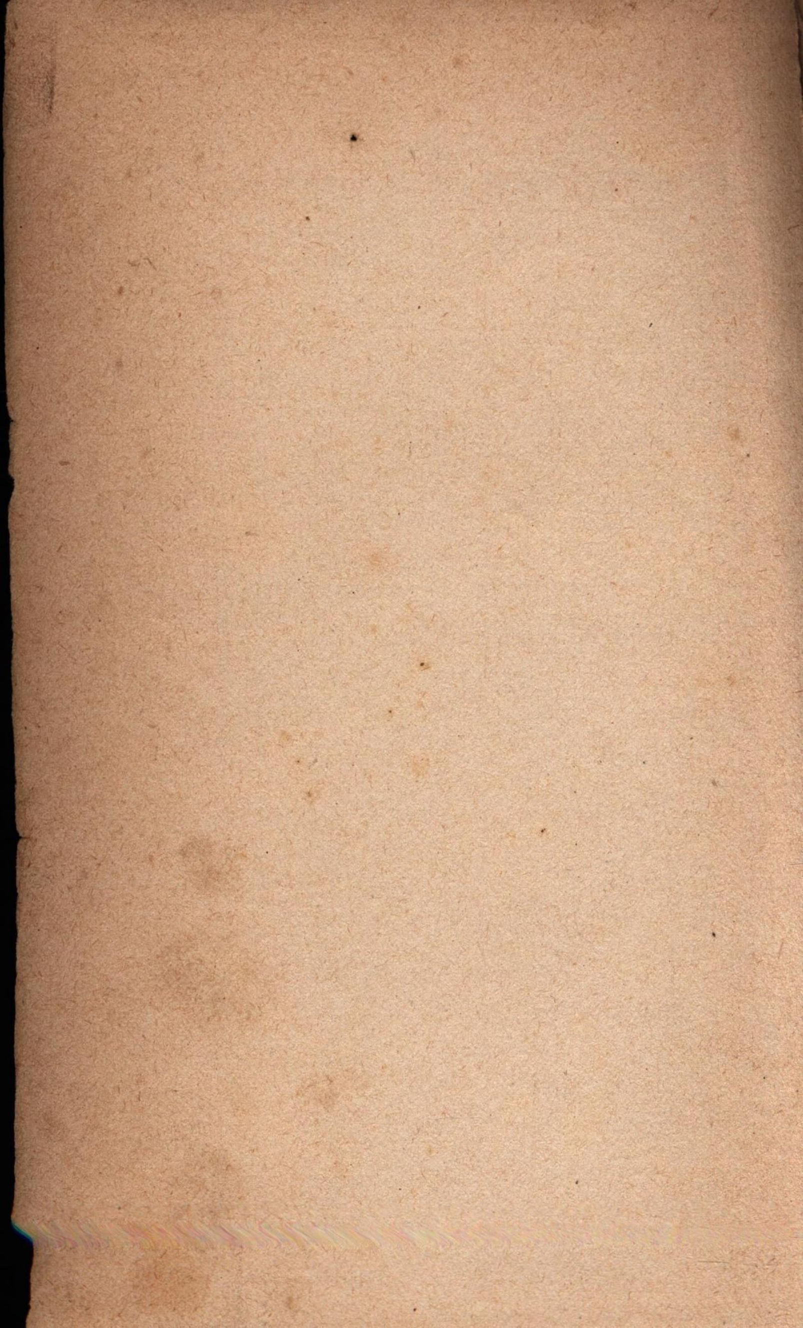
GUSTAV SCHRÖER

Der rechte Erbe







Gustav Schröer / Der rechte Erbe



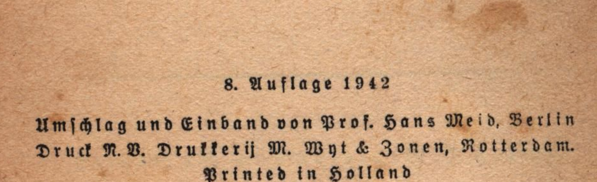
Gustav Schröer

Der rechte Erbe

Roman



Verlag C. Bertelsmann Gütersloh


8. Auflage 1942

Umschlag und Einband von Prof. Hans Meid, Berlin
Druck N.V. Drukkerij M. Wyt & Zonen, Rotterdam.
Printed in Holland

1.

Justus Knobler saß auf einem Weidenstumpfe und stopfte die Pfeife. Zehn Schritte vor ihm rauschte die Wisinta. Er hatte geangelt und war bis an die Rausche gekommen, in der er die starke Forelle wußte, der er bislang weder mit dem Spinner noch mit der künstlichen Fliege hatte beikommen können. Sie hatte auch heute zweimal nach der Fliege geschnappt, war aber, ohne auch nur zu zupfen, faul wieder in den weißen Gischt an dem Felsblocke mitten im Wasser zurückgeglitten. Der Block war von den Wellen unterhöhlt und immer das Standquartier einer Forelle. Meist war es ein Tier besonderer Größe. Wer hätte zu sagen vermocht, wie viele Fische die Knoblers schon hier gefangen. Der Bach war auf eine Länge von etwa drei Kilometern ihr Eigentum. Sie hatten ihn von den Freidanks erworben, die einst eines der begütertsten Geschlechter gewesen waren, heute aber nur noch das Rittergut Urbig ihr eigen nannten. Die Chroniken wußten manches zu berichten von Kämpfen zwischen dem alten Herrengeschlecht und den freien Bauern auf Hoheneiche. Das Herrengeschlecht war gesunken, Ruhm und Reichtum waren dahin, das Bauerngeschlecht war gestiegen.

In mehr als zehn Dörfern hatten die Freidanks Güter und Liegenschaften gehabt. Sie waren heute in Bauernhänden, und Melchior Freidank von der Wißbacher Linie war vor hundert Jahren im Armenhause gestorben. Auch die

Knoblers auf Hoheneiche hatten, wie viele Bauern der Umgegend, Wald, Wasser und Wiese für gegebene Darlehen in Zahlung genommen. So gehörte ihnen die Wisinta, das stark rauschende Forellenwasser, seit etwa achtzig Jahren, die Windleite mit ihrem Waldbestand noch länger, und den Limbachsgrund, die vierzig Morgen Wiese, hatte Justus Knoblers Großvater erworben. Justus war mit seiner Pfeife zu Rande gekommen, paffte und sah in Gedanken hinüber zu dem Bache, den er liebte, und an dem er schon seine schönsten Kindertage gelebt.

Er fuhr zusammen, als ihn Onkel Waldemar, der von rückwärts über die Wiese gekommen war, grüßte.

„Tag, Justus. Wie gehen die Geschäfte?"

„Nicht schlecht, Onkel. Ich habe mir nur eben die Pfeife gestopft und will nun mal sehen, ob ich das Biest hier nicht doch noch kriege."

„Ist wieder eine da?"

„Der Stein ist immer bewohnt. Meistens sitzt ein großer Bursche darunter."

„Dann fang mal an. Ich will zugucken. Was hast du denn als Köder? Den Spinner? Das ist ein Deibelsding. Sechzehn Haken, was? Nun kann der Fisch kommen von welcher Seite er will, er ist geliefert."

„Oder auch nicht."

„Wieso nicht?"

„Wenn er nicht beißt."

„Natürlich. Aber er beißt ja doch."

Justus Knobler lachte. „Sieh mal, Onkel, mit dem Spinner ist es ein eigen Ding. Er ist schön wie die Sünde."

Der weißhaarige Waldemar Knobler lachte. „Was verstehst du denn von Sünde?"

„Tja, Onkel -- Na ja, also, schön ist er. Was? Vergoldet, blitzblank, schlank — und tanzt wie toll."

Er ließ den künstlichen Fisch in das Wasser gleiten. „Sieh mal, wie das Ding tanzt. Prachtvoll sieht es aus. Richtig wie die Sünde."

„Hm, Junge, der Vergleich ist zwar nicht falsch, aber ich höre ihn nicht gern aus deinem Munde."

„Ich meine ja auch nur so. Wer das Glück hat, führt die Braut heim."

„Justus!"

„Deswegen keine Kopfschmerzen, Onkel. So, wie du meinst, ist es nicht. Nein, nein. Ich meine bloß so, aber du mußt mir doch recht geben."

„Junge, halte keine Reden. Sieh zu, daß du das Tier kriegst, dann gehen wir heim."

Justus Knobler strich das blonde Haar aus der hohen Stirn und ließ den Spinner, ohne ihn durch die Wellen zu ziehen, zu seinen Füßen im Wasser tanzen. Ein paar rasche Züge aus der Pfeife. „Onkel, so jung kommen wir nicht wieder zusammen, und wir haben ja Zeit. — Das sieht doch prachtvoll aus. Was? Ich könnte stundenlang draufgucken."

„Justus, du bist offenbar immer noch nicht wieder ganz gesund."

Der junge Mann lachte. „Ich kann gar nicht gesünder werden. Nun paß mal auf. Jetzt geht der Hexensabbat erst richtig los, nun sich die Wellen auf das Ding stürzen. Ein ganz verrückter Tanz. Und die Sonne scheint drauf. Das ist doppelt verlockend." Er zog den Spinner aus dem

Wasser. Der drehte sich zwar noch eine Zeitlang in der Luft wie toll um sich selber, aber das Lockende, Reizende war dahin. „Nun sieht das ganz anders aus. Jetzt sieht man die Haken, und jeder denkt: So dumm, da hinzufassen! Jetzt überleg dir mal: Da unter dem Steine sitzt der Fisch. Ein Kerl, der sein Revier hat, der es von dem sicheren Platze aus verteidigt, reinhält und immer eine feste Rückendeckung hat. Da kommt die Sünde und tanzt vor ihm. So was hat er noch nie gesehen. Er fragt sich, ob das Ding zu fressen ist und ob es ihm bekommt. Das verneint er; denn wenn er es nicht täte, dann bisse er sofort herzhaft zu. Ich habe ihn in den letzten Tagen mindestens fünf- oder sechsmal daran gehabt. Danach gegangen ist er zwanzigmal. Er beißt nie fest. Warum? Weil er weiß, das ist nichts für dich. Aber es lockt und reizt ihn, und er kommt immer wieder. Jetzt mache ich es nun anders. Heute will ich ihn kriegen. Bis jetzt habe ich nur mit ihm gespielt. Ich liebe den Burschen. Nun soll er dran glauben. Wenn er jetzt wiederkommt, gebe ich sofort nach, und er kriegt die Haken ins Maul, bevor er noch den Versuch macht zu beißen."

„Was willst du eigentlich mit dem allem, Justus?"

„Was ich will? Ich meine es im allgemeinen und im besonderen. Sieh mal, der Bursche da unter dem Steine, das sind wir. Das Wasser, das ist die Zeit, und der Spinner, der ist so, verstehst du, der ist so, na, nennen wir es Geschäft oder Genuß, oder wie wir sonst wollen. Na und?"

„Armer Kerl. Kannst doch nicht damit fertig werden."

„Nein, Onkel, niemals. Wenn ich nur den regulären Krieg mitgemacht hätte, dann vielleicht, aber nachdem ich

nun auch noch so lange im Baltikum war und -- Ach, du weißt das ja alles."

„Ja, Justus, ich weiß es. — Und nun im besonderen?"

„Sagte ich im besonderen?"

„Ja, das sagtest du."

„Du hast dich verhört, Onkel, oder ich habe es nur so hingeschwafelt. Was sollte denn im besonderen sein?" Justus Knobler pflanzte sich in seiner ganzen Länge vor dem mehr als einen Kopf kleineren Oheim auf. Er schüttelte das Haupt. „Nein, wirklich, Onkel, du hast dich verhört. Mach doch kein solches Gesicht. Seh ich denn so aus, als ob ich unglücklich wäre? Ich bin verdammt glücklich. Nun mache ich noch mein Diplom, dann lasse ich mich als Feld-, Wald- und Wiesenvolkswirt nieder und mache Steuererklärungen oder halte Vorträge über die vorbildliche Finanzwirtschaft der Zulukaffern, heirate oder auch nicht — und -- Ne, laß mal, Onkel, der Blödsinn wird zu groß, und dein Gesicht wird immer verdatterter. Nun paß mal auf."

Der schlanke Mensch beugte sich über das Wasser und warf den blitzenden Spinner mit weitem Schwunge aus. Er ließ ihn eine Weile unterhalb der flinken Rausche tanzen, beobachtete scharf und nickte dem Onkel lächelnd zu. Die starke Forelle war aus ihrem Schlupfwinkel herausgekommen und stand, lässig mit den Flossen spielend, hinter dem Spinner.

„Jetzt muß man es ihr lockender zeigen," flüsterte er, zog den künstlichen Fisch langsam gegen die Strömung und hob ihn gleichzeitig fast bis an die Oberfläche. Ein großes, zahnbewehrtes Fischmaul stieß heraus. Im gleichen Augenblicke ein kurzes Zurückgleiten des Spinners. Die Forelle hatte nicht beißen wollen. Justus Knobler hatte sie überlistet.

Nun begann der Kampf. Sie saß fest. Die Haspel schnurrte, die Seidenschnur rollte ab. Sechs Meter, zehn Meter, noch mehr. Die gesplissene Bambusrute bog sich wie ein Sprenkel. Der Angler war gespannte Aufmerksamkeit. Seine Augen blickten spöttisch überlegen. „Das hast du nicht gewollt, Bursche," sagte er. „Aber so ist das immer. Wärst du geblieben, wo du warst. Hunger haste nicht gehabt. Raubgier ist es auch nicht gewesen. Nee, gespielt haste. Man soll nicht mit der Sünde spielen. Hoppla, das nutzt dir alles nichts. Du kannst auf- und niederspringen. Los kommst du nicht wieder. Sachte, sachte! Wenn ich jetzt dumm wäre, dann zöge ich dich gegen das Wasser. Die Schnur risse, du wärst los. Kaputt gingst du ja trotzdem, aber dann wäre mein schöner Spinner hin, und das Brautpaar käme um seinen Hochzeitsschmaus. Das machen wir ganz anders, mein Bursche." Der Angler ging etliche Schritte bachabwärts. Das Wasser war breiter und ruhiger. „So, nun tob dich erst mal aus. Siehst nachher schon ein, daß dich das Wehren nichts nutzt, und außerdem wirst du müde. Das kennen wir. Wir haben ja unsere Erfahrungen im allgemeinen und auch im besonderen hinter uns." Er nickte Onkel Waldemar wieder zu. „Ist das nicht prachtvoll?"

„Nein, Justus, das ist jämmerlich."

„Aber, Onkel! Sieh mal, wenn ich jetzt ungeschickt bin, bin ich den Burschen los."

„Jetzt bist du geschickt und grausam."

„Tja, das ist immer beisammen."

„Aber zuletzt stimmt die Rechnung doch nicht."

„Meine stimmt, und — die andere stimmt auch."

Justus zog die Schnur ein, er hatte die Forelle bis dicht

an das Ufer geleitet. Da sauste sie mit hartem Ruck wieder zurück in die Tiefe, ein kurzer Riß, der Spinner wirbelte leer im Wasser. Ernsten Gesichtes zog ihn Knobler heran, hob ihn heraus, prüfte ihn und lachte.

„Sie hat einen kleinen Haken. Sieh her, der ist abgebrochen. Nun sitzt er wahrscheinlich im harten Gaumen. Davon stirbt sie nicht. Onkel, das war doch glänzend." Er lachte wieder und streckte die Hand über den Bach. „Bursche, freu dich deiner Freiheit. Ich gebe dir mein Wort, daß ich in diesem Jahre nicht wieder hier angle."

Onkel Waldemar sah den Neffen ernst an.

„Wer hat nun recht gehabt?"

„Ich nicht, aber du auch nicht; denn du hast gar nichts gesagt."

„Aber du weißt, was ich gedacht habe."

„Ja, Onkel, das weiß ich. Sei nicht böse. Ich bin nun manchmal so großmäulig."

„Um zu verbergen, wie kleinmütig du bist."

„Komm, Onkelchen, jetzt müssen wir sehen, daß wir auf legalem Wege noch etliche Forellen fangen, sonst reichen sie morgen nicht, und ich habe Schimpf und Schande."

Sie gingen den Bach abwärts. Die Sonne schien von der Seite her auf das Wasser, und jede Welle war fließendes Gold. Erlen bildeten da und dort kleine Gruppen, von den Talrändern schattete der Hochwald herein.

Justus Knobler reckte den rechten Arm. „Onkel, das ist Leben, und das ist Heimat und ist Glaube und Gesundheit."

Seine Stimme war rauh. Er schritt hastig weiter. „Wieviel Leute sind es eigentlich morgen?"

„Wenn alle kommen, vierundzwanzig. Eine kleine Hochzeit."

Justus lachte. „Da hast du recht, Onkel. Wenn Bauer und Edelmannstochter sich zusammentun, dann müßte das ein Fest für vierundzwanzig Dörfer sein. Wie soll der alte Freidank gesagt haben? Jahrhunderte alter Neid wäre ausgelöscht. Neid! Ich kann mir nicht denken, daß es einen Knobler gegeben hat, der den Ritter beneidete."

„Den hat es sicher gegeben."

„Dann war er ein Narr."

„Die Zeiten waren einmal anders; die Rollen sind heute vertauscht, aber ich bin sicher, daß gerade der Herrensitz manchen von uns stärker gemacht hat, als er ohne ihn geworden wäre."

„Hm. Daran mag etwas Wahres sein. Sag mal, Onkel, glaubst du, daß es gut geht?"

Waldemar Knobler zuckte die Achsel. „Joachim wird schon wissen, was er will und was er soll."

„Onkel," Justus griff ihn hart am Arm, „wenn Joachim unseren alten Hof in Gefahr bringt, dann – –"

„Das wird er nicht. Man weiß ja nie recht, wie man mit ihm dran ist. Mit seiner Verlobung hat er uns auch alle überrascht, aber den Hof in Gefahr bringen? Durch seine Heirat? Nein."

„Ich rede ja gar nicht von seiner Heirat. Ach, ich bin ein Narr," Justus schritt wieder rascher. „Unser alter Schäfer, der das zweite Gesicht hat, kann sich nicht dümmer benehmen als ich." Er blieb stehen. „Weißt du, Onkel, wenn es sich bloß um die Heirat handelte, dann wäre es nicht der Rede wert, aber Joachim hat so was, so was – – Wie soll ich sagen? Er steht immer da, als hielte er hinter sich mit einer Hand einen Vorhang zu. Dahinter dürft ihr nicht gucken."

„Du übertreibst, Justus. Ich will nicht sagen, daß ich dir ganz unrecht geben könnte. Du spürst das alles gefühlsmäßig, ich komme, wenn ich eins an das andere reihe, verstandesmäßig auch dahin, aber ich habe noch immer gesehn, daß sich Menschen nicht auf Logarithmentafeln setzen lassen. Man mag rechnen, soviel man will, auf einmal springt ein Etwas hinein, das nirgends hinpaßt, und das ganze Exempel stimmt nicht. Genau wie vorhin mit deiner Forelle."

„Richtig, Onkel. Nun weißt du auch, wie ich es im besonderen meinte, und nun wollen wir mal sehen, daß wir noch ein halbes Dutzend Fische kriegen. Das wird nicht lange dauern. Ich kenne meine Pappenheimer."

Justus wechselte den Spinner gegen die Fliege aus, und eine halbe Stunde später waren sie auf dem Heimwege.

Es war ein langer, ansteigender Weg. Das Wisintatal lag etwa vierhundert Meter hoch, der Gebirgssattel, auf dem einsam die alte Posthalterei „Hoheneiche" stand, überschritt sechshundert Meter. Die Knobler saßen nachweislich seit mehr als dreihundert Jahren dort droben in der Einsamkeit. Eine der alten Handelsstraßen wand sich von Norden her in weit ausladendem Bogen zum Gebirge hinauf, überquerte es und führte langsam nach Süden hinab. Fürsten und Herren waren des Weges gezogen, Handelskarrenzüge hatten vor Hoheneiche gerastet, Wanderer dort ausgeruht, nachdem sie weite Länder, das Felleisen auf dem Rücken, durchzogen hatten.

Die beiden Männer hatten die Höhe erreicht, der Wald blieb zurück, ein breites Seitental langte von rechts herauf. Am Ausgang des Tales lag das Dorf Hirzau. Dessen Fluren griffen in die Ebene hinab. Vor dem Dorfe, gegen das Ge-

birge hin lugte der Freidank-Hof Urbig durch seine hohen Hauslinden. Zu ihm gehörten die Liegenschaften, die sich, sanft ansteigend, bis an den Wald erstreckten, der von den Bergen her kam und einst auf Stunden weit zu dem Gute gehört hatte. Das Land war nicht unfruchtbar, aber Geschlecht um Geschlecht hatte mehr ausgegeben, als ihm sein Besitz einbrachte, und auch der jetzige Herr, Bernhard von Freidank, verband mit seinem Namen die Verpflichtung zur Großzügigkeit über den Rahmen hinaus, in den ihn das Schicksal gespannt. Sein Sohn vollends war bislang nichts weiter als ein, allerdings immer liebenswürdiger, Verschwender. Armin von Freidank war vierundzwanzig Jahre alt.

Die beiden Männer, Onkel Waldemar und Justus, waren wortlos einen Augenblick stehengeblieben und schritten dann der vor ihnen ragenden flachen Wolfskuppe zu, über die der Weg nach Hoheneiche führte.

Waldemar Knobler wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Junge, nun mal ein bißchen langsam. Ich bin dreiundsechzig Jahre, und ein vertrockneter Gymnasialprofessor kann mit einem Baltikumer und Sportsmann nicht mehr mit."

„Ach, Onkel, du bist doch noch ebenso gut zu Fuß wie vor zwanzig Jahren."

„Das sagst du so. Ich weiß es besser."

„Sag mal, wie hat dir denn eigentlich deine Schulmeisterei gefallen?"

„Gut. Ich hätte ja nicht Schulmeister zu werden brauchen, sondern könnte heute auf Hoheneiche sitzen, und dein Vater hätte hinaus gemußt."

„Nimm mir's nicht übel, aber die Wahl haben zwischen

unserem Hof und der Schulmeisterei und die letztere wählen, das verstehe ich nicht."

„Dann grüble auch nicht darüber."

„Wenn du in mich hineinsehen könntest – –"

„Das kann ich ganz gut. Du hängst mit deiner ganzen Seele am Hofe – –"

„Am Hofe und an dem Lande."

„Auch an dem Lande und schlägst dich herum mit dem: Weh dir, daß du ein Zweitgeborener bist."

„Onkel," Justus Knobler blieb bewegt stehen, „helf' mir Gott! Es ist genau so, wie du sagst, und dabei muß ich doch Joachim ganz ehrlich alles gönnen und alles Gute dazu wünschen."

„Nur daß es dir heute schwerer wird als sonst, weil er morgen heiratet und das für dich einen weiteren Schritt von Hoheneiche fort bedeutet."

Justus Knoblers Gesicht zuckte. Er begann langsam weiterzuschreiten.

Onkel Waldemar legte ihm die Hand auf die Schulter. „Es ist mir nicht bange um dich, Justus. Du mußt nur erst wieder ganz der alte werden. Die Welt ist groß, die Welt ist weit, und die Welt ist schön."

„Ach, Onkel!"

„Du meinst, das stünde in jedem Lesebuch. Ganz richtig. Es steht aber auch im Lebensbuche, und du wirst die richtige Seite schon aufschlagen. Nur wieder der alte werden."

Sie waren auf die Wolfskuppe gekommen. Der Blick rückwärts ward durch den Wald abgeriegelt, Hirzau und Urbig waren versunken. Vor ihnen aber lag das weite, herrliche Waldgebirge, das bis zu fast tausend Metern emporstieg.

Wald und immer wieder Wald. Millionen Fichten, vereinzelt Tannen, fast keine Laubbäume. Die Wolfskuppe war um ihrer Aussicht willen berühmt. Halb links drüben lag das Dorf Masser, das sich zu einer ansehnlichen Sommerfrische auswuchs. Vor sechzig Jahren hatten die Leute da droben alljährlich nur einmal Brot gebacken. Selbst der Hafer reifte bei der Höhenlage, die achthundert Meter betrug, nicht immer. Der Ertrag der dürftigen Felder war auch heute nicht viel besser, und doch ward der Ort wohlhabend. Rund um Masser fluteten die grünen Wälder, so daß es wie eine Insel dalag.

Der Blick ging von der Wolfskuppe aus nach der linken Seite ungehemmt über ein weites Rund. Ferne blaue Berge trugen Aussichtstürme, Täler gruben sich zwischen die Höhen, Dörfer grüßten herauf, Gründe dunkelten heimlich und eng. Nach rechts ward der Ausblick zunächst verriegelt durch vorstehenden Hochwald. Wenn man jedoch von der Wolfskuppe aus zweihundert Schritte abwärts gegangen war, ward die Sicht hinaus in das Land auch auf der Seite frei. Ein breiter Wiesengrund langte bis herauf an den Fuß des Hanges. Talwärts schloß ihn ein Städtchen ab, dessen graue Türme manch Jahrhundert hatten über sich ziehen lassen. Jenseits wallte die Ebene weit dahin, sich langsam senkend bis zu der großen Stadt, die im Dunst der Ferne lag und jenseits deren flache Hügel wieder hinauf zu dem anderen Flügel des Waldgebirges leiteten.

Die alte Posthalterei und Ausspanne Hoheneiche war klug angelegt. Vielleicht hatte Menschenhand vor langer Zeit ein wenig nachgeholfen. Das aber war heute nicht mehr festzustellen. Der weite, ebene Platz sah vielmehr vollkommen

so aus, als habe ihn Mutter Natur eigens in guter Laune für die Knoblers und ihr Heim so geschaffen, wie er heute war.

Der alte Eichbaum, nach dem das Haus benannt, war geborsten und gemodert. Langsam wuchs auf seinem Grabe ein neuer. Er war heute auch schon älter als hundert Jahre. Die Straße benutzte eine kleine Senke vor dem Hofgelände und kam in gemächlichem Bogen auf das Haus zu, um dann scharf nach rechts abzubiegen und jenseits wieder hinabzuleiten. Drüben über der Senke, begrenzt vom Walde, lagen mehr als hundertfünfzig Morgen, teils Feld, teils Wiese. Sie waren in guter Kultur gehalten, und wenn auch die Felder nur leidliche Ernten gaben, so waren die Wiesen dafür um so üppiger. Tausende goldener Arnikasterne leuchteten. Vieh weidete auf eingezäunten Koppeln. Immer schon hatten die Knobler den Hauptwert auf Viehzucht gelegt und legen müssen. Erst nachdem sie, teils von den Freidanks, teils von Bauern aus dem Dorfe Bachfeld, denen der Weg zu weit war, tiefergelegene Felder erworben hatten, überstieg ihr Ernteertrag den eigenen Bedarf.

Es hatte Zeiten gegeben, in denen man von den Besitzern von Hoheneiche nur als den „reichen Knoblers" gesprochen. Seit das Gebirge erschlossen war, hatte sich der Wohlstand allgemein gehoben, aber die alte Redensart war nicht vergessen. Die Knoblers waren trotz der vielen Erbauszahlungen reiche Leute. Der Besitz an Feldern und Wiesen war heute weit größer als der der Freidanks und betrug reichlich dreihundert Morgen Feld und Wiese und mehr als vierhundert Morgen Wald.

Breit und behäbig lag das alte Haus an der Straße, überschattet von der Eiche zur Linken und etlichen Linden

und Kastanien zur Rechten. Unverhältnismäßig groß, heute selbst für den guten Viehstand noch zu groß, waren die Stallungen. Die Scheunen hatten in den letzten Jahren ausgebaut werden müssen. Um die reiche Waldweide auszunutzen, hielten die Knoblers immer eine Schafherde. Sie betrug zur Zeit vierhundert Stück, war aber meist größer gewesen.

Einst hatten die Stallungen gerade ausgereicht. In Hoheneiche hatte die Post die Pferde gewechselt, hatten die Vorspannpferde gestanden, die, je nachdem, nach der Süd- oder Nordseite angefordert wurden, hatten die Zugtiere für die gewaltigen Holzabfuhren Unterkunft gehabt. Christian Knobler, des jetzigen Besitzers Großvater, hatte meist über zwanzig eigene Pferde gehabt.

Langsam stiegen Justus und Onkel Waldemar von der Wolfskuppe nieder. Der junge Mann sah mit einer tiefen, herzlichen Liebe auf seine Heimat, die so abseits der Welt lag und so schön war. Sie hatten als Kinder einen weiten Schulweg gehabt. Bachfeld war fast drei Viertelstunden weit, und der Weg war im Winter zuweilen ungangbar gewesen. Aber was hatte man auf solchem Wege auch alles erleben können! Wie hatte er allein schon die kleinen Leute dazu erzogen, sich durchzusetzen, wie hatte man auf ihm das Erwachen im Frühjahr und das Schlafengehen im Herbste erlebt! Das Haus hatte das Erziehungswerk fortgesetzt. Mächtig brüllten die Gewitter darüber hin, Urweltstimmen lebten in den brausenden Stürmen. Hier konnte nichts Schwaches und nichts Schleichendes, Verborgenes gedeihen. Sonne und Stürmen offen, forderte die Höhe Kraft, Offenheit und Wahrheit. Sie segnete dafür mit Arbeit und

Freude. Selten kam eine Schar wandernder Musikanten vorüber. Dafür sangen die Vögel, sangen der Morgen- und der Abendwind.

Ein wenig tiefer, nach Bachfeld zu, standen etliche kleine Häuser. Darin wohnten die Arbeiterfamilien von Hoheneiche. Etliche waren seit Geschlechtern dem Hause treu, andere kamen und gingen. Die Familie Weller stellte schon den dritten Schafmeister, und wenn der alte Hannjörg starb, übernahm der Sohn Tasche, Stab und Herde.

Mutter Dorothea Knobler trat in die Haustür. Sie wollte nicht nach Justus ausschauen, erst recht nicht nach ihrem Schwager, der sowieso als alter Junggeselle seine eigenen Wege ging, nein, sie wollte nur einen Mund voll frischer Luft schöpfen. Als sie aber die Männer von der Wolfskuppe herkommen sah, blieb sie stehen, um auf sie zu warten. Joachim, der ältere Sohn, kam aus dem Garten. Er wollte in das Haus gehen. Da rief ihn die Mutter.

„Joachim, sie kommen. Onkel Waldemar ist dabei. Nun bin ich neugierig, ob Justus genug zusammengebracht hat."

„Freilich hat er das, Mutter."

„Dafür kann man nie gut sein. Das wäre ein Spaß, wenn wir morgen nicht reichten."

„Es gibt ja auch sonst noch etwas zu essen."

„Natürlich. Zu hungern braucht niemand. Sind denn die Wagen und Geschirre in Ordnung?"

„Alles."

„Wir sind auch fertig. Dann kann es also losgehen. Joachim, wie doch die Zeit vergeht! Ich sehe euch noch vor mir im Röckchen. Man wird alt."

„Na, na, Mutter. Freust du dich denn ein bißchen?"

„Ich könnte ja sagen, daß das ganz nebensächlich wäre. Du sollst dich freuen. Aber ich freue mich auch. Schade, daß Ilses Mutter den Tag nicht erlebt. Die ist zu früh gestorben, aber das rechne ich dem Vater doch hoch an, daß er nicht wieder geheiratet hat."

„Ich habe manchmal Sorge, daß es Ilse zu einsam sein wird."

„Sie weiß doch, wohin sie kommt. Was ist denn in Hirzau groß anders? Lieber Gott, daß da vierzig Häuser stehn und hier alles in allem zehn, das macht es doch nicht. Und der Tanzsaal, auf den sie kaum gekommen ist, kann's doch auch nicht machen."

„Sicher nicht." Der Sohn lächelte.

Die Mutter aber ward eifrig. „Gegen das, was sie drunten zurückläßt, tauscht sie hundertmal mehr ein. Nicht begraben möchte ich in Urbig oder Hirzau sein. Keine Aussicht, ganz tief drunten im Grunde! Und hier," sie reckte den rechten Arm, „alles weit, alles licht, alles frei! Joachim, das gibt es doch nur einmal. — Wo ist eigentlich der Vater?"

„Ich glaube, er hat sich ein wenig hingelegt. Er hat wieder Not mit seinem Magen."

„Lieber Gott, das macht mir Sorge. Daraus wird doch nicht einmal etwas Schlimmes werden?"

„So sieht es wohl nicht aus. Solange ich zurückdenken kann, hat der Vater mit dem Magen zu tun gehabt."

„Freilich, aber man muß die Jahre bedenken. Und es ist schlimmer geworden."

„Meinst du? Dann müßte er doch einmal den Arzt aufsuchen."

„Bring du den Vater zum Doktor. Ich kann's nicht."

Sie gingen den Herankommenden etliche Schritte entgegen.

Joachim blieb ihr zur Seite. Er war kleiner als Justus und in seiner Art völlig anders. Während der Jüngere im Scherz wie im Ernst leicht übertrieb, war der Ältere immer gleichmäßig verhalten. Er ging nie rasch und nie langsam. Sein Schritt war stets gleich und weit ausholend. Justus war körperlich unverletzt, seelisch aber schwer krank aus dem Kriege zurückgekehrt. Joachim war zweimal verwundet gewesen, hatte sich aber innerlich mit der Zeit abgefunden. Er hatte sich, dem Wunsche des Vaters nachgebend, seinerzeit durch das Gymnasium gequält. Justus liebte zwar die Schule auch nicht, aber das Lernen machte ihm keine Mühe. Er stand jetzt unmittelbar vor dem Abschluß des Studiums und war Volkswirt. Von Natur aus heiterer als sein Bruder, war er nach den Erlebnissen im Baltikum fast schwermütig gewesen. Als er Mutter und Bruder herankommen sah, schwenkte er den Hut. „Alles beisammen! Das Fest kann beginnen!"

„Dann ist es gut," quittierte die Mutter heiter. „Ich dachte schon, wir müßten Heringe geben."

„Aber Mutter, wenn ich angeln gehe!"

„Bist auch schon leer zurückgekommen."

Justus hing sich an der Mutter Arm. „Freilich. Mit den Forellen ist es wie mit den Mädeln. Wenn sie nicht wollen, dann wollen sie eben nicht."

„Übermut! Rede doch nicht von Dingen, die du nicht verstehst."

Die Männer lachten. Onkel Waldemar wollte wissen, ob denn inzwischen Gäste gekommen seien.

„Grete Bernhard ist da," berichtete Frau Dorothea.

„Justus," wandte sie sich an den, „du wirst dein blaues Wunder erleben."

„Hat sie ein blaues Kleid?"

„Dummer Mensch, treib nicht Unfug mit deiner Mutter."

„Aber wo werde ich denn? — Also hat sich die Grete herausgemacht? Wie lange haben wir uns eigentlich nicht gesehen? Das muß doch vier Jahre her sein?"

„Ja, genau vier Jahre."

„Das ist eine lange Zeit. Damals war sie noch nicht ganz fertig."

„Du auch nicht."

„Mutterherz, hast du Absichten?"

„Justus, du darfst nicht übertreiben. In solchen Dingen hört der Spaß auf."

„Nicht wahr? Du willst doch auch nicht gleich beide Jungen auf einmal loswerden."

„An dir hätte ich nicht allzuviel verloren."

„Aber, Mutter, wer sollte euch denn dann die Forellen fangen?"

„Kommt schon." Mutter Dorothea schritt lachend voraus.

Justus wandte sich an den Bruder. „Du, Joachim, komische Leute seid ihr aber doch."

„Warum denn?"

„Weil ihr auf den Polterabend verzichtet."

„Du kannst das ja anders machen."

„Mache ich auch. — Höre, mir geht ein Gedanke durch den Kopf. Wir vertrinken heut abend deine Junggesellenzeit. Du machst doch mit, Onkel Waldemar?"

Der bejahte. Auch Joachim war einverstanden.

„Vater hält auch mit," plätscherte Justus weiter.

„Das glaube ich nicht," berichtigte ihn der Bruder. „Er hat sich ein bißchen hingelegt, weil es ihm nicht gut war."

„Was?" Justus erschrak, trat rasch in das Haus und ging die Treppe hinauf, den Vater aufzusuchen.

Adolf Knobler ruhte auf dem Sofa. Er war ein hagerer Mann mit schlohweißem Haar und eckigem Gesicht. Still und ernst lag er da und sah vor sich hin. Ohne daß er gerade Schmerzen gehabt hätte, spürte er doch, daß er krank war, und fürchtete, daß sich ein ernsthaftes Leiden langsam entwickele. Drei Jahre jünger als sein Bruder Waldemar, sah er sehr viel älter aus. Auf seinem Gesicht lag der Zug stillen Entsagens, der, ohne daß es der Kranke selbst weiß, deutlicher als alles die Krankheit verrät.

Der Mann grübelte nicht, aber er ward eine leise Sorge nicht los. Daß sein Ältester eine Freidank, eine Adlige, freite, was war weiter dabei? Es gab unter dem niederen Adel nur noch wenig Familien, in die hinein nicht Bürger- und Bauernblut versprengt war. Aber: In Joachim gärte und braute irgend etwas. Er sprach sich, seiner Art gemäß, nicht aus, aber so viel wußte der Vater, daß es ihm nicht genügte, Bauer zu sein, sondern daß er irgend etwas anderes begehrte. Ob ganz und gar und nur oder neben Hoheneiche her, wer wußte es? Vielleicht Joachim selbst nicht. Und nun kam die junge Frau. Einer Frau ist viel in die Hand gegeben. Sie kann zurückhalten, und sie kann vorwärtstreiben. Adolf Knobler sorgte sich um sein Hoheneiche und machte in dieser stillen Stunde und vor sich selbst kein Hehl daraus, daß er Joachim nicht traute. Eines beruhigte ihn: Justus war da, Justus, der offene, sonnige, der so fest in der Heimaterde wurzelte wie der

Eichbaum draußen. Sollte ihm das Schicksal einst die Aufgabe zuschreiben, des Vätererbes schützende Eiche zu sein, er würde sie erfüllen. Wenn Joachim ja einmal nicht wußte, ob er so oder so halten sollte, Justus wußte es bestimmt.

Justus trat in die Stube.

„Nanu, Vater, was sind denn das für Geschichten?"

„Das sind gar keine, das sind Magenschmerzen. Nicht einmal Schmerzen, höchstens so ein komisches Gefühl im Magen."

„Dann mußt du aber doch einmal zum Arzt gehen."

„I woher. Ich habe nun einmal einen schwachen Magen, und an etwas muß ja der Mensch schließlich auch einmal sterben." Er lächelte. „Weißt du schon, daß Grete Bernhard da ist?"

„Mutter sagte es."

„So. Nun mach dich mal 'n bißchen fein. Sie verdient's."

„Ich kann in zehn Minuten fertig sein, aber mach du mir keine Sorgen, alter Herr."

„Mach du mir keine. Ich habe Sorgen genug."

„Aber, Vater! Du hast Sorgen?"

„Ja, um Hoheneiche. Wird die junge Frau hierher passen?"

Justus lächelte. „Im Vertrauen, Vater, aber es bleibt unter uns: Sie ist ein Prachtkerl. Wirklich."

„So? Dann ist es gut. Ich kenne sie zu wenig."

„Der Heirat wegen brauchst du dir keine Sorgen zu machen."

„Ich habe es bislang auch nicht getan, nur eben jetzt und das darum, weil doch Joachim irgend etwas hat, hinter das ich nicht komme."

„Du auch nicht? Ich dachte, ihr hättet über bestimmte Pläne gesprochen.“

„Nein. Er schimpft, weil es den Bauern schlecht geht, und sagt, anderwärts wäre mehr zu verdienen, aber das ist alles, was ich weiß.“

„Ach, Vater, das Schimpfen ist heute eine Selbstverständlichkeit. Ich schimpfe auch. Zuletzt tut doch jeder seine Pflicht.“

„Solange ich lebe, bleibt es beim alten. Nach mir muß ich es gehen lassen, wie es Gott gefällt. Und nun zieh dich um, Justus.“

Adolf Knobler lag noch ein Weilchen und sann hinter seinem Sohne her. Schade, daß Justus nicht der Erbe sein konnte. Joachim war wohl in manchem praktischer und nüchterner, aber dafür glühte Justus geradezu für Heim und Heimat. Es half nichts, er mußte hinaus. Wäre es so gewesen, wie seinerzeit mit Bruder Waldemar, dann war alles leicht zu regeln. Geteilt wurde Hoheneiche nie, und das Erbrecht des Erstgeborenen war, wenn auch ungeschrieben, Hausgesetz. Justus wird sich schon durchhelfen.

Der hat sich umgezogen und tritt in die große, bis in den fernsten Winkel behagliche Wohnstube. Sie ist niedrig und braungeräuchert, starke Deckenbalken sind zwar rissig, aber noch kerngesund. In der der Tür gegenüberliegenden Ecke steht der große runde Familientisch.

Der Eintretende überfliegt das Zimmer mit raschem Blick, schreitet auf die Tischecke zu und streckt dem jungen Mädchen, das sich vom Stuhle erhebt, die Hand entgegen. Er will sie burschikos mit einem Scherzwort begrüßen, aber er stockt.

So hat er sich die Jugendfreundin nicht vorgestellt. Sie ist schön, so schön, wie er selten ein Mädchen gesehen hat. Hellblonde, leuchtende Haare, ein schmales Gesicht mit feiner gerader Nase, graue klare Augen, die Brauen nicht nur angedeutet, sondern kräftig entwickelt. „Guten Tag, Justus," grüßt sie, reicht ihm die Hand, die nicht eben klein und fest ist, und errötet leicht, als er sie ansieht.

„Tag, Grete." Justus Knobler hält ihre Hand fest.

„Vier Jahre sind eine schöne Zeit, aber daß du dich so herausmachen würdest, hätte ich nicht gedacht."

„Das kann ich dir zurückgeben, Justus. Du warst vor vier Jahren auch anders."

„Äußerlich nicht, aber innerlich. — Was macht der Vater, malt er noch feste? Und auch gesundheitlich gut beieinander? – Das ist recht. Nun willst du uns hoffentlich nicht gleich wieder ausreißen?"

„Justus," mahnte die Mutter scherzhaft, „rede bitte nicht gleich so viel. Du weißt ja sonst gar nicht, was du in den nächsten Tagen erzählen sollst."

„Ach, dann redet Grete. Du gehst doch ein paarmal mit angeln?"

„Hast du denn so viel Zeit, Justus?"

„Ich stehe im Examen. Da hat man die meiste Zeit."

Indem trat Vater Knobler ein. Frau Dorothea ließ das Abendbrot auftragen. Justus nötigte nach dem Essen in den Garten. Die Julinacht war lind, und am Himmel stand der zunehmende Mond.

Grete Bernhard spazierte mit Frau Dorothea ein Stückchen den Weg nach Bachfeld hinab. Die beiden plauderten über die morgige Feier, und als das junge Mädchen seine

Verwunderung darüber aussprach, daß das Brautpaar auf den Polterabend verzichtete und die Hochzeit nicht in Urbig, sondern in Hoheneiche gefeiert werden sollte, belehrte sie die mütterliche Freundin, daß sowohl Joachim wie auch Ilse den Trubel eines Polterabends nicht möchten und Urbig keine Herrin habe, so daß man dort alles hätte fremden Leuten überlassen müssen. Sie verschwieg, daß es Bernhard von Freidank schwer geworden wäre, eine größere Hochzeit auszurichten, man also aus der Not eine Tugend mache.

Grete Bernhard war zum ersten Male als sechsjähriges Kind in Hoheneiche gewesen. Damals hatte ihr Vater, dem kurz zuvor die Frau gestorben war, die Einsamkeit gesucht. Er hatte sie nicht nur in Hoheneiche gefunden, sondern das Land hatte den Künstler in ihm wieder geweckt und gefesselt, und die lieben Menschen hatten ihm über sein Leid hinweggeholfen. Bernhard war seinerzeit länger als ein halbes Jahr hier gewesen, es hatte sich eine Freundschaft entwickelt, die von beiden Seiten aus gut und fest geworden war. Der Maler hatte nicht wieder geheiratet. Sein Beruf hielt ihn zwar in der Stadt fest, aber er kam, sooft es ihm möglich war, in die Berge. Grete war inzwischen im Auslande gewesen und erst vor zwei Monaten zurückgekehrt.

Als die beiden Frauen von ihrem Spaziergange wieder in die Nähe der alten Posthalterei kamen, hörten sie bereits das Klingen der Gläser. Justus brachte ihnen rasch Stühle und Decken, und sie setzten sich in die Runde. Die Brüder saßen nebeneinander. Justus hielt eine kurze, lustige Rede, aus der doch eine leise Wehmut klang, und über ihnen rauschten die Bäume.

Joachim war ein wenig verlegen. Der Bruder hatte es zwar nicht gesagt, daß für ihn der Einzug der jungen Frau einen

weiteren Schritt in der Loslösung vom Vaterhause bedeute, er versicherte sogar im Gegenteil lachend, daß das werdende junge Glück eine neue Verwurzelung auch seiner selbst sein werde, aber das leise Zucken um seine Mundwinkel strafte den Übermut Lügen. Joachim hätte ihm gern ein gutes Wort gesagt, aber die Worte standen ihm niemals leicht zu Gebote. So drückte er ihm unter dem Tisch die Hand und sagte leise: „Justus, zwischen uns bleibt alles beim alten."

Der fragte rasch und ebenso leise zurück: „Auf Wort — und immer?"

„Ja, Justus."

„Prost, Joachim! Wenn wir nicht schon bei früherer Gelegenheit Brüderschaft gemacht hätten, würde ich sie dir jetzt anbieten."

Mutter Knobler, ihr Mann und Grete blieben nicht lange sitzen. Gegen elf ging auch Onkel Waldemar schlafen. Da nahm Justus den Bruder am Arm: „Komm, Joachim, wir laufen noch ein paar Schritte."

Sie schlugen den Weg nach der Wolfskuppe ein. Droben stand eine Bank, auf die setzten sie sich. Sie schwiegen und sahen hinaus in das schlafende Land.

Nach einer Weile fragte Justus: „Joachim, darf ich reden, wie es mir ums Herz ist?"

„Ja, Justus."

„Und du wirst mir auch nicht böse sein und mich richtig verstehen?"

„Böse bin ich dir bestimmt nicht, und verstehen werde ich dich, glaube ich, auch."

„Joachim, daß ich dir den Hof nicht neide, glaubst du mir, ohne daß ich es sage. Daß es mir aber schwer, sehr schwer

wird, mir draußen mein Brot zu suchen, nicht, weil ich mich vor der Arbeit oder vor den Widerwärtigkeiten fürchte, — damit werde ich fertig, — sondern weil ich Hoheneiche meiden muß, das muß ich dir sagen."

„Justus, du behältst doch hier deine Heimat."

„Das ist leicht gesagt und gewiß gut gemeint, aber — — — Nein, nein, die Sache wird morgen ein wenig anders, wenn der Vater stirbt, ein wenig mehr, stirbt die Mutter, vollends. Ich kann natürlich kommen, sooft ich will, schon aber nicht, solange ich will."

„Ich bitte dich!"

„Nicht böse sein, Joachim. Wir wollen uns keine blauen Brillen aufsetzen. Wenn ich später mal, so vielleicht in zehn Jahren, mit meiner Familie auf sechs oder acht Wochen komme, dann habe ich zu fragen: Was bin ich schuldig? Das ist selbstverständlich und in Ordnung. Wir zwei haben uns auseinandergesetzt, ich habe mein Teil, du das deine, jeder muß sehen, wo er bleibt. Also darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Es ist der natürliche und ordnungsgemäße Verlauf der Dinge. Die Sache anders sehen, hieße sich belügen. Also ich verliere unsere Heimat. Du führst das Geschlecht weiter auf seinem angestammten Platze. Punktum! Gegen Geschlecht und Eigentum aber haben wir Verpflichtungen. Wir sind Treuhänder. Jeder vor uns war es, jeder nach uns soll es sein, du bist es auch. Treuhänder! Und nun kommt meine Sorge. Ich will nicht in dich dringen, verlange nicht, daß du mir etwas sagst, was du für dich behalten möchtest, aber, Joachim, ich habe das Gefühl, daß dir Hoheneiche nicht genügt, daß du irgend etwas anderes mindestens nebenher unternehmen willst — — —"

„Ja, das will ich wirklich," unterbrach ihn der Bruder. „Nicht wahr, ich hatte recht. — Joachim, ich bitte dich um eins: Bringe Hoheneiche nicht in Gefahr."

„Niemals, Justus. Hoheneiche bleibt den Knoblers, die Knoblers bleiben Hoheneiche."

„Ist das ein Manneswort, so gut wie ein Schwur?"

„So gut wie ein Schwur. Ich halte Hoheneiche!"

Justus riß des Bruders Hand an sich und drückte sie fest. „Dann ist alles gut. — Das lag mir auf der Seele. Und du bist mir nicht böse?"

„Nein. Ich weiß doch, was dich zum Reden treibt."

„Gott sei Dank, daß du es so ansiehst. Ich bin ein überspannter Kerl, der gar nichts vom Geschäftsmann an sich hat. Nicht eine Spur." — Der Bruder lächelte. „Nein. Ich glaube, du machst sogar nächstens Gedichte."

„Mache ich schon längst, aber ein Hundsfott will ich sein, wenn die, außer etwa meiner Frau, ein Mensch zu sehen kriegt."

„Vielleicht sind sie aber gar nicht so schlecht."

„Nee, das sind sie auch nicht. Mindestens sind sie wahr. Ich glaube aber auch, daß sie darüber hinaus gut sind. Trotzdem kriegt sie niemand zu sehen. Dazu ist mir Hoheneiche zu lieb. Das will ich dir sagen, Joachim, es ist manchmal verflucht schwer. Ich bin ein fideles Haus, habe oft genug unter dem Tisch gelegen, halb, weil ich saufen mußte, halb, weil ich saufen wollte, aber, bei Gott, ich — krieg's zum Beispiel nicht fertig, zu den Weibern zu laufen."

„Du willst doch nicht etwa in Onkel Waldemars Fußtapfen treten?"

„Das werde ich nicht, aber ich krieg's einfach um Hoheneiches willen nicht fertig. Ich — brenne für Hoheneiche.

Joachim, sieh dich um. Wir zwei und die Berge und die Wälder und der Himmel über uns! Du weißt ja gar nicht, wie dreckig die Welt ist. Sich zu wehren, das macht an sich natürlich Spaß, aber ich hasse den feigen Kampf aus dem Hinterhalte. Weißt du: Man sagt nichts, man heuchelt sogar Freundschaft, und doch lauert man darauf, sich gegenseitig das Genick abzudrehen. Das kann früher nicht so gewesen sein, und es wird immer schlimmer, je schwerer der wirtschaftliche Kampf wird. Wir müssen uns hier auch wehren. Von unseren Feldern gibt keines freiwillig seine Frucht, aber man weiß, wie man daran ist, es geht ehrlich zu, es ist Platz da. Man kann sein, der man ist und wie man ist."

Joachim legte dem Bruder die Hand auf das Knie. „Du mußt dich nicht wieder so aufregen."

Justus stöhnte auf. „Hast recht. Ich bin schon einmal halb verrückt gewesen. Aber ist das nicht bitter, wenn ein Mensch von siebenundzwanzig Jahren, der, weiß Gott, gerne lustig ist, der Kraft in sich fühlt für zehn, sagen muß, es ist verdammt dreckig? Und das ist es! Und nun weißt du, was Hoheneiche für mich bedeutet. Hier ist Wahrheit, und hier ist Gesundheit. Das haben unsere Väter und Mütter in Ehren durch dreihundert Jahre getragen und groß gemacht. Das hat mich nicht gelassen, wenn der Satan in mir durchgehen wollte; dem danke ich es, daß ich wieder gesund wurde, und wenn ich einen wackeren Burschen treffe, — es gibt ihrer noch, — dann muß ich an Hoheneiche denken, und wenn ich ein Mädel sehe, das sich nicht anbietet und das nicht feil ist, dann denke ich an Hoheneiche. — Nun weißt du, wie es in mir aussieht. So bin ich, ich kann nicht anders. Halte es gut, unser Hoheneiche, Joachim, Treuhänder!"

2.

Urbig war einst eine Wasserburg gewesen. Es stammte aus der Wendenzeit. Der Graben an der rückwärtigen Seite des Schlosses war eingeebnet worden und heute ein Teil des Gemüsegartens. Der an der Vorderseite war zwar verschlammt und roch an heißen Sommertagen übel, aber zwei dünne Quellen führten ihm wenigstens so viel Wasser zu, daß er offengehalten werden konnte. Von dem ursprünglichen Schloßbau war so gut wie nichts übrig. Ein verwahrloster Eckturm sollte noch aus der frühesten Zeit stammen. Im übrigen war das Ganze heute ein Flickwerk aus verschiedensten Zeiträumen. Trotzdem wirkte es in seiner Gesamtheit nicht schlecht.

Den Bau zu erhalten, hätte schon bei regelmäßigen und rechtzeitigen Ausbesserungen viel Geld gekostet. Ihn jetzt, nachdem er mindestens durch zwei Generationen verwahrlost war, wieder in Ordnung zu bringen, hätte ein Vermögen verschlungen. Aber nicht nur das Herrenhaus war heruntergekommen, Ställe und Scheunen, Schuppen und Gärten machten denselben Eindruck. Bernhard von Freidank sah das wohl, es machte ihm auch Gewissensbisse, aber er tröstete sich immer damit, daß nach ihm einer kommen werde, dem Spielerei sein werde, was ihm durchzuführen ein neidisches Schicksal versagte.

Wer sollte dieser eine sein? Armin, der Namensträger des Geschlechtes? Ja, er hatte nach des Vaters Überzeugung

das Zeug dazu. Daß er lieber auf die Jagd als auf die Felder ging, war Edelmannsart, daß er, wenn es ihm paßte, zechte, das halbe Dorf Hirzau betrunken machte, war Erbteil. Er konnte es trotz allem schaffen, wenn — er wollte.

Ilses Heirat war für den Vater eine gewisse Enttäuschung. Gegen das Mädel aber war nichts zu machen. Sie sah Vater und Bruder bei den Auseinandersetzungen ruhig an, hatte für den Vater ein freundliches, für den Bruder ein mitleidiges Lächeln und — tat, was sie tun mußte. Abgesehen davon, daß sie sich nicht in ihre eigensten Dinge dreinreden ließ, fand sich der Vater darum mit der Heirat ab, weil gegen die Knoblers nach keiner Richtung hin etwas einzuwenden war. Sie waren in ihrer Art vornehme Leute, waren seßhaft und waren vermögend.

Urbig würde Ilse schwer vermissen. Wenn die Wirtschaft nicht längst noch weiter herunter war, dann war es ihr zu danken.

Bernhard von Freidank und sein Sohn Armin saßen sich in dem Erkerzimmer gegenüber. Eine Akazie klopfte mit ihren Zweigen dann und wann gegen das Fenster, drunten im Wassergraben quakte ein verspäteter Frosch.

Armin von Freidank, ein schlanker junger Mensch mit schmalem hageren Gesicht und reichem braunen Haar, lehnte im Klubsessel und streckte die Beine weit aus. „Tja, Vater, nun geht Ilse, und ich weiß nicht, wie es werden wird."

Der alte Herr strich den starken weißen Schnurrbart. Seine grauen Augen, unter denen dicke Tränensäcke saßen, richteten sich ernst auf den Sohn. „Das weißt du nicht? Willst du dich von deiner Schwester beschämen lassen?"

Armin zuckte die Achseln. „Man tut, was man kann. Der eine kann viel, der andere weniger. — Ich verstehe übrigens nicht, wie Ilse mit dem Joachim zurechtkommen will. Wenn es noch Justus wäre."

„Die beiden paßten nicht zusammen."

„Woher weißt du denn das?"

„Ilse will einen ernsthaften Mann. Der jüngere Knobler ist zu spielerisch."

„Hm. Ich glaube, du täuschst dich sowohl in Ilse wie in Justus."

„Willst du mich die Menschen kennen lehren? Es ist müßig, uns darüber zu unterhalten. Ilse heiratet morgen und kennt ihre Verpflichtung."

„Wenn sie nur dein Sohn auch kennte, was?"

„Ja. Er könnte sie allmählich begreifen."

„Vater, wann hast du sie denn begriffen? — Aber ich will dich ja gar nicht beleidigen. Du brauchst nicht aufzufahren. Wie alt warst du denn, als du dich in das Joch spannen mußtest, in das ich mit vierundzwanzig Jahren soll?"

„Wenn ich älter war, so lag das nicht an mir, sondern an den Verhältnissen."

„Zugegeben. Du hattest nicht das Pech, so nachgeboren zu sein wie ich, sondern warst eine Generation früher. — Gott, nun regst du dich wieder auf. Wozu denn? Wir zwei machen uns doch nichts vor. Ich weiß ja ganz genau, daß ich ein sträflich leichtsinniger Vogel bin. Vielleicht tragen daran die Verhältnisse mehr Schuld als ich selber. Aber ich will mich nicht entschuldigen. Ich bin ein leichtsinniges Huhn. Was kann ich dafür, daß das Leben so schön

ist? Gönn mir doch die paar Jahre. Ich weiß ja ganz genau, wie es kommt."

„Wie soll es kommen?" Der alte Herr fragte leise und war grau im Gesicht.

„Wie es Gott gefällt," kam es spöttisch aus des Jüngeren Mund. Er sprang auf. „Wozu wollen wir uns den schönen Abend verderben, Vater? Es kommt doch nichts dabei heraus. Wir sind beide Menschen, die das Sorgen nicht übermäßig lieben. Werfen wir's doch ab. An Ilse kann man sich ein Beispiel nehmen. Ich bewundere sie. Sie hat die ganze Geschichte tadellos eingeleitet. Polterabend — null. Warum? Darum. Liebt sie nicht, den Rummel. Hochzeit in einfachster Form. Warum? Sie liebt die großen Veranstaltungen nicht. Liebt alles nicht, was — Freidankſches Geld kosten könnte. Donnerwetter! Ich kriegte das nicht fertig. Sie schulmeistert mich, sie guckt manchmal aus erhabener Höhe auf mich herab, aber sie hat ein Recht dazu. Ich habe sie trotzdem so lieb, daß sie mich jeden Tag mit Haut und Haaren fressen darf." Armin von Freidank zündete sich eine Zigarette an. „Ich bin ein Schwächling. Nun ja, das ist halt so." Er stand auf. „Wollen wir nicht noch mal zu Ilse gehen? Wir haben sie den letzten Abend ganz für uns."

Langsam stand der alte Herr auf. War es Schuld, die ihm die Schultern herabdrückte? In seinem Sohn sah er sich selbst. So war auch er gewesen und war es zu einem guten Teil noch heute! —

Ilse von Freidank saß in ihrem Zimmer und schrieb. Es war eine altväterisch eingerichtete Stube ohne alle Bequemlichkeit und Weichheit. Ein einfaches, hartes Bett, ein Waschtisch ohne Fläschchen und Dosen. Zwei Schränke,

etliche Stühle und ein runder Tisch. Kein Sofa, kein Lehnsessel. Ilse neigte den Kopf über ein Buch und hatte rund um sich eine Anzahl Schriftstücke liegen. Steuerbescheide, Rechnungen, Auszüge. Ihr Mund war fest geschlossen, über der ein wenig starken Nase stand eine Falte, die rechte Hand krampfte sich förmlich um die Feder. Dann und wann fuhr sich Ilse mit der Linken über das dunkle Haar. Sie zog mit rascher Hand einen Strich, zählte zusammen, schrieb eine Zahl und stand auf. Nun strich sie sich mit beiden Händen über den Scheitel und trat an das Fenster. Sie war groß und stark. Alle ihre Bewegungen waren kurz und bestimmt. Sie sah durch das Fenster und stemmte dabei die Hände in die Seiten. Hätte sie das Joachim sagen müssen? Daß er eine arme Frau kriegte, wußte er. Daß die Lage so ernst ist, weiß sie selbst erst seit heute. Sie wird nachher noch einmal ernsthaft mit Armin reden.

Vater und Bruder treten ein. Ilse sieht ihnen vom Fenster her überrascht entgegen.

„Wir möchten gern noch eine Stunde mit dir zusammen sitzen," sagt der Vater.

„Aber doch nicht hier." Das junge Mädchen ist vor den Tisch mit seinen Papieren getreten.

„Was hast du denn da auf dem Tische liegen?"

„Das ist die Abrechnung der letzten Woche, Vater."

„Die übergibst du wohl nachher Armin. Ich verstehe davon nichts. Oder willst du sie Frau Simon übergeben?"

„Jeder kriegt sein Teil."

„Bist du denn überhaupt für morgen fertig? — Ich finde es unerhört, daß Tante Thekla und Onkel Herbert erst morgen früh kommen wollen."

„Mir gefällt das. Sie arbeiten bis zur letzten Minute."

„Ja doch, Kind, so war Tante Thekla schon immer. Aber du feierst doch nur einmal Hochzeit, und sie hätte gern ein bißchen Mutterstelle vertreten können."

„Die Mutter kann sie mir nicht wiedergeben, und Stellvertretung brauche ich nicht. Laß es nur, Vater. Du weißt doch, wie ich bin. Ich helfe mir schon. Aber nun kommt. Hier ist es ungemütlich. Bei dir, Vater, ist es am schönsten. Ich will gleich Abendbrot heraufbringen lassen. Wir essen bei dir."

Ilse verstand es, dem Abendbrot, wenn auch in bescheidenem Maße, ein festliches Aussehen zu geben. Ein leichter Rotwein funkelte in den Gläsern. Der Vater hob sein Glas. „Mein liebes Kind!" Er fuhr mit dem Finger in den Kragen. „Meine liebe Ilse, ich — danke dir. Ich — hm hm – – Ich — weiß, was ich an dir habe. Du hast deinen Vater stets – –", eine Träne tropfte auf das Tischtuch, „deinen Vater stets," der Mann drückte es schwer heraus, „in Ehren gehalten, obwohl – –"

„Vater!" Ilse sprang auf und umhalste ihn. „Ich habe viel zu wenig getan. Du bist unser Vater, auf den wir stolz sind." Sie langte, an ihn gelehnt, nach ihrem Glase und stieß mit ihm an. „Zum Wohl, Väterchen!"

„Zum Wohl, mein — liebes, liebes Kind."

„Prost, Armin, Bruderherz und leichtsinniges Huhn!"

„Prost, Ilse, tapferer Kerl!"

„Und nun haltet keine Leichenreden. Wenn ich wieder mit euch am Tische sitze, bin ich nur zu Besuch da, aber was ist weiter dabei? Mädel müssen heiraten." Ilse biß tapfer in ein Stück Brot. Über den Tisch hinüber neckte sie sich mit dem Bruder.

„Armin, kennst du eigentlich die kleine Wißberg?"

„Wo werde ich denn die nicht kennen?"

„Ach richtig, wir waren ja in Doberitsch zusammen. Natürlich. Am Ende kriegst du morgen wenigstens einen kleinen Prellschuß."

„An mir soll es nicht liegen, aber ich habe Pech. Du wirst sehen. Das goldene Gefieder haben andere vor mir entdeckt."

„Dann stich die anderen aus."

„Wer im Rohre sitzt, hat gut Pfeifen schneiden."

Die Stimmung wurde recht fröhlich, weil alle drei Menschen ehrlich bemüht waren, gegenseitig Ernst und innere Bewegung zu verbergen. Nach dem vierten Glas Rotwein fing der alte Herr an, in Erinnerungen zu leben. Dabei kam er ins Prahlen. Das war immer so, aber niemand nahm es ihm übel. Er übertrieb, aber der mitschwingende Hauch von Wehmut rührte.

„Wie ich in Halberstadt bei den Kürassieren stand – –"

Dabei strich Bernhard von Freidank seiner Tochter immer über die Hand, und wenn es besonders stark aus ihm herausbrach, dann nahm er die Hand und drückte sie.

„Mein liebes Kind!" Er wollte eigentlich jedesmal: Mein armes Kind, sagen, aber er brachte es nicht fertig.

Kurz nach neun ging der Vater schlafen. Der Rotwein hatte ihm leidlich über den Abend hinweggeholfen. Er ging mit dem Bewußtsein, daß nichts verloren sei. Man werde schon einmal wieder hochkommen.

Als die Schlafzimmertür hinter ihm zuklappte, nahm Ilse dem Bruder das Glas aus der Hand. „Armin, du kommst nicht so leicht davon. Wir zwei müssen jetzt anders miteinander reden."

„Aber, Ilse, wozu denn? Es ist doch ganz egal, ob ich weiß, wie dreckig es uns geht; es genügt mir völlig, wenn ich weiß, daß es uns dreckig geht, und das weiß ich."

„Das ist feige, Armin."

„Mag sein, daß es so aussieht, ich bin aber nicht feige. Man muß mich nur an den richtigen Platz stellen."

„Armin, ich verlange, daß du da angreifst, wo ich aufhören muß. Es ist genug, daß ich es jahrelang allein getragen und gemacht habe. Jetzt bist du daran, und wenn du dich nicht vor Vater und Mutter und vor dir selber schämen willst, und wenn du nicht willst, daß ich dich verachten soll, dann komm."

„Wohin denn?"

„In mein Zimmer."

„Aber hier ist es doch viel gemütlicher."

„Es soll gar nicht gemütlich sein."

„Ilse, mußt du mir denn den letzten Abend verderben? Ich habe dir doch nichts getan."

„Schwatz nicht. Auf den Vater Rücksicht zu nehmen, das war meine Pflicht. Dir gegenüber bin ich zur Rücksichtslosigkeit verpflichtet."

Sie saßen in Ilses Stube, es wurde dunkel.

„Deine Stühle sind verdammt hart, Ilse."

„Mir sind sie immer recht gewesen."

„Ja, du!"

„Höre her. Hier," sie hielt einen starken Band in der Hand, „ist die Geschichte unseres Hauses, soweit ich sie feststellen konnte."

Armin nahm den Band in die Hand und blätterte. „Allmächtiger Gott, das sind ja über vierhundert Seiten!

Und alles mit der Hand geschrieben! Das hast du gemacht? O je, o je! Wie lange hast du dazu eigentlich gebraucht?"

„Sechs Jahre."

„Ilse, du bist ja wohl nicht ganz bei dir? Sechs Jahre an der Geschichte unseres Hauses gearbeitet? Warum denn?"

„Um sie dir in die Hand drücken zu können."

„Mir? Was soll ich denn damit? Ich bitte dich, was soll ich mit den ollen Kamellen?"

Der Schwester Augen blitzten. „Lesen sollst du sie, nein, nicht bloß lesen, lernen."

„Auswendig?"

„Schäm dich, Armin. Ich weiß, daß du leichtsinnig bist, aber ich habe immer noch geglaubt, es stecke ein guter Kern in dir. Soll das nicht wahr sein? Willst du gar nicht fühlen, daß du mit Erbe und Namen Verpflichtungen übernimmst?"

Armin sah sie demütig an. „Ilse, ich will dich ja nicht enttäuschen, aber du weißt doch so gut wie ich, daß das Gut nicht zu halten ist."

„Es ist zu halten und muß gehalten werden."

„Wie ist es zu halten?"

„Indem du dir von jetzt ab alles versagst, auch deine Zigarette, auch dein Glas Wein, von deinen Streichen gar nicht zu reden."

„Was hast du denn dort noch liegen?"

„Das kommt jetzt daran. Hier stehen alle unsere Verpflichtungen."

„Zeig her."

Armin von Freidank prüfte nur die Endzahl. Er legte das Blatt wortlos auf den Tisch zurück.

„Nun?“ fragte die Schwester scharf.

„Es hat gar keinen Zweck, daß wir darüber reden.“

„Hast du auch die Taxen und Schätzungen gelesen?“

„Nein.“ Armin langte wieder nach dem Blatte. „Hm. Solange der Vater lebt, wird es reichen.“

Die Schwester sprang auf. „Das ist alles? Hast du gesehen, daß ich im letzten Jahre zweitausend Mark abgezahlt habe?“

„Nein. Wie hast du das bloß gemacht?“

„Gespart habe ich, weiter nichts.“

„Und dem Vater verborgen.“

„Ja. Das müssen wir. Vater stammt aus einer anderen Zeit. Wir haben kein Recht, ihn zu richten, wir haben die Pflicht, ihn zu entschuldigen und für ihn zu sorgen.“

„Ich bin aber genau so wie Vater. Ich kann auch nicht rechnen.“

„Das ist eine bequeme Art, sich seiner Verantwortung zu entziehen.“ Ilse legte die Hand schwer auf die Geschichte ihres Geschlechtes. „Hier, daraus steigt die Verantwortung auf.“

„Wäre sie nur schon dem Großvater und dem Urgroßvater aufgestiegen.“

„Danach haben wir nicht zu fragen. Sie sind tot, wir leben.“

„Und leiden durch sie.“

„Willst du dich damit rechtfertigen, wenn dich deine Kinder einst verurteilen?“

„Ich werde nicht heiraten.“

„Du sollst heiraten. Ob du dabei glücklich oder unglücklich wirst, danach hast du nicht zu fragen. Du hast

einzig zu fragen, wie erhalte ich unseren Namen und unseren Sitz."

„Nein, Ilse, da bin ich ganz anderer Meinung. Ich habe nur ein Leben und habe zu fragen, wie ich mir das so einrichten kann, daß ich etwas davon habe."

Die Schwester war bleich geworden. Sie trat an den Bruder heran und schüttelte ihn an den Schultern. „Macht das der Wein oder bist du völlig klar?"

„Ach, die paar Glas Wein! Ich bin so nüchtern, wie du nur wünschen kannst. Hier gehen wir auseinander. Ich fühle mich nicht verpflichtet, die Sünden meiner Väter – –"

„Und die eigenen."

„Ach, die sind ja nur ein Tropfen im Meer – – die Sünden meiner Väter gutzumachen, und wenn ich es schon wollte, nach dem, was hier geschrieben steht, könnte ich es gar nicht."

„Allmächtiger Gott, dann hätte ich es falsch gemacht?"

„Ja, das hast du falsch gemacht, gründlich falsch. Die Zahl erschlägt mich."

„Und ich wollte dich gerade damit wachrütteln."

„Du tust mir leid, Ilse, aber sieh mal, auf jede Zigarette, auf jedes Glas Wein verzichten, früh um drei auf dem Hofe stehn und um elf ins Bett kommen, mein eigener Inspektor und Verwalter sein, an jedem Ei und jedem Stück Wurst sparen, um im besten Falle mit sechzig Jahren sagen zu können, so, nun sind wir über den Berg – – –"

„So lange dauert es ja gar nicht."

„Gut, laß es zehn Jahre weniger sein. Jetzt bin ich vierundzwanzig, dann bin ich fünfzig. Und was habe ich vom Leben gehabt?"

„Das Bewußtsein, deine Pflicht getan zu haben, den Ruhm, die Freidanks wieder hochgebracht zu haben."

„Ich verzichte auf beides. Ich will leben."

„Heißt das: Genießen?"

„Auch, aber nicht nur. Nein, ich will schon arbeiten, ich kann auch verzichten, aber ich kann nicht dreißig Jahre verzichten und nur arbeiten."

„Armin, wenn ich dir nun helfe?"

Der Schwester Stimme war bittend und weich.

Ernste Augen richteten sich fragend auf sie. „Also habe ich doch richtig getippt?"

„Wieso?"

„Deine Heirat ist ein — Opfer."

„Nein!" schrie Ilse auf, aber sie schlug die Hände vor das Gesicht.

„Arme Ilse! Es ist noch Zeit. Schicke einen Boten nach Hoheneiche und laß sagen, du könntest nicht. Mach dich und deinen Mann nicht unglücklich."

Ilse von Freidank riß die Hände vom Gesicht. Hochaufgerichtet stand sie da.

„Du hast es in der Hand, ob ich glücklich oder unglücklich werde. Ich heirate Joachim nicht, um uns zu retten, aber wenn du der Schwächling bist, als der du dich jetzt gibst, dann muß ich an deine Stelle treten und dann — —"

„Damit belastest du mich nicht. Ich verspreche dir nichts weiter als das, daß ich tun will, was ich kann. Wie weit das geht, vermag ich heute nicht zu sagen. Mich um eines heruntergewirtschafteten Besitzes willen zu kasteien und mein Leben zu zerstören, das lehne ich ab. Wenn es mit ehrlicher Arbeit und vernünftiger Entsagung zu schaffen ist, wird es geschafft.

Jetzt sei auch du vernünftig, Ilse. Dein Mann und mit ihm die Familie Knobler, die nicht viel jünger ist als die unsrige, hat ein Recht darauf, daß du dich dort in Hoheneiche ganz einreihst. Ganz oder gar nicht. Sonst bist du unehrlich. Über die Torheit, daß ein adliger Stamm und Name mehr wert seien als ein guter Bauern- oder Bürgerstamm, wirst du hinaus sein. Wenn von Verpflichtung die Rede sein kann, dann ist sie hüben und drüben gleich groß."

„Rede weiter, du bist jetzt der, für den ich dich trotz deines Leichtsinns immer gehalten habe."

„Ach, laß den Leichtsinn. Der ist lange nicht so groß, als ihr meint. Du darfst nicht übersehen, daß auch ich schon längst viel hellhöriger bin, als es aussieht. Kannst du mir seit länger als einem Jahr mehr nachsagen, als daß ich mich ein paarmal betrunken habe? Und das kann aus einem ganz anderen Grunde geschehen sein als aus Leichtsinn. Ich habe schon den ganzen Tag gewußt, daß es heute noch zu einer Auseinandersetzung zwischen uns kommen würde. So was spürt man. Das liegt in der Luft. Wenn dir das nicht genügt, was ich versprochen habe, dann kann ich dir nicht helfen. Das aber sage ich dir: Du hast von morgen ab nichts weiter zu sein als eine Knobler. Wenn du auf deren Kosten in das Geschick der Freidanks eingreifen willst, dann hast du mich gegen dich, und dann erreichst du nur, daß ich zerstöre, was du aufzubauen versuchst, zerstöre, bis auf die Grundmauern. Ob ich vor die Hunde gehe oder nicht, das ist mir egal. Ich bleibe ehrlich." Armin streckte der Schwester die Hand entgegen. „Die Geschichte unseres Hauses nehme ich ebenso mit wie deine Abrechnung. In die werde ich mich schon übermorgen hineinknien. Das andere mag für den Winter

liegenbleiben, und ob ich dann dazu komme, ist mir auch noch fraglich. Es ist vielleicht besser, ich lasse es; denn es könnte sein, daß ich etwas ganz anderes herauslese als du, nämlich das, daß, wenn ich den Gewesenen gegenüber verpflichtet sein soll, ich verlangen kann, daß sie sich auch gegenüber den Kommenden verpflichtet zu fühlen hatten. Und diese Verpflichtung haben die Freidanks nicht erfüllt. — Gute Nacht, Ilse."

Aller Trotz des jungen Mädchens war weg. Sie umhalste den Bruder und küßte ihn. „Armin, ich habe es ja gewußt, daß du anders bist, als du dich gabst. Nun gehe ich viel leichter, als ich noch heute früh dachte. Habe Dank, Armin. Und, ich will dir noch eins sagen, ich — habe Joachim lieb. Gute Nacht."

*

Die Trauung hatte in Bachfeld stattgefunden, die Hochzeitsgesellschaft saß im Garten von Hoheneiche. Bernhard von Freidank spielte den Gastgeber, obwohl das Ganze gar nicht auf seine Kosten ging. Justus und Armin fühlten sich verletzt, der eine um seiner braven Eltern willen, der andere weil er das Empfinden hatte, es sei wider die Ehrlichkeit, aus einem Namen das Recht herzuleiten, etwas darzustellen, das man gar nicht war. Im übrigen herrschte eine heitere Stimmung. Bernhard von Freidank schaltete in einer so liebenswürdigen, gewandten Art, daß selbst Onkel Waldemar, der sonst auch ziemlich empfindlich war, darüber hinwegsah. Der Kaffee war getrunken, man wollte zu einem kurzen Ausfluge nach der Wolfskuppe aufbrechen. Da fuhr ein Kraftwagen vor. Es war ein eleganter Zweisitzer. Bernhard von

Freidank stand rasch auf, trat an das Gartentor und sprach ein paar kurze Worte mit dem Wagenführer. Dann kehrte er zurück, trat hinter seinen Stuhl und klopfte mit dem Löffel an die Tasse. „Liebe Kinder, Ilse und Joachim! Die Zeiten, da die Rittergeschlechter des Landes anläßlich der Hochzeit eines ihrer Kinder Turniere veranstalteten, Lanzen brachen und Pferde tummelten, sind vorüber. Wir sind modern geworden, und modern sein heißt, sich auch der Annehmlichkeiten bedienen, die die neue Zeit bietet. Zu denen gehört in erster Linie der Kraftwagen, der Raum und Zeit überwindet. Draußen steht ein bescheidener kleiner Wagen. Nehmt ihn, liebe Kinder, als Hochzeitsgeschenk eures Vaters und fahrt damit im Achtzigkilometertempo ins Glück."

Bernhard von Freidank war von seinen eigenen Worten so gerührt, daß er sich eine Träne vom Auge wischen mußte. Die junge Frau war erschrocken. Sie fing einen Blick ihres Bruders auf. Der sah gelbgrün aus, aber er lachte aus vollem Halse. „Alter Herr, das hast du glänzend gemacht!" Justus Knobler biß sich auf die Lippen und schwieg. Er schloß sich langsam den anderen an, die aus dem Garten drängten.

Der Wagen war ein Luxusmodell einer führenden Marke. Nur zweisitzig, sicher aber im Preise ebenso teuer wie ein schlichter Sechssitzer billigeren Fabrikats. Joachim Knobler reichte dem Schwiegervater die Hand. „Ich danke dir, Vater. Nun will ich sehen, daß ich wenigstens in absehbarer Zeit im Vierzigkilometertempo fahren kann. Aber wo stellen wir den Wagen inzwischen unter?"

„Vorläufig kann er wohl in einem trockenen Schuppen oder Stall stehen. Ich habe mir vorhin den Hof angesehen. Ihr werdet die Garage am besten dort in der linken Ecke

bauen. Das kostet nicht viel. Mit fünfzehnhundert bis zweitausend Mark ist alles abgemacht."

„Auch ein ganz schönes Stück Geld," murmelte Justus Knobler. Onkel Waldemar, neben dem er stand, sah ihn an und lachte.

Der alte Freidank war so in sein Geschenk verliebt, daß er sich in Zukunftsträumen erging. „Damit schließen wir Hoheneiche an die Welt an und unser junges Paar an die Gesellschaft. Ihr werdet Verbindung aufnehmen mit den Städten und mit den Gütern, euer Leben kommt in Fluß, ihr seid der Einsamkeit entrückt."

Mutter Dorothea hielt ihres Mannes Hand und zog ihn leise in den Garten zurück. „Komm, Vater. Wir wollen der Einsamkeit gar nicht entrückt sein. — Wie geht es dir denn?"

„Gut, Mutter. Mach dir nur keine unnützen Sorgen."

„Aber du gehst bald einmal zum Arzt?"

„Wenn dir gar so viel daran liegt, kann ich es ja tun."

„Ja, ich bitte dich darum."

Auf dem Wege zur Wolfskuppe richtete es Ilse so ein, daß sie ein paar Schritte an ihres Bruders Seite ging.

„Schone den Vater, Armin. Ich verlange es. Wir reden später darüber." Sie sagte es leise und mit lächelndem Gesicht. Auch Armin beherrschte sich und lächelte. Es sah aus, als hätten sich die Geschwister etwas Angenehmes gesagt.

Auf der Wolfskuppe begann Bernhard von Freidank zu erläutern. „Links drunten, im Bachfeld, hatten wir achtzehn Hufen; Masser, das eigentlich nur eine Siedlung mitten im Walde war, gehörte uns ganz. Hirzau war sozusagen unser Küchendorf." Immer mehr zählte er auf. Er wies

jetzt mit dem Finger hinab auf Hoheneiche. „Auch das war unser. Jobst von Freidank hat – –"

„Du irrst, Vater," unterbrach ihn die Tochter. Sie hatte gesehen, wie sich das Gesicht ihres Schwagers verdüsterte. „Mit Hoheneiche haben wir nichts zu tun gehabt. Soviel mir bekannt ist, hat Herzog Georg die Familie Knobler mit dem Hofe belehnt."

Sie sprach gegen besseres Wissen. Der Vater hatte recht, aber sie wollte ihres Mannes Familie auch in deren Anfängen nicht von ihrer eigenen abhängig sehen lassen. Justus nickte ihr zu. „So weiß ich es auch, Ilse."

Er fühlte sich seiner Schwägerin dankbar verbunden.

Der alte Freidank hatte nicht im mindesten zu protzen versucht und nicht entfernt daran gedacht, daß sich ein Knobler verletzt fühlen könne. „Ich lasse mich natürlich gern berichtigen, Ilse. Du bist unser Historiker. Im übrigen ist es auch nebensächlich."

Und er nahm sie alle für sich ein, als er mit freier, schöner Offenheit erklärte, daß es ein wundervoller Beweis einer sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbenden Tüchtigkeit sei, daß die Knoblers heute nicht nur zu den begütertsten, sondern vor allen Dingen angesehensten Familien des Landes gehörten. Er wies auf Joachim und Justus: „Wo solche Männer wachsen, braucht man auch für die Zukunft nicht bange zu sein. — Und nun, meine Herrschaften, sehen Sie sich um. Das ist unsere Heimat. Ich habe viel gesehen, habe als junger Mann manchen Berg erklettert, habe Jagden in Rußland und in den Karpathen mitgemacht, — die Trophäen hängen daheim, soweit sie nicht die Motten zerfressen haben, — nach dem Besten trachtete ich allerwärts, aber auch mir

müsse, wie Walter von der Vogelweide, übel geschehen, hätte ich es anderswo so schön gefunden wie daheim."

Onkel Waldemar und Justus sahen sich in die Augen.

„Man muß nur durch das Gerümpel, das obenauf liegt, dringen," sagte Waldemar Knobler, „dann sieht man, daß man doch — einen Edelmann vor sich hat."

„Womit nicht gesagt sein soll, daß wir nicht in diesem Sinne auch Edelleute wären," setzte Justus hinzu.

„Nur, bei uns war das niemals fraglich," ergänzte Onkel Waldemar lachend.

Auf dem Heimwege blieb Bernhard von Freidank ein wenig zurück. Der Weg war steinig und ausgefahren. Armin gesellte sich neben den Vater und nahm seinen Arm.

„Komm, Vater."

„Junge, ich bin doch kein Tappergreis. Aber du hast recht. Das verfluchte Abwärtsschreiten. Es geht viel schlechter als bergan."

„Vorsicht. Nun wird es gleich besser. — Ich habe gar nicht gedacht, Vater, daß du derart schweigen könntest."

„Du meinst die Geschichte mit dem Wagen?" Der alte Herr blieb stehen, seine Augen strahlten, und er lachte über das ganze Gesicht. „Das war doch eine zeitgemäße Idee?"

„Glänzend zeitgemäß. Richtiger konntest du es gar nicht treffen. Wir könnten eigentlich auch so ein Ding brauchen."

„Hm, ja. Dann könnte man immer mal rüber spritzen nach Hoheneiche. Aber wir wollen erst das eine ausgestanden haben."

„So ein kleiner Wagen kann doch nicht teuer sein."

„Na, na. Die Ausführung kostet immerhin allerhand Geld. So viertausend Märker kommt er."

„Ich hatte ihn teurer geschätzt."

„So. Das freut mich. Ich dachte schon -- Nun kannst du mich loslassen, der Weg wird besser."

Armin wußte, was er hatte wissen wollen, und der Vater war seine Sorge los. Er hatte sich vor der Stunde gefürchtet, in der er die Rede würde darauf bringen müssen; denn der Wagen war nicht bar bezahlt, sondern restlos auf Wechsel gekauft. Entlastet, lächelnd, frohgelaunt schritt der alte Gutsherr nun rascher.

Er gesellte sich rechts von Herta von Wißberg, so daß die nun zwischen ihm und seinem Sohne ging, erkundigte sich nach Vater und Mutter, scherzte, plauderte munter. Armin schien sich mit der kleinen Wißberg zu verstehen. Sie waren um drei Ecken herum verwandt, und der junge Freidank gestand sich eine kleine Neigung ganz ehrlich ein. Herta von Wißberg hatte das typische rote Haar der Familie.

Inzwischen hatte Adolf Knobler mit seiner Frau im Garten gesessen und geplaudert. Frau Dorothea war nur auf ein paar Minuten in die Küche gegangen und hatte, zurückkehrend, erklärt: „Ich kann bei dir bleiben, Vater. Sie werden ohne mich fertig."

„Das wäre auch noch schöner. — Was sagst du zu unseres Mitschwiegers Geschenk?"

„Vorläufig kann ich mich nicht daran freuen. Es kommt etwas ganz Neues in das Haus."

„Freilich. Der Wagen ist ja funkelnagelneu."

„So meine ich das doch nicht."

„Ich weiß schon, wie du es meinst. Joachim hätte vielleicht auch von sich aus über kurz oder lang so ein Ding gekauft. Das ist heute nicht mehr zu umgehen, und — er will

ja immer mit der Zeit schreiten. Das mit dem Anschluß an Welt und Menschen ist natürlich dummes Zeug. Ich dächte, Joachim hätte schon Anschluß genug."

„Wenn es nun aber Ilse will?"

„Die sieht mir nicht danach aus. Hast du übrigens gesehen, wie blaß sie wurde, als der Vater das Geschenk präsentierte?"

„Nein. Was war denn da zu erschrecken?"

„Mutter, Mutter, wenn das mal gut geht."

„Wieso, Vater?"

„Meinst du denn, daß der Wagen bezahlt ist?"

„Aber, Vater!"

„Was denn? Ich habe den Chauffeur gefragt. Das Ding kostet 4200 Mark."

„Mein Gott!"

„Ja, wenn schon, denn schon. Ich will sonstwie heißen, wenn mehr als zweihundert Mark bezahlt sind."

„Das wäre ja eine schöne Wirtschaft, und das wäre — — Am Ende bleibt es dann auf Joachim sitzen."

Vater Knobler lachte. „Dann spar mal ordentlich Milchgroschen. Du darfst auch manchmal mitfahren."

„Ich setze mich nicht in einen unbezahlten Wagen."

„Ich weiß ja gar nicht, ob ich recht habe."

„Du kannst schon recht haben."

„Dann schmeißt uns das auch nicht um. Du mußt Freidank nehmen, wie er ist. Er ist ein vornehmer Mann. Ja, Mutter, das ist er, und da können wir alle miteinander nicht mit, bis vielleicht auf Justus. Der hat auch so einen ähnlichen Zug, aber nicht so stark. Der liegt den Freidanks im Blute und ist an sich keine Schande. Die Geschlechter

haben einmal besondere Ehren genossen, aber sie haben sich die auch etwas kosten lassen müssen."

„Aber wenn nun Ilse so ist, dann paßt sie doch gar nicht hierher."

„Die ist nicht so. Paß auf, ihr kommt gut aus miteinander."

„Das hoffe ich."

„Um Justus mache ich mir manchmal ein bißchen Sorge."

„Ich auch, Vater. Er kann sich so schwer von Hoheneiche trennen."

„Das ist es, aber ich kann es doch nicht ändern. Was soll ich denn machen?"

„Nein, zu machen ist nichts. Er muß sich eben damit abfinden. Wenn es halt am Schreibtisch gar nicht geht, dann muß er eben sehen, daß er eine Frau kriegt, die ihm ein Gut mitbringt."

„Es hängt wohl nicht am Gute, es hängt alles an Hoheneiche."

„Und mit der Frau, Vater, glaube ich, geht es auch nicht so, wie du denkst. Die Frage scheint mir bereits erledigt zu sein."

„Du meinst Grete Bernhard?"

„Ja. Hättest du etwas dagegen?"

„Gar nicht, aber dann muß er halt das Gut lassen oder — muß sich eins kaufen."

„Dazu hat er doch das Geld nicht."

„Zu einem Rittergut langt es nicht, aber Joachim muß immerhin allerhand auspacken. In der Windleite stehen achtundneunzig Morgen gutes, schlagbares Holz, das muß daran glauben."

„Heute und morgen ist es ja noch nicht so weit. Das wird sich dann schon alles finden. — Übrigens, Vater, der junge Herr Armin scheint doch gar nicht so leichtsinnig zu sein, wie man immer hört.“

„Sein Teil wird er schon haben. Er müßte einmal in andere Hände kommen.“

„Kann er denn das nicht?“

„Vielleicht will er nicht, vielleicht will es auch der Vater nicht. Schade um ihn. — Da sind ja unsere Hochzeitsleute wieder.“

Bernhard von Freidank trat an Adolf Knobler heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Lieber Herr Knobler, wir haben eben Ihr Königreich bewundert. Ja, ja, wenn man so zurückdenkt! Trübe Erinnerungen. Ich freue mich, daß meine Tochter in Ihr Haus kommt, und Sie werden auch Freude an ihr haben. — Frau Knobler, Sie sind heute abend, wie ich höre, meine Tischdame.“

„Wir hatten es uns so gedacht, Herr von Freidank.“

„Aber das ist ja ausgezeichnet. Passen Sie auf, wir zwei sind, außer dem Brautpaar natürlich, das schönste Paar.“

Der alte Herr lachte und trat zu Justus. „Nun, Herr Doktor, ist das nicht ein entzückender Tag?“

„Auf Hoheneiche ist es immer schön, einerlei ob es regnet oder ob die Sonne scheint, ob Hochzeit ist oder Werktag.“

„Das freut mich zu hören. Stolz auf seine Heimat ehrt den Mann.“

„Davon habe ich eine gehörige Portion.“

„Man kann nie genug davon haben. Die Menschen wissen ja gar nicht, was sie machen, wenn sie in die großen Städte rennen.“

„Viele müssen es leider."

„Ich weiß schon. Ach, es ist ein Jammer. Unsere ganze Volkskraft geht zum Teufel. — Was wollen Sie denn einmal anfangen?"

„Das weiß ich selber noch nicht."

„Sagen Sie mal, ginge das nicht, daß Sie hier blieben?"

„Wie sollte denn das gehen?"

„Nun, Sie haben doch den großen Waldbesitz. Wenn Sie nun die Forsten übernehmen würden und Ihr Bruder die Landwirtschaft. Wäre das nicht zu machen?"

„Nein, das geht nicht. Hoheneiche ist nie geteilt worden und darf nicht geteilt werden."

„So, das ist eine Art Hausgesetz? Schön, sehr schön. Und Sie haben sich Ihrerseits damit abgefunden?"

„Das Gut ist in treuen Händen."

„Sehr schön. – Wie lange waren Sie eigentlich Offizier?"

„Über drei Jahre."

„Man sieht es Ihnen an. Sie machen heute die beste Figur."

„Ich bin ein bißchen länglich geraten, das ist es."

Justus lachte.

„Auch mit, aber, nein, nein, es ist schon etwas dazu. Joachim war nicht Offizier."

„Er hatte Pech. Dafür ist er aber solider als ich."

„Mit Ihrer Unsolidität wird es wohl auch zum Aushalten sein. — Übrigens: Sie trinken doch heute abend auf die Damen?"

„Ich bin dazu verurteilt."

„Schön. Dann ist die Sache in guten Händen."

Die beste Tischrede hielt Armin von Freidank. Er erhob

sein Glas auf seinen Vater und die Eltern des Bräutigams, entschuldigte sich kurz, daß er als der Jüngste spräche und begründete die scheinbare Anmaßung damit, daß ihn die beiderseitigen Onkel, die angeblich keine Redner seien, zum Reden gezwungen hätten. Dann quoll es unmittelbar und warm aus seinem Herzen. Seine Worte waren eine laute Anerkennung bäuerlichen Strebens nach der einen, ritterlicher Art nach der anderen Seite hin. Nicht sie allein aber ließen die kleine Gesellschaft aufhorchen. Was gefangen nahm, war ein stark mitschwingender Unterton. Die Wissenden, Vater und Schwester, fühlten seelische Not und ernste, gute Vorsätze, die andern ahnten sie. Die junge Frau hing gebannt an des Bruders Augen. Die Geschwister ließen sich gegenseitig nicht los. Ilses Gesicht rötete sich, sie atmete hastig. Auch Justus Knobler war gefangen. Was der junge Freidank sprach, hätte auch er sagen können. Als er aber versuchte, in die Tiefe hinabzusteigen, aus der Armin auftauchte, da vermochte er es nicht, weil er die bestimmten persönlichen Beweggründe nicht kannte. Der Vater umarmte nachher seinen Sohn und sagte: „Junge, daß du das fertiggebracht hast!"

Ilse drückte ihm die Hand. Als er mit Justus anstieß, nahm ihn der beiseite. „Kleiner, das muß man sich erst mal kauen. Aber gefreut hat's mich. Komm, wir wollen du sagen."

Da zitterte der junge Mensch, der sich selber ein leichtsinniges Huhn nannte. „Ist das wahr?"

„Warum soll das nicht wahr sein?"

„Justus, ich glaube, es ist nicht ganz hoffnungslos bei mir."

„Aber, Armin! Halte dich mal an mich. Wir zwei können manches miteinander. Verlaß dich darauf."

Ilse dankte nachher dem Schwager. „Du weißt gar nicht, was du mir für eine Freude machst. — Ich muß übrigens sagen: Du schießt heute Abend den Vogel ab. Der Frack steht dir sehr gut. Du solltest alle Tage im Frack gehen."

Sie lachten beide dabei, und Justus gab die Freundlichkeit damit zurück, daß er erklärte, der ganze Kreis schiene nur aus famosen Leuten zu bestehen.

Adolf Knobler hatte aus seinem Keller so erlesene Weine geholt, daß der Brautvater einmal über das andere mit der Zunge schnalzte und zuletzt ganz wehleidig ward.

In einer Tanzpause standen Justus und Armin nebeneinander unter den alten Kastanienbäumen des Gartens. Sie hatten ein paar belanglose Worte gewechselt. Da sagte Armin: „Justus, ich glaube, es wird nicht mehr nötig sein, daß du mich manchmal an den Ohren nimmst. Ich weiß es noch nicht. Aber das will ich dir sagen: Wenn ich auslatsche, dann mach's. Unter die Arme aber darfst du mir nicht greifen. Das vertrage ich nicht, da bin ich kitzlig."

Justus stutzte. — „Wie meinst du denn das, Armin?"

„Also dann gleich reinen Wein. Die Freidanks sollen eher zugrunde gehen, als sich auf Kosten der Knoblers erhalten."

„Mensch, was sagst du da!"

„Ja, so ist es gemeint. Nun weißt du, wie du mit mir dran bist, und wenn du nun mußt, dann nimm das Du zurück."

„Den Deibel werde ich tun, Kleiner. So leicht wirst du mich nicht los. Ich verstehe dich, Armin. Weißt ja gar nicht,

wie sehr ich dich verstehe! Komm, die kleine Wißberg sehnt sich sonst."

Der lichte Morgen dämmerte, da fuhren die Freidanks heim. Bernhard von Freidank lehnte in der Wagenecke, schwelgte noch ein wenig, lobte sich, daß er seiner Tochter eine so ausgezeichnete Familie ausgesucht, und schlief ein. Armin saß schweigend neben ihm und hatte ernste Augen. Der Tag wirkte sich in ihm aus, und der junge Mensch versuchte Fuß zu fassen auf der Plattform, die ihm zwar an sich nicht fremd war, auf der er aber zum ersten Male mit dem Entschluß stand, sie zu behaupten. —

In Urbig war es in der kommenden Zeit noch stiller als sonst, auf Hoheneiche folgten noch etliche müßige, frohe Tage, dann lenkte auch da das Leben wieder ein in die alten Bahnen. Justus war einige Male mit Grete Bernhard angeln gewesen. Sie hatten kein Wort vom Liebhaben gesprochen. Was den andern selbstverständlich schien, war es ihnen durchaus nicht.

Ilse bereitete allen eine Überraschung. Daß sie sich eingliedern werde, damit hatte auch Mutter Knobler gerechnet, daß es aber so geschehen würde, so völlig und freudig, so, als wäre sie immer hier gewesen, das hatte sie nicht erwartet. Die junge Frau umschmeichelte weder Vater und Mutter noch übernahm sie Arbeiten, von denen es selbstverständlich war, daß sie niemand von ihr erwartete. Sie tat überhaupt nichts besonderes. Sie gab sich frei und natürlich, gab sich ganz. Kein verlogener Sonntag in Blick, Wort und Tat. Dafür ein viel lichterer Alltag, als ihn selbst Joachim erwartet.

Grete Bernhard blieb noch etliche Tage. Sie wollte

vielleicht in einigen Wochen mit ihrem Vater wiederkommen. Justus kehrte an die Hochschule zurück.

Joachim hatte an dem Wagen die meiste Freude. Eines nur: er war ihm zu klein. Als er nach drei Wochen das Fahren gelernt hatte, redete er mit dem Vater. „Hast du etwas dagegen, Vater, wenn ich den Zweisitzer gegen einen größeren Wagen in Zahlung gebe? Wenn wir schon einen Wagen haben, dann darf er nicht gar zu klein sein."

Der Vater sah Joachim prüfend an. „Wieviel sollst du drauflegen?"

„Dreieinhalb Tausend Mark."

„Hm. Joachim — ist eigentlich der kleine Wagen bezahlt?"

„Erlaub mal, Vater!"

„Ich meine ja nur. — Tja, was soll ich zu dem Kauf sagen? Das Bargeld ist rar."

„Du bist also nicht einverstanden?"

„Wird sich dein Schwiegervater nicht beleidigt fühlen?"

„Ach, das mache ich schon mit ihm aus."

„Was sagt denn Ilse dazu?"

„Wir haben noch nicht darüber geredet."

„Mutter und ich haben immer alles miteinander besprochen."

„Ob ich nun grade alles mit Ilse bespreche, weiß ich nicht, aber über den Wagenkauf will ich mit ihr reden."

„So. — Wenn es Ilse nicht weh tut, ich lege dir nichts in den Weg."

„Dann ist die Sache in Ordnung."

Eine Stunde später, Ilse und ihr Mann spazierten durch den Wiesenhang nach Bachfeld zu, sagte Joachim: „Ilse,

würdest du böse sein, wenn ich unsern Wagen gegen einen Sechssitzer vertauschte? Es ist nicht erheblich, was ich drauflegen muß."

„Wozu willst du denn den großen Wagen haben?"

„Man kann sonst niemand mitnehmen. Mit der Zeit soll es doch hier wieder ein wenig lebhafter werden. Man ist jung. Dazu bin ich nicht geschaffen, daß ich nur meinen Kohl in Frieden baue. Wir können leben, natürlich, aber wir kommen nicht mehr vorwärts. Die Landwirtschaft nährt ihre Leute nicht mehr. Das wird nicht besser, das wird schlechter. Heute ist Industrie Trumpf."

„Du kannst doch hier kein industrielles Unternehmen anfangen wollen."

„Nein, daran denke ich nicht. — Also mit dem Wagen gehen wir wohl einig? Ich will es bei Gelegenheit auch deinem Vater sagen."

„Überlaß das mir, Joachim."

„Wie du willst. — Wir werden in den nächsten Tagen Besuch kriegen. Alfred Ritter will mich endlich einmal besuchen. Ach so, von dem habe ich dir noch nicht erzählt. Wir sind zwei Jahre miteinander in Gefangenschaft gewesen. Sein Vater hat die große Weberei in Aubach. Ich glaube, Alfred wird dir zusagen."

„Wann will er denn kommen?"

„Ich denke, über acht Tage. Er fragt an, ob es mir paßt."

„Joachim, ich bitte dich nur um eines: Laß dich nicht in Dinge ein, die du nicht verstehen kannst, weil sie deiner ganzen Art fernliegen müssen. Ich habe nicht geglaubt, daß ich mich in Hoheneiche so rasch einleben würde. Der Unterschied

gegen Urbig ist nicht ganz klein. Trotzdem bin ich heute schon hier daheim."

„Das freut mich, Ilse."

„Es wäre kaum so rasch gegangen, hätte ich nicht hier den Boden wiedergefunden, aus dem ich stamme. Wäre ich in eine Stadt gekommen, wärst du Industrieller," sie lachte leise auf, „ach, dann hätte ich dich ja gar nicht geheiratet, — es wäre mir sehr schwer, wenn nicht unmöglich gewesen. Man kann nicht aus seiner Haut. Du kannst es auch nicht."

„Will ich ja auch gar nicht."

„Dann nimmst du mir eine große Sorge vom Herzen."

„Sorgen hast du schon gehabt, arme Frau?"

„Ja, ich hatte Sorgen. Du redest so viel von der Industrie, tust, als käme heute gar nichts weiter in Frage."

„Es kommt auch nichts weiter in Frage."

„Und wenn es schon jetzt wirklich so ist, — ich weiß es nicht, — so bleibt es doch nicht so. Man mag machen, was man will, eines Tages muß man doch wieder auf den Bauern zurückkommen."

Joachim Knobler lächelte. „Du urteilst als Frau und urteilst als Tochter eines Gutsbesitzers, aber das Urteil ist falsch. Unsere Zeit, Ilse, ist vorüber. Wir müssen uns gewöhnen, anders zu denken. Der Bauer, nun ja, er wird leben können, aber auf einen grünen Zweig kommt er nicht mehr."

„Joachim! Das sagst du, der eine jahrhundertealte bäuerliche Überlieferung und damit Verpflichtung übernimmt, der ein König ist mitten zwischen Dörfern und Städten, dessen Vaterhaus so herrlich liegt wie selten ein Heim?"

„Kind, es freut mich ja alles, was du sprichst, aber mein Königtum genügt mir nicht. Ich gehe nicht fort von Hoheneiche. Gar nicht dran zu denken. Aber ich muß die Dinge sehen, wie sie sind. Soll ich denn stehenbleiben, wohin mich mein Vater gestellt hat?"

„Ja. Aber du sollst von da aus weiterbauen."

„Wie denn das?"

„Wie soll ich das sagen? Vielleicht lassen sich die Ernten steigern, vielleicht kann man den Viehstand verbessern."

„So wenig wie ich das Wachstum der Bäume beschleunigen kann. Wir sind in jeder Beziehung auf der Höhe. Ein Mehr läßt sich nicht erwarten."

„Dann ist es schon eine große Aufgabe, festzuhalten."

„Darüber läßt sich reden. Was aber willst du machen, wenn die Einnahmen nicht nur nicht zu steigern sind, sondern im Gegenteil trotz allen Fleißes zurückgehen, weil die Preise sinken."

„Joachim, ich will deine Buchführung übernehmen. Ich habe sie zu Hause auch gemacht."

„Nein, mein Kind, das sollst du nicht. Daß du dich dareinfinden würdest, daran zweifle ich nicht. Ich will es aber nicht haben. Lache du. Die Sorgen laß mir."

„Du hast Sorgen?"

„Wer hätte sie denn nicht?"

„Ich kann zwar als Frau mein Teil deiner Sorgen verlangen und werde es, wenn es nötig ist, auch tun, aber ich will mich nicht hineindrängen in das, was du mir nicht sagen willst. Nur, Joachim, bleib der Erde treu."

„Steht das in einem Gedicht, Ilse? — Ach, Kind, doch nicht böse sein. Ich weiß ja, wie du es meinst. Du bist genau

so wie Justus. Der hätte mir auch am liebsten das Versprechen abgenommen, daß ich den Familienrat einberufe, bevor ich eine Kuh kaufe oder verkaufe."

„Du übertreibst, Joachim."

„Natürlich übertreibe ich. Ich will nur sagen, daß ihr aus einem Holze geschnitzt seid."

„Und du?"

„Ich? Ach, ich bin eine Nummer für mich. Das war schon immer so und hat mir ebensoviel Not gemacht wie meinen Leuten. Laß es gut sein. Ich weiß schon, was ich will. Und vorläufig — will ich nichts, weil ich nicht kann."

3.

Der Herbst meldete sich an. Die Blätter wurden gelb und sanken. Auf den Feldern standen nur noch die Hackfrüchte. Eine leidliche Getreideernte war unter Dach gebracht worden. Es kamen düstere Regentage.

Bernhard von Freidank saß übelgelaunt in seinem Zimmer. Er hatte Rheumatismus. In solchen Tagen ärgerte er sich über alles, und seine Grübeleien im Lehnstuhl liefen auf Klagen und Anklagen hinaus. Zu klagen hatte er in erster Linie über seinen Sohn, der ihn nach seiner Meinung vernachlässigte und außerdem allerhand Dummheiten machte. Den ganzen Tag war er auf dem Felde oder in den Ställen. Das hatte gewiß sein Gutes. Armin kam hinter dies und das. Es war geradezu rätselhaft, daß die kluge Ilse dem Inspektor noch nicht auf die Sprünge gekommen war. Der hatte betrogen. In welchem Maße, das war heute nicht mehr nachzuweisen, aber hier lag sicher eine Erklärung für die bedrängte Lage des Gutes. Wie konnte man auf einen grünen Zweig kommen, wenn Unsummen unterschlagen wurden?

Die Unsummen spielten eine große Rolle in den Betrachtungen des alten Herrn. In Wirklichkeit handelte es sich gar nicht um Unsummen. Es war wahrscheinlich da an den Viehpreisen, dort an den Milchmengen ein wenig betrogen worden. Der Armin von Freidank von früher hätte kaum viel Aufhebens davon gemacht. Dem jetzigen war es

nicht unerwünscht, daß er sagen konnte: „Herr Inspektor, Ihre Zeit ist um.“ Mit dessen Entlassung war der Vater sofort einverstanden gewesen, nicht aber damit, daß Armin nun sein eigener Inspektor sein wollte. Er beharrte aber darauf, und nun war er die ganzen Tage draußen. Darüber beklagte sich Bernhard von Freidank. Daneben klagte er das Schicksal an, das ihn in die Verbannung stieß, ihm keine Freude mehr gönnte, ihn ausschaltete, bevor er die Augen zutat.

Ilse besuchte ihn, sooft sie konnte. Meistens kam sie allein, entweder zu Fuß oder in einer leichten einspännigen Kalesche. Zuweilen kam Joachim mit, und dann kamen sie im Sechssitzer, obwohl sie den weiten Umweg über Bachfeld, Albers, Hirzau machen mußten und die Straßen schlecht waren.

Joachim war zur Zeit seines Schwiegervaters liebster Umgang. Er hatte es ihm anfangs ein wenig übelgenommen, daß er sich so rasch von dem Hochzeitsgeschenk getrennt, aber bei ruhiger Überlegung mußte er ihm recht geben. Im übrigen steckte Leben in dem Menschen, viel mehr Leben, als man ihm zugetraut. Er war zurückhaltend, zuweilen wortkarg, das lag in seiner Natur, aber wie der Mann Menschen und Dinge ansah, das war doch famos. Da hatte er, der alte Edelmann und Landwirt, sich mit der Frage herumgeschlagen, ob er nicht doch mit schuld sei an dem Niedergang des Gutes. Dabei war die Sache so natürlich und selbstverständlich wie nur irgend etwas. Es lag an den Mißverhältnissen zwischen den Preisen der Erzeugnisse und des Bedarfs, nicht an der Lebensführung. Und eine Schande war es, wenn ein Gut von der Größe Urbigs nicht mehr so viel abwarf, daß sein Besitzer anständig leben konnte.

Gedankengänge, an denen der alte Herr bereits früher herumgetastet, von denen er sich aber mit dem Gefühl zurückgezogen hatte, hier habe die verstandesmäßige Erörterung aufzuhören und die Pietät einzusetzen, verloren das Abweisende. Joachim sah die Dinge bei aller erfühlten Verpflichtung gegenüber Erde und Erbe ganz nüchtern und sachlich, und er sah sie wahr. Die Zeit drängte den Bauern aus aller Romantik hinaus und machte ihn zum Geschäftsmann. Wer nicht geschäftlich zu denken und zu handeln vermochte, der kam sicher unter die Räder, während der andere immerhin zunächst die Möglichkeit hatte, sich hinzuhalten, um, wenn sich irgendwo ein Weg bot, sich auf andere Weise vorwärtszubringen. Joachim hatte angedeutet, daß er nicht abgeneigt sei, sich gelegentlich an irgendeinem industriellen Unternehmen zu beteiligen. Davor machte ja nun der alte Freidank persönlch halt, aber sollte Armin etwa eines Tages einen ähnlichen Plan haben, würde ihm der Vater nicht im Wege sein.

Ob des Schwiegersohnes Pläne von seinem Freunde Ritter, der kürzlich zu Besuch dagewesen war, beeinflußt waren, ob sich da sogar vielleicht schon etwas vorbereitete, wer wußte das? Joachim schwieg, Ilse, bei der der Vater angetippt, wußte nichts.

Ihr hatte Ritter nicht gefallen. Er war in seiner Beweglichkeit und Überlegenheit das Gegenteil Joachims. Es war Gefühlssache, aber Ilse hatte das Empfinden, daß alle Abweisungen, die Ritter dem Freunde zuteil werden ließ, sobald die Rede auf die Aussichten der Industrie kam, nichts weiter als klug berechneter Anreiz seien. Sie durchschaute die Dinge nicht, aber sie glaubte ihren Mann durch das lächelnd gesprochene: „Das verstehst du nicht," gedemütigt. Das hatte

sie dem Vater angedeutet, aber der hatte Joachims Partei so warm und stark genommen, ihm eine so unbedingte Urteilssicherheit und Selbständigkeit zugesprochen, daß sie schwieg.

Wieder war es ein trüber Tag. Bernhard von Freidank hatte den ganzen Vormittag, in Decken gehüllt, auf dem Sofa gelegen. Regen rieselte gegen die Scheiben, die Zeitungen brachten soviel Unerfreuliches, das Summen der Dreschmaschine störte den alten Herrn. Er war derart mißlaunig, daß ihm jeder Anlaß, sich zu ärgern, recht war. So hatte er die Mamsell vorhin um einer Kleinigkeit willen so hart angefahren, daß sie weinend hinausgegangen war. Sie war Armin in den Weg gelaufen und hatte auf seine Frage, was denn vorliege, erklärt, sie bäte um ihre Entlassung, da es unmöglich sei, es dem Herrn recht zu machen.

Armin hatte sie beruhigt. „Mamsell, mein eigener Inspektor kann ich zur Not sein, aber meine Mamsell, das geht nicht. Sie sehen doch, daß wir anfangen, ins richtige Gleis einzulenken. Nun lassen Sie mich nicht im Stich. Sie müssen Vater verstehen. Er hat Rheumatismus, kann sich kaum bewegen, liegt einsam und allein in seinem Zimmer. Das ist doch alles nicht so einfach. Also Ihre Kündigung nehme ich nicht an. Mit Vater will ich reden."

Er versuchte es beim Mittagbrot, obwohl er wußte, daß es hart auf hart gehen würde. Die Gelegenheit war ihm nicht unerwünscht. Es war mancherlei zu erörtern. Vorsichtig begann er damit, daß die Mamsell geweint habe.

„So, geheult hat sie," unterbrach ihn der Vater, „auch noch geheult?"

„Noch ein bißchen mehr, Vater. Sie wollte gehen."

„Na und?"

„Ich habe die Kündigung nicht angenommen."

„Wie sagst du? Ich habe wohl nicht recht verstanden?"

„Doch, Vater, ganz richtig. Ich habe die Kündigung nicht angenommen."

Bernhard von Freidank sprang auf und wollte an die Tür gehen. Armin stellte sich ihm in den Weg.

„Du willst die Mamsell rufen?"

„Zum Donnerwetter, wer ist hier der Herr, du oder ich? Wer hat Kündigungen anzunehmen oder abzuweisen? Die Mamsell geht!"

„Gut, Vater, wie du willst. Dann darf ich morgen auch gehen."

„Du?" Bernhard von Freidank setzte sich schwer auf seinen Stuhl. Sein Gesicht war blaurot vor Erregung. „Du? Hast du ein Verhältnis mit der Mamsell?"

„Ja, ein gutes. Ein recht gutes Arbeitsverhältnis. Sie ist so fleißig, als wirtschafte sie hier auf ihrem Eigentum."

„Faselhans! Das ist doch wohl das wenigste, das man von Leuten verlangen kann, die man bezahlt."

„Früher vielleicht. Die Selbstverständlichkeiten von früher sind die Ausnahmen von heute."

Bernhard von Freidank stutzte. „Das magst du sagen, wenn du einmal so alt bist wie ich. Heute verstehst du nichts davon. Lächerlich! Vierundzwanzig Jahre gewesen! Kaum vor die Tür gekommen! Ich verlange von meinen Leuten, daß alles aufs Tüpfelchen so ausgeführt wird, wie ich es haben will. Wie der Herr, so die Leute."

Armin schwieg und versuchte weiterzuessen. Der Vater aber brachte, in dem Gefühl, daß er sich den Sohn ver-

pflichtet habe, die Rede auf das, was nicht zum wenigsten an der schlechten Laune der letzten Tage schuld war.

„Du hast doch das Geld zurechtgelegt?"

„Welches Geld, Vater?"

„Himmel, Herrgott, ich habe es dir doch gesagt."

„Nicht daß ich wüßte, Vater."

„Hast du mich nicht gefragt, was der Wagen kostete?"

Armin heuchelte Überraschung, obwohl er sich seit Wochen auf die Bezahlung eingerichtet hatte, soweit es möglich war.

„Das hast du wohl, Vater, aber du hast mir nicht gesagt, daß der Wagen noch nicht bezahlt ist."

Bernhard von Freidank fuhr mit dem Finger in den Halskragen, als wäre der zu enge. Er sah über seinen Sohn hinweg.

„Bezahlt! Natürlich ist er bezahlt, aber mit einem Wechsel. Woher sollte ich denn Bargeld nehmen bei diesen verfluchten Zeiten? Da liegt man nun und muß alles über sich ergehen lassen. Wenn ich auf den Beinen wäre! Herrgott, es war doch früher anders. Da waren die paar Mark ein Pappenstiel."

„Heute sind sie eine sehr große Summe."

„Ist das ein Wunder bei der Wirtschaft? Wenn Ilse noch da wäre – –"

„Vater, ich maße mir ja nicht an, Ilse ersetzen zu können, aber das darf ich, glaube ich, doch von mir sagen, daß ich meine Pflicht getan habe."

„Ich verbitte mir die Haarspaltereien. Das Geld muß geschafft werden."

„Nimm es mir nicht übel, Vater, aber wäre es denn nicht auch ohne den Wagen gegangen?"

„Ich weiß, was ich mir schuldig bin. Daß es nicht genug war, siehst du daraus, daß sich Joachim nach drei Wochen einen Sechssitzer kaufte."

Armin zuckte die Achseln. „Der Herr Schwager kann's halt, aber erworben hat er das Geld nicht."

„Nimm dir mal ruhig ein Beispiel an deinem Schwager."

„Darüber reden wir vielleicht später einmal."

„Laß die Überlegenheiten, sage ich. — Das Geld muß geschafft werden. Der Wechsel ist am achten fällig."

„Bitte, Vater, sage mir, wie das Geld geschafft werden soll."

„Ich soll es dir sagen? Wer steht denn in der Wirtschaft? Du oder ich? In wessen Hände kommen die Einnahmen, in deine oder in meine? Wer ist also verantwortlich?"

„Ach, Vater, bitte, fahre nicht so fort. Ich muß dir sonst antworten. — Gesegnete Mahlzeit, Vater. Wenn du nachher ausgeschlafen hast, will ich dir mal die Bücher vorlegen."

Da langte Bernhard von Freidank über den Tisch und ergriff des Sohnes Hand. „Armin, Ilse hat mich immer geschont. Du weißt, daß ich ein alter, kranker Mann bin, der nichts mehr vom Leben hat. Der Wechsel muß eingelöst werden. Ich kann mich nicht mit Schande begraben lassen."

Armin sah den Vater ernst an. „Er wird eingelöst werden, Vater."

„Gott sei Dank! Warum mußtest du mir denn solch einen Schrecken einjagen? Mach das nicht mehr oft, Junge." Er schlug an sein Herz. „Das hält es nicht mehr oft aus. Komm, führ mich ans Sofa. So. Nein, geh noch nicht fort. Ich kann jetzt nicht allein sein. Wir wollen einmal ernsthaft

miteinander reden. Du bist mündig, hast dich in der letzten Zeit mehr als gut gehalten und wirst es, wie ich weiß, auch weiter tun. Deine Rede auf Ilses Hochzeit! Armin, ich glaube, die tollen Jahre sind vorbei. Laß den Kopf nicht hängen. Bei mir haben sie länger gedauert. Soll ich dir Urbig überschreiben lassen?"

„Nein, das möchte ich nicht, Vater."

„Aber wenn du einmal heiratest?"

„Dann läßt sich darüber reden."

„Wie ist es denn mit der kleinen Wißberg?"

„Die wird sich in den nächsten Tagen verloben."

„Armin!"

„Laß nur, es tut nicht weh und ist gut so. Ich habe jetzt mehr zu tun, als an das Heiraten zu denken."

„Nimmt dich die Wirtschaft so in Anspruch? Ach, ich gucke ja gar nicht mehr durch. Die Zeitungen schreiben so und so, alles in allem jämmerlich. So viel sehe ich, daß die Landwirtschaft zugrunde gehen soll. Joachim hat ganz recht. Aussichten hat nur noch die Industrie."

„Ich weiß nicht, wie es da steht. Recht aber hat Joachim auch dann nicht, wenn es wirklich so glänzend ist, wie er meint. Was scheint er werden zu wollen? Ein Überläufer. Ich denke, wir können jetzt, wo es wenigstens die Stellung zu halten gilt, Überläufer am allerwenigsten gebrauchen. Er ist noch einer der Landwirte, denen es verhältnismäßig gut geht. Was sollen wir anderen sagen? Sollen wir alle überlaufen? Was wird dann?"

„Armin, Junge, das freut mich! Hast recht. Mir war es auch bei Joachims Ausführungen unbehaglich, aber ich wußte nicht recht warum. Nun verstehe ich es. Ich habe den

Überläufer gespürt. Aber laß es gut sein. Er läuft ja nicht über. Sein Vater ist noch da."

„Wie lange noch?"

„Ist er denn wirklich ernsthaft krank?"

„Ich weiß es nicht, aber ich fürchte."

„Dann ist ja auch Ilse noch da, zur Not auch Justus. Aber sie werden ja gar nicht nötig sein. Joachim macht keine Dummheiten."

„Hoffen wir es."

„Und nun, Armin, hätte ich gern, daß du mir einmal ganz offen und ehrlich sagtest, wie du zu wirtschaften gedenkst, wo es nach deiner Ansicht fehlt, was anders und besser werden muß, wo wir aufwenden, wo wir sparen müssen."

Bernhard von Freidank war weich und zugänglich. Der alte der Erde verbundene Edelmann hörte des Sohnes ernste Ausführungen schweigend an. Ja, er war erschüttert. Armin hatte sich nicht einen Tag, er hatte sich immer wieder mit den Aufzeichnungen der Schwester beschäftigt und sie fortgeführt. Zahl auf Zahl nannte er, und das Ergebnis war: Wir sind arm, und wenn wir nicht bis herab zu den Kleinigkeiten sparen, dann ist Urbig nicht zu halten. Es ist uns noch eine allerletzte Reserve in einem Waldteil geblieben, der schlagreif ist, aber diese Reserve ist für Urbig dasselbe, was der heilige Bannwald für die Matten des Älplers ist. Fällt sie, überflutet uns das Elend, werden wir — heimatlos.

„Geh jetzt, Armin," sagte der Vater leise. „Ich muß langsam mit mir zurechtkommen. So hatte ich es mir nicht vorgestellt. Warum hat mir das Ilse nicht gesagt?"

„Sie hat getan, was ich auch gern tun möchte, aber nicht mehr kann. Sie hat dich geschont."

Bernhard von Freidank nickte. „Du hast recht, einmal mußte darüber geredet werden."

„Vater, zum Verzweifeln ist noch keine Ursache. Ich traue mir wohl zu, uns wieder hochzubringen, aber – –"

„Ja, ja, ich weiß schon. — Geh jetzt, mein Junge."

Und nun lag der alte Herr schlaflos und grübelte. Darum summte die Dreschmaschine, weil Geld zur Bezahlung des Wechsels geschafft werden mußte. Die Ernte mußte verkauft werden, einerlei, ob die Preise gut oder schlecht waren. Ach, Armin hatte vieles, was der Vater heraushörte, gar nicht gesagt, hatte mit keinem Worte angeklagt, aber, einmal auf die Spur gesetzt, war es nicht schwer, sie weiter zu verfolgen. Armer junger Mensch, der sich so früh mit den Sorgen herumschlagen muß! Heute ist Urbig still, fast verödet — aber einmal! Gäste und Feste und Reisen. Käufe da und Käufe dort. Jahr auf Jahr, ein Jahrzehnt, zwei Jahrzehnte. Und von vornherein nicht aus einem vollen Topf. Bernhard von Freidank hatte ihn schon nur knapp halbvoll übernommen. Jetzt war kaum noch der Boden bedeckt. Dabei war man nie ein wirklicher Verschwender gewesen, man hatte nur standesgemäß gelebt. Richtiger: Man hatte so gelebt, wie man es für standesgemäß hielt, so, wie man sich um seines Namens willen verpflichtet gefühlt hatte zu leben. Es wird ein bitteres Alter. Gott sei Dank, daß ich die Kinder habe! Aber Joachim will ich warnen. Wir, die wir der Erde verbunden sind, dürfen uns nicht von ihr lösen. Sie rächt sich.

Der Gutsherr klingelte, die Mamsell trat ein.

„Mamsell, mein Sohn sagt mir, daß Sie sich heute vormittag verletzt gefühlt haben."

„Ach, Herr – –"

„Ich habe Ihnen nicht weh tun wollen. Das geht mit uns Leuten aus der alten Schule manchmal durch, und Sie dürfen die Worte nicht auf die Goldwaage legen. Machen Sie mal so weiter, wie Sie es immer gehalten haben. Ich weiß, daß Sie so wirtschaften, als säßen Sie auf Ihrem Eigentum. Sie wissen ja, wie miserabel die Zeiten sind. Wir müssen sparen."

Die Mamsell war dankbar für die guten Worte. Sie steigerte Fleiß und Umsicht.

Der Wechsel war eingelöst. Die Tage trödelten nicht, nein, sie hasteten voller Arbeit vorüber. Auf den Feldern am Hause wuchsen die langen Kartoffel- und Rübenmieten, die Pflüge knirschten im steinigen Acker, Nebel schweiften, und Krähen krächzten auf den entblätterten Ulmen am Schloßgraben.

*

Kalt und rauh brauste der Herbstwind über Hoheneiche. Die Straße über das Gebirge, auf der in den Sommermonaten ein ziemlich reger Kraftwagenverkehr gewesen war, verödete. Schafmeister Weller suchte mit seiner Herde die geschützteren Lehnen und Hänge auf. Der Mann sann viel über der Zeiten Lauf nach. Sein Weib war, wie er, müde und alt. Der Sohn hatte den Schafmeisterposten in der Gemeinde Hernberg. Ihm den eigenen überlassen? Gern, aber dann fiel der Verdienst fort. Das Ersparte war verloren. Es hätte für ein anspruchsloses Alter gereicht. Nun lebte man von der Hand in den Mund. Es ließe sich trotzdem über mancherlei reden, wäre der alte Herr gesund. Der ließe seinen treuen Mann nicht in Not kommen. Aber, er lebt nicht

mehr lange. Übers Jahr um die Zeit liegt er längst unter der Erde. Dann hat der junge Herr das Regiment in der Hand. Der Mann, mit dem er vor einigen Wochen durch die Felder und Wiesen gegangen, mit dem er die Wälder durchstreift, ist nicht gut. Es ist dunkel um Joachim. Es wird immer dunkler. Um Justus dagegen ist es hell. Er ist überhaupt ein Mensch des Tages. Joachim ist ein Mensch der Nacht.

Es ist etwas Eigenartiges um den Einsamkeitsmenschen Hannjörg Weller. Sechzig Jahre ist er bei seinen Schafen. Sie sind ihm mehr als Tiere, und die Natur ist ihm mehr als Leben ohne Sprache. Sie hat nicht nur überhaupt eine Sprache, sondern die ist vielgestaltiger als die Rede der Menschen, und in dem gewaltigen Zusammenklange ist nichts zufällig und nichts ziellos. Alles kommt her aus unergründlicher Tiefe, bleibt mit ihr im Zusammenhang und mündet in sie zurück. Es waltet ein Wille, dessen Ziele verborgen bleiben. Kampf heißt der Weg alles Lebens. Kampf der Blume, die sich zur Vollendung durchringt, Kampf des Halmes, der zur Frucht strebt. Kampf des Tieres, das seine Art zu erhalten bestimmt ist, Kampf des Lichtes und Kampf der Finsternis, Kampf der Menschen. Ein großer Kreislauf alles Leben. Und über allem ein Wille, der alles Lebenden Schicksal gestaltet. Wer will das letzte Warum ergründen, ergründen an irgendeinem Leben, nicht nur an dem des Menschen? Dem Menschen aber ist die Seele eigen, die im Ewigen selbst wurzelt. Aus des Ewigen Händen her hallt des Schicksals Gang. Hallt, vernehmbar einem Ohre, da und dort, ist aber stumm, klanglos dem Alltag und seinen Leuten.

Hannjörg Weller ist ein frommer Mensch. Wie hätte er ohne eine starke Gottverbundenheit sein Schicksal tragen

sollen? Zwei Töchter hat er, und beide sind verloren. Die eine ist tot, — sie starb hinter einem Zaune und lag tot neben ihrem toten Kinde —, die andere lebt zwar, aber der Zeitgeist hat sie vergiftet, so daß der Vater zwischen sich und ihr das Tischtuch zerschnitten hat. Ein Sohn ist ihm gefallen. Er war ein guter Mensch, und als er nach seinem zweiten Urlaub wieder in das Feld ging, da wußte der Vater, daß der Tod neben ihm schritt. Erwin, der in Hernberg Schafmeister ist, wird alt werden. Er wird einst an des Vaters Stelle stehn, aber es wird sich bis dahin viel Schicksal vollendet haben.

Es war ausgangs Sommer. Da sah Hannjörg Weller seinen Herrn mit Bruder Waldemar am Hochmoor auf sich zukommen. Die Sonne stand hinter den zweien, und Hannjörg legte die Hand über die Augen, als er ihnen entgegenblickte. Da sah er den lichten Kreis um seines Herrn Haupt. Es war das Licht, von dem der Greis wußte, daß es das Letzte ist. Er stützte sich auf den Stab und harrte der beiden.

„Schöner Tag,“ sagte Adolf Knobler.

„Ja, ein schöner Tag. Man muß sich die schönen Tage wahrnehmen.“

„Hast recht, Hannjörg. Nimm sie dir wahr.“

„Ich habe keinen ungenützt vorübergehen lassen.“

„Dann warst du ein kluger Mann. Ich kann das von mir nicht sagen. — Alles in Ordnung mit der Herde?“

„Alles in Ordnung.“

„Wir wollen einmal nach dem Bärengraben gehen. Ich glaube, da kann durchgeforstet werden.“

„Am Bärengraben und an der weißen Kirche.“

„Damit wollen wir noch warten. — Werden wir einen harten Winter kriegen?“

„Nein, es sieht nicht danach aus."

„Leb wohl, Hannjörg."

„Lebt wohl, Herr."

Hannjörg stand und sah den beiden nach und nickte. Und drei Wochen später kam Onkel Waldemar zu ihm auf die Weide. Er hütete am Laßgraben. Da ging der Wind über. Die beiden Männer waren miteinander Kinder gewesen und duzten sich aus der Zeit her.

„Hannjörg, komm, setz dich. Ich muß einmal mit dir reden."

„Es ist nichts zu machen, Waldemar. Was kommen muß, kommt."

„So ganz wehrlos kann man sich doch nicht drein ergeben."

Der alte Schäfer zuckte die Achseln. „Wenn er seiner Frau folgte, könnte es noch gut werden, aber er folgt ihr nicht."

„Wen meinst du eigentlich?"

„Joachim."

„Ich meinte meinen Bruder."

„Den laß schlafen gehen."

„Hannjörg, meinst du wirklich?"

Der Schäfer nickte und hatte eine Träne im Auge. Er wischte sie fort und sagte: „Laß ihn schlafen gehen."

„Der Arzt findet nichts."

„Es ist einerlei, ob er es findet oder nicht. Er wird es bald finden, aber es nutzt nichts."

„Weißt du, daß mein Bruder für ein paar Tage in der Klinik zur Beobachtung ist?"

„Nein. Das weiß ich nicht."

„Seit Dienstag ist er dort. Heute ist Freitag. In acht Tagen will er wieder daheim sein. Dann werden wir wissen, woran wir sind. Ich kann es nicht glauben, daß du recht hast."

„Du mußt mit ihm über Joachim reden."

„Mit dem rede ich selber jeden Tag."

„Was hat er dir versprochen?"

„Er wird Hoheneiche nicht verkaufen."

„Hm. — Wie geht es eigentlich Justus?"

„Nicht schlecht, nicht gut. Er ist Syndikus in der Stadt und steht seinen Mann."

„So, so. Die Stadt! Justus wird sie nicht viel anhaben."

„Es ist ein Jammer, daß man ihm nicht ein Gut in die Hand geben kann."

„Warum soll er kein Gut kriegen?"

„Eine Klitsche kauft er nicht, und zu einem ordentlichen Gute reicht das Geld nicht."

Hannjörg lächelte.

„Warum lachst du, Hannjörg?"

„Weil du vom Gelde redest."

„Weißt du es besser?"

„Ich — weiß es nicht. Geh heim, Waldemar, es wird kalt, und du bist das nicht so gewohnt wie ich. Dein Rock ist auch zu dünn."

„Kannst du mir keinen Rat geben?"

„Ich habe dir doch gesagt, daß du mit dem Herrn reden sollst."

Damit stand der alte Schäfer auf und ging abseits.

Ernst schritt Waldemar Knobler Hoheneiche zu. Als er es von weitem liegen sah, stand er still. Altes liebes Haus, dein Herr soll heimgehen?

Daß es ernst um den Bruder stand, ahnte Waldemar; daß ihm bereits der Tod nahe sei, wehrte er sich zu glauben. Und die Sorge um Joachim! Wer hätte sich in Hoheneiche

einer ernsten Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn zu erinnern gewußt? Vollends gar, wenn der Vater ein so friedlicher und so freundlicher Mensch war wie Bruder Adolf! Und es war doch dazu gekommen. Tage-, wochenlang hatte Joachim von der Aussichtslosigkeit bäuerlichen Arbeitens und Strebens gesprochen. Er hatte die Gespräche vom Zaune gebrochen und keinen damit verschont, nicht seine Frau, nicht Vater und Mutter, nicht den Oheim. Was sollten sie dagegen sagen? Das Getreide stand niedrig im Preise, die Viehpreise waren mehr als schlecht. Der Bauer ward in das Elend gestoßen. Was sollten sie dazu sagen? Nicht mehr als: Du hast recht, aber man kann den Bauern nicht entbehren. Weil man aber nicht ohne ihn auskommt, wird man sich eines Tages auf ihn besinnen, und von da ab wird es ihm besser gehen.

Dazu lachte Joachim spöttisch. Man sähe es, sagte er, daß sie nicht aus Hoheneiche hinauskämen. Was frage die Welt nach dem deutschen Bauern, ja, was frage sein Volk nach ihm? Und es täte recht, nicht nach ihm zu fragen; denn es sei ein Naturgesetz, daß sich das Billige gegenüber dem Teuren durchsetze. Von Übersee her könne man billig liefern, und es sei geradezu lächerlich, daß der deutsche Bauer glaube, sich der Überflutung entziehen zu können, und von seinem Volke womöglich Ausnahmegesetze verlange. Die Weltwirtschaft organisiere sich in sich selbst, und des Bauern Schicksal, des deutschen Bauern Schicksal, sei besiegelt.

Da hatte der friedliche Adolf Knobler auf den Tisch geschlagen und harte und bittere Worte von Verrat an der Muttererde gesprochen. Wolle Joachim, daß der Vater sein Testament umstoße? Solle er mit dem Bewußt-

sein sterben, daß der Sohn Hoheneiche eines Tages verkaufe?

Joachim war blaß geworden. Hoheneiche verkaufen? Niemals. Hier stehe er, hier bleibe er stehen.

Was dann das ganze Gespräch solle? Gar nichts weiter, als daß man sich damit abfände, daß der Bauer keine Zukunft mehr habe.

„Und wenn er wirklich keine Zukunft mehr hat," war Ilse eingefallen, „wenn es wirklich wahr ist, so hat er eine Vergangenheit, die ihn zum Kampfe in der Gegenwart verpflichtet."

Da hatte ihr Joachim lächelnd über das Haar gestrichen. Die scheinbar liebkosende Bewegung aber war demütigend gewesen, und Ilses Wangen hatten geflammt.

Der sinnende Waldemar Knobler seufzte auf. Tapfere junge Frau! Ich glaube, du kämpfst bereits einen schweren Kampf.

Ein Kraftwagen surrte den Berg herauf. Waldemar Knobler ward aufmerksam. Das war doch Joachims Wagen, und der Bruder stieg heraus. Er war schon wieder aus der Klinik zurück. War es ein gutes, war es ein schlechtes Zeichen?

Waldemar lief rasch nach Hoheneiche hinüber. Der Bruder saß am Tische und streckte ihm die Hand entgegen.

„Guten Tag, Waldemar."

„Tag, Adolf. Wie geht es?"

„Danke, nicht schlecht. Ich muß in ein paar Tagen noch einmal hin, — es eilt nicht —, aber der Professor glaubt nicht, daß es eine ernste Sache ist."

„Warum bist du dann nicht gleich dort geblieben?"

„Es hat ja keine Eile. Setz dich her und trink Kaffee. Der Wind ist scharf. So ein Wagen ist doch eine schöne Sache. Das muß man sagen. Und Joachim führt so sicher, als führe er schon zehn Jahre."

Mutter Knobler strich ihrem Manne über die hagere Hand.

„Hat denn der Professor gesagt, was du essen sollst?"

„Ach, das ist die alte Geschichte, und das paßt mir nicht. Man kann doch mit ein paar sechzig Jahren nicht leben wie ein kleines Kind."

„Aber, Vater, das ist doch nur eine Zeitlang."

„Na ja, Mutter. Nun mach bloß kein so trübes Gesicht. Es ist noch lange nicht zum Sterben. Das wird schon alles wieder werden."

Joachim trat herein. „Nun, Joachim, ist das Pferd im Stalle?"

„Ja, Vater. Ein tüchtiger Gaul, was?"

„O ja. Und billig zu füttern."

Joachim nahm seine Frau um die Hüfte. „Ilse, Fräulein von Wißberg läßt dich grüßen. Wir werden morgen die Verlobungskarte kriegen."

„So, sie hat sich verlobt?"

„Ja, mit dem Kraft auf Haßberg."

„Sieh da. Dann hat das sicher schon zu unserer Hochzeit gespielt."

„Sicher. Nun ist Armin drum."

„Ach, der denkt jetzt nicht ans Heiraten."

„Nein. Der ist ja ein Bauer geworden, wie er im Buche steht."

„Das war auch nötig."

„Wenn er es nur schafft."

„Er wird es schaffen."

„Mir soll's recht sein. — Komm, gieß mir Kaffee ein. Es ist schon höllisch kalt."

Über dem ganzen Hause lag ein dumpfer Druck. Adolf Knoblers heiteres Gesicht vermochte ihn nicht zu scheuchen. Der Abend verlief still. Draußen ging der Wind laut hallend über das Gebirge, die Eiche vor dem Hause knarrte, die blätterlosen Äste der Kastanien im Garten klapperten gegeneinander. Waldemar Knobler saß in seiner Stube und las. Aber er kam nicht mit sich zurecht. Er hätte Hannjörg nicht fragen sollen. Wenn man sich auch als aufgeklärter Mensch sagte, daß es Torheit sei, in die Zukunft sehen zu wollen, daß kein Mensch über Kräfte verfügen könne, die in das Übersinnliche langten, es blieb doch etwas zurück. Für und Wider stritten gegeneinander, und so sehr man sich bemühte, das Wider gelten zu lassen und zu bejahen, man kam nicht um das Für herum.

Eben hatte Waldemar das dritte Buch zur Seite gelegt. Da trat sein Bruder ein und setzte sich in die Sofaecke.

„Waldemar, wir müssen einmal miteinander reden. Ich bin ja nun über die Sechzig hinaus, und früher oder später muß jeder dran glauben. Dreiundsechzig Jahre sind ein ganz schönes Alter."

„Was redest du denn, Adolf? Ich denke, der Professor hat gesagt – –"

Adolf Knobler lächelte. „Muß man denn alles haarklein erzählen? Ich habe Mutter gesagt, es wäre eine Verwachsung. Das kommt nach Professor Müllers Meinung auch dazu. Im übrigen ist die Sache klar. Es ist Magenkrebs."

„Mein Gott, Adolf!"

Der Bruder seufzte und heuchelte keine Zuversichtlichkeit mehr.

„Es ist Magenkrebs. Wie weit fortgeschritten, das kann der Professor nicht sagen. Er will eine Operation versuchen. Wäre es aussichtslos, würde ich nein sagen. Es ist aber immerhin möglich, daß ich noch ein Jahr lebe. Das Jahr brauche ich. Weil ich aber nicht weiß, ob ich es kriege, darum eben will ich mit dir reden, und darum schenke ich dir reinen Wein ein. Es handelt sich um Joachim. Der macht mir Sorge. Sage mir doch einmal ehrlich deine Meinung."

„Adolf, laß mich erst ein wenig zu mir selber kommen. Magenkrebs!"

„Das heißt ja nicht, heute oder morgen weg sein. Sei vernünftig, Waldemar. Du bist der einzige, mit dem ich jetzt reden kann. Was denkst du über Joachim?"

„Adolf, ich bin der Meinung, daß er gegenwärtig in einer Krise steht. Es ist ein Durchgangsstadium."

„Hm. Dazu ist er eigentlich ein bißchen alt."

„Das fragt nicht nach dem Alter. Ich denke mir die Sache so: Er kam verbittert aus dem Felde. Zwei Jahre Gefangenschaft, nicht Offizier geworden, alles Schlechte und Niederträchtige gesehen und über sich ergehen lassen müssen. Wir haben uns kürzlich einmal unterhalten. Ich sagte zufällig, so, wie ich das hundertmal tue: Wenn Gott will. Da lachte er. Kannst es doch nicht lassen, Onkel. Wo war denn der liebe Gott, als ungefähr zehntausend von uns im Lager starben? Ich will ja gar nicht vom Kriege reden. Der ist überhaupt nur diskutabel, wenn man ihn als ein Naturereignis ansieht und die Menschen — wie heißt es in der

Bibel? — als Gras auf dem Felde. Von dem Gesichtspunkt aus ist er diskutabel, und von dem Standpunkte der Entwicklung aus vielleicht auch. Aber wo war Gott, als man zehntausend Menschen, für die der Krieg zu Ende war, denen gegenüber die Menschlichkeit hätte einsetzen müssen, verrecken ließ? — Siehst du, Adolf, das ist das erste, das man in Betracht ziehen muß."

„Mit mir hat er nie darüber geredet."

„Er will dir nicht weh tun. — Dann kommt dazu, daß er als junger Mann ein Ziel haben will. Du hattest es, ich hatte es. Du hast euern Besitz vergrößert und ihn höhergebracht an Wert und Leistung. Was soll Joachim? Zukaufen? Felder zukaufen, wo heute jeder am liebsten verkauft? Wald ist nicht zu haben. Den hält man fest. Soll er im Viehstall experimentieren? Alles in allem genommen: Er sieht, daß ihm vom Schicksal bestimmt ist, zu erhalten, aber nicht zu erweitern und zu vergrößern."

„Er wird mit dem Erhalten genug zu tun haben."

„In dessen Wert hat er sich noch nicht hineingelebt. Da denkt er vorbei. Eins weiß er: Das Erhalten des Gutes aus sich selber ist schwer. Sich das zu erleichtern, es für das Gut zu erleichtern, und zugleich auf der anderen Seite zu verdienen, was er auf der einen vielleicht zusetzen muß, das gibt ihm den Gedanken ein, sich an irgendeinem industriellen Unternehmen zu beteiligen. Es entspricht zugleich der Tatkraft und dem Wagemut, die in jedem jungen Manne stecken."

„Und was hältst du von einer solchen Beteiligung?"

„Da habe ich kein Urteil. Daß es der Industrie besser geht als euch, das sehe ich auch. Also, wenn es sich um eine gute Sache handelt, warum nicht?"

„Woher will er das Geld nehmen?"

„Na, Adolf, da lassen sich schon ein paar tausend Mark aus dem Holze schaffen."

„Daß er das Gut angreift, glaubst du nicht?"

„Nein. Das tut er nicht. Dazu ist er viel zu sehr unseres Schlages, und er sagt immer, er dächte nicht daran, jemals von Hoheneiche wegzugehen."

„Dann kann ich also nicht mehr tun, als ihn warnen."

„Was wolltest du mehr tun?"

„Waldemar, wenn man seine Zeit so ausnutzen muß wie ich, dann gehn einem auch allerletzte Wege durch den Kopf. Ich kann mein Testament ändern."

„Tu das nicht, Adolf. So gern ich Justus hier sitzen sähe, das kannst du Joachim nicht antun, daß du ihn aus dem Sattel hebst. Er hat dir, außer seiner Rederei, keine Ursache gegeben, und für seine Veranlagung kann er nichts."

„Waldemar, ich muß Hoheneiche in sicheren Händen wissen."

„Ich will noch einmal mit Joachim reden."

„Das hat alles seine Grenzen. Wir kennen ihn doch. Ach, es ist eine Not! Wenn er nicht aus sich heraus will, dann kann der Herrgott selber kommen. Vielleicht sage ich ihm, wie es mit mir steht."

„Tue es nicht. Du weißt es ja selber nicht. Ob er sich so zusammennehmen könnte, daß es Dorothea nicht merkt, ist mir fraglich. Und, denk doch, wie schwer er daran zu tragen haben würde."

„Ich möchte ihn auch nicht gern an die Kette legen. Wie Gott will. Man tut, was man kann. Mehr ist einem nicht gegeben. — Gute Nacht, Waldemar."

„Gute Nacht."

Die Hände hielten sich lange fest.

Ein Weilchen später schritt Waldemar aus dem Hause. Er mußte unter freien Himmel.

Der Wind war Sturm geworden. Das war das herrliche in Hoheneiche, daß der Sturm aus Urtiefen aufbrauste und seine Stimme voller Ursprünglichkeit war. Er stieß sich an keiner Ecke, fauchte durch keine Gasse, keifte aus keinem Winkel heraus. Frei brauste er über das Gebirge. Mit mächtigen Schritten kam er daher, langatmig, gesund. So schritt er in den Wald, rüttelte und schüttelte ihn und machte seine Bäume stark. Wie der Wind, so kam auch die Sonne, die über keinen Hausgiebel zu schielen brauchte. So kamen die Gewitter, die die Felsgestelle erbeben ließen.

Es war eine große Nacht. Droben die Sterne am dunklen, fast schwarzen Himmel, über den keine Wolke jagte. Unter ihnen der starke Sturm und rundumher der orgelnde, brausende, hallende Wald.

Waldemar Knobler allein auf der Wolfskuppe, allein in der lebendigen Nacht über schlafenden Dörfern und Städten, allein mit dem Wissen, daß der Tod den einzigen Bruder an der Hand genommen. Allein auch mit dem Gedanken an das Gespräch mit Hannjörg. Wer sänke nicht vor dem Ewigen nieder, wenn Leben und Tod so unmittelbar auf ihn zuwuchten, wenn das Unbegreifliche ihn ansieht, alle Tiefen sich öffnen und alle Höhen sich erschließen?

Es ist ein Wühlen in dem Manne, aus dem herauf immer wieder eines steigt: Wie würde es in dir aussehen, stündest du jetzt an deines Bruders Statt? Wer sagt ihm, daß er nicht morgen schon da steht, daß er ihm

nicht vorausgeht? Beuge dich, Mensch, und nutze deine Tage.

Er kehrte in tiefer Bewegung zu Hannjörg zurück. Wenn es kein Zufall war, daß der in dem Bruder den Todgeweihten sah, sondern sich ihm tatsächlich Menschenschicksale enthüllten, mußte der Mann dann nicht außer Rand und Band kommen?

Waldemar Knobler schlug die Hand um die Banklehne. Ich möchte *wissen*, du dort droben! Nein, bewahre mich vor dem Wissen. Doch nicht! Sage mir, welchen Weg geht Joachim? Sage mir, ob ich dem Bruder recht geraten habe. Justus Schicksal lag in meiner Hand. Ich weiß, wie Justus seine Heimat liebt. Ist er nicht wie die Eiche drunten vor dem Hause? Habe ich ihm die Heimat genommen?

Er fragte hinaus in den Sturm, fragte hinauf zu den Sternen. Wie kannst du eine Antwort erwarten, Mann, du, der sich nicht selber aufzugeben vermag, der du immer nur du bist? Die Stimmen der Berge und des Windes sind Waldemar Knobler verstummt, er hört nur sich selber, sieht nur sich selber, kehrt, den Kopf tief gesenkt, heim.

Im Schafstall ist Licht. Er schreitet auf den Stall zu und stößt die Tür auf. Da sitzt Hannjörg im Stroh und hat eines Schafes Haupt in dem Schoße liegen.

„Ist das Tier krank, Hannjörg?"

„Nein."

„Warum sitzest du dann hier?"

„Es leidet mich nicht im Bette."

„Warum leidet es dich nicht darin?"

„Ich habe den Herrn gesehen."

Sie schwiegen beide, und um sie atmen die ruhenden Tiere.

„Hannjörg," Waldemar Knobler nimmt des alten Schäfers Hand, „hast du es auch gewußt, als dein Sohn fiel?"

„Ja."

„Und als deine Tochter starb?"

„Ja."

„Und — du verlierst darüber nicht den Verstand?"

„Warum sollte ich den Verstand verlieren? Man muß stillhalten, das ist alles."

„Wenn du nun deine Tochter seinerzeit heimgeholt hättest?"

Hannjörg lächelte mild. „Ist denn das Sterben das schlimmste?"

„Es ist mindestens das letzte."

„Das ist es wohl, aber wie kann man dem Herrgott in den Arm fallen?"

„Hannjörg, ich muß dich noch etwas fragen."

„Frag, aber frag nicht zuviel."

„Was heißt zuviel?"

„Frag."

„Mein Bruder trug sich mit dem Gedanken, sein Testament zu ändern und Justus Hoheneiche zu übergeben. Ich habe ihm abgeraten. Habe ich recht getan?"

„Ja, du hast recht getan."

„Joachim wird also Hoheneiche halten?"

„Höre auf zu fragen. Du hast recht geraten. Nun geh schlafen. Ich habe gewußt, daß du kommen würdest. Darum sitze ich hier. Jetzt frag nicht weiter. Geh schlafen. Gute Nacht."

Hannjörg hob den Kopf des schlafenden Tieres aus seinem

Schoße. Das Tier erwachte nicht. Er ließ es langsam und zärtlich auf das Stroh zurückgleiten, stand auf und schritt vor Waldemar her.

Reichlich acht Tage blieb Adolf Knobler daheim. Wenn er sah, wie sie sich alle mühten, ihm Liebes und Gutes zu tun, lächelte er: Ihr seht in mir einen Sterbenden. Dies Lächeln fiel Mutter Dorothea auf.

Sie fragte: „Vater, warum lächelst du denn immer so?"

„Weil ihr alle so tut, als käme ich nicht wieder."

Da fiel ihm seine Frau um den Hals und weinte. Er streichelte sie. „Gelt, Mutter, ich hab's erraten? Aber du brauchst keine Sorgen zu haben. Ich komme wieder."

„Und nachher?"

„Das muß man sehen."

„Du weißt also nicht, ob dir der Professor wirklich helfen kann?"

„Das weiß er selber nicht. Er muß doch erst sehen, was er findet. Sind es nur die Verwachsungen, dann ist es gut. Und warum sollte es denn mehr sein? — Wie bist du mit Ilse zufrieden?"

„Alles in Ordnung, Vater. Sie hat daheim eine harte Schule gehabt."

„Wohin sind sie denn heute gefahren?"

„Joachim wollte zur Bauernversammlung."

„Es ist merkwürdig, daß jetzt überall Bauernversammlungen sind."

„Die Not treibt die Leute dazu."

„Ja, ja, es wird schon so sein. Es ist recht, wenn sie sich zusammentun. Einer allein kann sich nicht mehr helfen. — Komm, Mutter, setz dich ein bißchen her. Kannst es dir doch

nun leichter machen. — So, Mutter, weißt du noch, so ein Tag war es, als wir heirateten. Nicht so schön wie zu Joachims Hochzeit. Dafür ist es nachher desto schöner geworden. Wir können zufrieden sein, Mutter, was?"

„Das können wir, Vater, aber es darf ruhig noch ein bißchen länger dauern."

„Wieviele sind denn so lange beieinander? Wer von denen, die mit uns jung waren, lebt denn noch? Vorige Woche ist nun auch unser guter Heinrich Walter gestorben. Dabei sah er aus wie die Gesundheit selber. Herzschlag, weg. Wir sind halt nun mal in den Jahren, in denen man sich reisefertig machen muß. Weißt du eigentlich, ob Justus Grete Bernhard manchmal trifft?"

„Nein. Ich glaube, Vater, die Sache geht anders, als wir dachten. Sie sind sich gut, aber ob es das Gutsein ist, das zum Heiraten führt, das weiß ich nicht. Mir scheint es nicht so zu sein."

„Laß sie. Die zwei gehen schon ihre richtigen Wege. — Sieh, nun fängt es an zu schneien. Das ist früh. Den wievielten haben wir denn eigentlich heute? Ich weiß gar nicht mehr, wie wir in der Zeit leben. — Den elften November, sagst du? Was, wirklich den elften? Aber Mutter, dann ist ja heute – –"

„Freilich, Vater, unser Hochzeitstag."

„Mein Gott, wie man so aus der Zeit geraten kann! Den elften November! Vor dreiunddreißig Jahren, Mutter! Drei — und — dreißig Jahre!" Er breitete die Arme weit aus. „Alte, treue Seele! Dreiunddreißig Jahre hast du zu mir gehalten. Nicht einmal hast du es anders haben wollen. Immer bist du gerne hier oben in der Einsamkeit gewesen.

Und was haben wir zusammen geschafft! Es war — eine schöne Zeit! Man kann dem Herrgott wirklich dankbar sein."

„Nun habe ich weiter keinen Wunsch mehr, als daß wir noch ein paar Jahre zusammensein und wenigstens ein Enkelkind auf den Arm nehmen können."

Adolf Knobler lachte. „Ist ja nicht wahr, Mutter, du hast ja immer Wünsche. Du möchtest sehen, was Justus für eine Frau bringt, ob Joachim einmal ein Bauer wird, dem das Bauersein genug ist, ob etwas aus der Bahn wird, die hier vorbeigehen soll."

„Das ist mir einerlei."

„Und wenn du weiter nichts mehr zu wünschen weißt, dann möchtest du noch einmal auf die Wolfskuppe, noch einmal in den Bärengraben, möchtest sehen, wie das Korn auf dem Dreiecksacker steht. Mutter, das kennen wir doch. Aber das ist falsch. Du mußt es machen wie ich. Als ich hier übernahm, habe ich den Herrgott gebeten: Hilf mir, daß ich vorwärtskomme! Als die Jungen geboren wurden: Laß mich sie großbringen und laß sie ordentliche Menschen werden! Als sie in den Krieg zogen: Bring sie mir wieder heim! Es ist alles so geworden, wie ich es haben wollte. Nun muß es aber einmal genug sein. Ich habe lange genug meinen Willen gehabt. Jetzt muß der Herrgott auch einmal seinen haben. Jetzt nehme ich es, wie es kommt, wundere mich schon seit ein paar Jahren, daß alles so lange und so gut geht, würde mich aber nicht wundern, wenn es einmal anders käme. Denk doch, Mutter, wenn unsere Jungen gefallen wären! Oder wenn Justus schwermütig geworden wäre und Joachim drüben in Frankreich an seiner Wunde gestorben wäre. Dreiunddreißig Jahre beieinander und alles gut geworden und gegangen! Mut-

ter, von jetzt ab wollen wir nicht mehr vorwärts-, jetzt wollen wir rückwärtssehen. Das Wünschen und Vorwärtsgucken, das überlaß den jungen Leuten. Ich habe mir auch die Sache mit Joachim lange genug überlegt. Daß er Hoheneiche verschuldet oder gar verkauft, das traue ich ihm nicht zu und glaube ich nicht. Er sagt, die Zeit sei eine andere geworden. Was soll ich nun machen? Ich kann ihm doch nicht die Hände binden. Das fällt mir schwer, daß ich ihn nicht einmal ordentlich zum Reden bringe. Aber so war er schon immer, und ich ändere ihn nicht mehr. Ich will ihn warnen, will ihm raten, so gut ich kann, mehr kann ich nicht tun. — Mutter, daß wir nun dreiunddreißig Jahre verheiratet sind!"

Joachims Wagen fuhr draußen vor.

„Nanu," rief Vater Knobler, „ist denn Joachim schon wieder zurück?"

Die Tür ging auf. Ilse trat als erste herein und trug einen großen Blumenstrauß. Hinter ihr drängte Justus durch die Tür.

„Justus!" rief die Mutter. „Ja, Kinder, wer hat euch denn das gesagt?"

Justus nahm erst die Mutter, dann den Vater in die Arme und küßte sie. Joachims Umarmung war ein wenig verlegen. Vater Knobler hielt seine Frau an der Hand und lächelte. „Was sagst du nun, Mutter?"

„Du warst das, Vater?"

„Ich kann dich doch auch einmal ein bißchen hinter die Fichte führen."

„Hast du eigentlich schon immer mit so ehrlichem Gesicht gelogen?"

„Nein, das habe ich erst auf meine alten Tage gelernt."

„Dann gewöhn dir das mal wieder ab. — So ein Mann! Und ihr auch, ihr ganze Gesellschaft! Kein Sterbenswörtchen verraten! Ich erzähle Vater noch groß und breit, ihr wäret zur Bauernversammlung gefahren. Aber, Vater!"

„Fein, Mutter, was?" rief Justus lachend.

„Nee, gar nicht fein, aber — gut."

„Das habe ich auch gedacht." Adolf Knobler legte seiner Frau den Arm um die Schultern. „Willst mal wieder die ganze Hecke zusammenbringen, habe ich gedacht. Das ist Mutters größte Freude. Geben kann ich dir nichts mehr, und das sähe auch zu dumm aus, wenn ich dir etwa einen Ring mit einem funkelnden Stein an den Finger steckte. Also, habe ich gedacht, machen wir es so."

Ach, Adolf Knobler, du kannst zwar gut schauspielern, aber du täuschest niemand. Siehst du die Träne im Auge deiner Frau? Das ist keine Freudenträne, das ist eine Träne der Wehmut und des Schmerzes. Sie weiß genau, daß das ein Abschiednehmen ist. Du lässest die Sonne noch einmal hell scheinen, bevor sie untergeht. Und nicht deine Frau allein weiß es. Sie wissen es alle. Aber sie sind alle ebenso tapfer wie du. Sie lachen, plaudern, scherzen und — verbeißen die Tränen. Sieh nicht in den Spiegel, guter Vater Knobler. Daß deine Wangen hager und eingefallen sind, das wäre nicht weiter beängstigend, aber deine Augen sind nicht nur ohne Glanz, sie haben die unaussprechliche Stille, Fremdheit, Abseitigkeit des Todgeweihten, jenes Eigentümliche, das niemand deuten und aussagen kann, und das doch des nahen Todes alleruntrüglichstes Zeichen ist.

„Wo bleibt denn Onkel Waldemar?" fragt der Hausvater. Er kommt, hat sich sogar einen besseren Anzug an-

gezogen, versucht zu lachen und sagt ein paar scherzhafte Worte, aber er kann sich nicht so beherrschen, daß niemand seine Seelennot spürte. Wie sollte er auch? Die anderen ahnen, er weiß. Er hat nicht einmal mehr soviel Hoffnung wie sein Bruder, obwohl sie auch bei dem gering genug ist. Er weiß! Hannjörg, hättest du geschwiegen! Man schlüge sich wenigstens, wie die anderen, noch mit Zweifeln herum, versuchte zu verneinen, was einen die stillen Augen zu bejahen zwingen wollen, aber — das Wissen, das unselige Wissen!

Es ist einen Augenblick still. Die Stille wirkt doppelt, da sie sich in einen Kreis schlich, der reden möchte, weil er reden muß. Sie ist auch nur einen Augenblick da, huscht rasch wieder hinaus, aber sie war da, und das ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen.

Sie schlagen eine Brücke über diesen Augenblick, alle greifen sie zu, hämmern und schweißen mit guter Rede und mit Scherzwort, schlagen die Brücke, aber — unter ihr rinnt der dunkle, ernste Strom, rinnt und rinnt und ist nicht aufzuhalten.

Als der Vater nach dem Mittagessen in seiner Stube auf dem Sofa liegt, läßt er Justus rufen.

„Justus," sagt er, „nun erzähle mir einmal ein wenig von draußen. Du stehst mitten drin, ich stehe abseits. Wie sieht es aus?"

Er sagt nicht, worauf er hinaus will, tippt da an und dort, fragt nach der Lage der einzelnen Stände und erfährt: Ja, der Industrie geht es noch verhältnismäßig am besten. Aber Justus setzt hinzu: „Wie lange das so bleibt, das kann niemand sagen."

„Welches ist denn deine Meinung darüber?"

„Tja, Vater, auch schwer zu sagen, sehr schwer. Man kann danebenhauen. Ein Plus hat die Industrie für sich. Sie ist länger und besser organisiert als die Landwirtschaft. Der Bauer ist noch viel zu sehr Eigenbrötler. Die Arbeiterschaft denkt als Masse, die Industrie denkt, sagen wir, organisatorisch zweckmäßig. Der Bauer aber denkt auch in der Masse als einzelner. Der Blick für die Notwendigkeit des Zusammenschlusses, erst recht aber die Großzügigkeit in der freiwilligen Übernahme von Bindungen, das fehlt ihm. Er wird es lernen; denn er muß es lernen. Die Not zwingt ihn dazu."

„Daß es uns nicht gut geht, weiß und sehe ich. Du meinst aber, es würde noch schlechter?"

„Für den Bauern? Unbedingt, Vater."

„Dann soll er aufhören?"

„Um Gottes willen! Aufhören? Im Gegenteil, erst recht zupacken. Was soll denn ohne den Bauern werden, ganz abgesehen von all den inneren Werten, die auf dem Spiele stehn?"

Adolf Knobler verstand es, seinen Sohn von der wahren Fährte abzulenken. „Weswegen ich das alles wissen will, Justus," begann er wieder. „Du kannst doch nun einmal Hoheneiche nicht übernehmen. Ein größeres Gut zu kaufen, wie du es vielleicht gern möchtest, dazu reicht dein Erbteil kaum. Ich könnte mir denken, daß du dich an einem industriellen Unternehmen beteiligtest. Dabei hättest du dann sicher bei der Einlage, die du immerhin machen kannst, ein ernstes Wort mitzureden."

„Darüber habe ich auch nachgedacht, aber ich habe Zeit. Erst abwarten."

„Von unserem baren Vermögen ist nicht viel übriggeblieben, aber du hast das Holz."

„Das laß ruhig wachsen. Es steht mir jeden Tag zur Verfügung. Vorläufig gehört es dir, und ich hoffe, daß es dir noch recht lange gehört."

„Wie Gott will."

Mit Joachim verhandelte der Vater nicht. Er rechnete unbedingt damit, daß er aus der Klinik zurückkehre. Dann blieb zu dem Gespräch immer noch Zeit.

Im Laufe des Nachmittags holte Joachim Schwiegervater und Schwager. Das Wetter war unfreundlich. Der Wind rüttelte an den Scheiben und warf bald Schnee, bald Regen dagegen. In der Stube aber war es hell, warm und behaglich. Justus und Armin neckten einander, Scherzreden gingen hin und her, und auch Joachim erzählte einige lustige Erlebnisse aus seiner Gefangenschaft. Das veranlaßte Bernhard von Freidank, sich näher nach den Lagerzuständen in Frankreich zu erkundigen. Joachim lehnte es für heute ab, eingehender davon zu sprechen. Er sprach nur ein paar kurze Worte voller Bitterkeit. „Wir hatten alle Tage den Mont Blanc vor Augen. Der war unser Richtungszeiger. Vater hatte sich geweigert, mir einen Kompaß zu schicken. Da schrieb ich an Barth, er möge mir doch den neuen Roman von Hertel: Der rote Kompaß, schicken. Er verstand, der Kompaß kam im Doppelboden einer Konfitürenbüchse. Mit dem gingen wir los, Bachmann und ich. Zwölf Kilometer vor der Schweizer Grenze blieb Bachmann liegen. Da schleppte ich ihn zur Gendameriestation. Bis auf den Arrest war der Fall für uns beide erledigt. Zwölf Kilometer vor der Grenze mußte mir der Kamerad zusammenbrechen, und ich konnte ihn doch

nicht liegenlassen! Die Loire überquert und zweimal die Saone! Na. — Das zweitemal kam ich in die Maasebene. Alles überschwemmt, stunden-, stundenweit. Schwimmen? Der Teufel soll so lange schwimmen. Ich habe gebetet, ich habe geflucht. Na. — Justus, du trinkst ja gar nicht. Prost!"

Waldemar Knobler sah seinen Bruder an. Sie verstanden einander.

Um Mitternacht waren in Hoheneiche alle Fenster dunkel. Mutter Knobler hielt ihres Mannes Hand.

„Wie geht es dir, Vater?"

„Nicht schlecht, Mutter. War das nicht ein schöner Tag?"

„Ja, Vater, es war sehr schön."

„Dann wollen wir schlafen. Gute Nacht, Mutter."

Drei Tage später fuhr Joachim den Vater wieder in die Klinik. Die Operation wurde auf Knoblers Bitte schon am nächsten Tag vorgenommen. Professor Müller öffnete den Leib und — schloß ihn wieder. Zu spät.

Als Adolf Knobler aus der Narkose erwachte, saß die Schwester an seinem Bett.

„Wie steht es, Schwester?"

„Ach, es ist wohl alles gut."

„Wie spät ist es?"

„Dreiviertel elf."

„Um halb zehn habe ich die Narkose gekriegt."

„Dann war die Sache wahrscheinlich gar nicht so schlimm."

„Wann kann ich Herrn Professor Müller sprechen?"

„Das weiß ich nicht. Er ist sehr stark in Anspruch genommen."

Und am anderen Tage: „Kann ich Herrn Professor heute sprechen?“

„Nein. Er ist heute zu einer Konsultation nach auswärts gerufen worden.“

„Was darf ich essen?“

„Was ich Ihnen bringe, Herr Knobler.“

Professor Müller war nicht verreist. Er wollte dem Kranken nur einige Tage Zeit lassen. Am dritten Tage kam er.

„Wie fühlen Sie sich, Herr Knobler?“

Der zuckte die Achseln. „Herr Professor, Sie brauchen mir nichts zu sagen.“.

„Wieso denn?“

„Die Geschichte hat nur eine Stunde gedauert, und ich darf essen. Ich weiß, woran ich bin.“

Professor Müller sah ihn ernst an. „Wären sie früher gekommen.“

„Wird es noch lange dauern? Erlebe ich Weihnachten noch?“

„Ja.“

„Und dann? Auch das neue Jahr?“

Der Professor schwieg.

„Wann kann ich heim?“

„Bald. Die Wunde heilt gut. In acht Tagen, denke ich.“

Das Wetter war wieder schön geworden, aber es war kalt. Auf den Höhen lag Schnee. Die Ebene war schneelos. Langsam und vorsichtig fuhr Joachim den Vater heim. Ilse war mitgekommen und hatte ihn so weich gebettet, daß er die Stöße des Wagens auf der gefrorenen Straße kaum spürte. Als Adolf Knobler Hoheneiche von weitem liegen sah, leuchteten seine Augen.

„Ach, wir haben ja Schnee!"

„Ja, Vater, schon seit acht Tagen."

„Wir sind doch immer etwas Besseres," scherzte der Kranke.

Joachim und der Schafmeister Weller trugen den Heimgekehrten in sein Bett. Er war leicht, ach, so leicht. Als Weller gehen wollte, streckte ihm sein Herr die Hand entgegen.

„Ich danke dir, Hannjörg. Du bist immer ein treuer Mann gewesen und hast es auch nicht leicht gehabt. Wann soll denn dein Sohn kommen?"

„Wenn ich es nicht mehr ermachen kann. Vorläufig geht es noch."

„Gönne dir ein paar ruhige Jahre, Hannjörg. — Joachim, Hannjörg behält sein Deputat, auch wenn sein Sohn die Herde übernommen hat. An Geld gibst du ihm jede Woche eine Kleinigkeit. Soviel, wie es austrägt. Du wirst nicht knausern, ich weiß es. Dann hast du deine Rente dazu, Hannjörg, und es wird gehen. Leb wohl, Hannjörg."

Das war ein deutliches und klares Abschiednehmen. Vater Knobler versuchte nicht mehr zu täuschen. Als Joachim hinausgegangen war, warf Mutter Dorothea den Kopf auf ihres Mannes Bett und weinte. Er strich ihr über den Scheitel und tröstete. „Weihnachten sind wir noch zusammen, Mutter. Neujahr auch. Wein doch nicht so, Mutter. Ich bin es zufrieden, nun sei du es auch. Denk doch, wie gut es uns gegangen ist. Komm, du hast immer den Kopf oben gehabt. Ich hinterlasse ja keine Not."

Adolf Knobler sah bis zum letzten Augenblick keine Träne wieder in den Augen seiner Frau. Sie war vor Sohn und

Schwiegertochter getreten und hatte gesagt: „Der Vater geht heim. Ich habe es schon lange gewußt. Jetzt müssen wir uns in der Gewalt haben. Wir wollen ihm zugute tun, was wir können, aber alle Tage weinen, heißt, den Vater alle Tage sterben lassen. Und das ist zuviel. Helft mir, ihr zwei."

Sie war rasch zur Seite gegangen.

Weihnachten kam, der Baum brannte, Adolf Knobler lag im Lehnstuhl und lächelte in das Licht der Kerzen hinein. Seine Augen waren noch stiller und noch tiefer geworden. Jenseitig waren sie und versuchten nicht mehr, es zu verbergen.

In der Woche vor Weihnachten hatte es wieder zu schneien begonnen. Der Winter regierte, der Winter, so, wie sie ihn auf Hoheneiche gewohnt waren. Stunde um Stunde lag Adolf Knobler still in seinem Bett. Er ließ es sich bald an das eine, bald an das andere Fenster rücken. Du liebes, herrliches Weihnachtsland! Berg an Berg und Wald an Wald. Breit gräbt sich der Hang gegen Bachfeld zu ein. Er ist eine einzige, wenig geneigte weiße Fläche. Darauf ist ein lustiges Getümmel. Schneeschuhläufer kommen von weit her. Früher waren die Winter still und einsam. Heute sind sie lebendiger als die Sommer. Es wächst ein Geschlecht heran, das zurück will an die Quellen der Gesundheit und der Freude. Das ist gut. Gut für die armen Dörfer, die jetzt ihre Wintergäste haben, gut für die Städter, die sich vom Winterwind die Lungen ausblasen lassen, vor allem gut für die Jugend, die sonst den Winter über in den Wirtshausstuben saß.

Die neue Zeit! Man soll das Gute, das sie bringt, nicht übersehen. Ist es nicht gut, daß sie den wollenden Menschen

vor größere Aufgaben stellt, ihn zwingt, sich zu wehren und zu regen. Harte Zeit erzieht tapfere Menschen. Vielleicht muß man Joachims Wollen auch von der Seite her ansehen.

Es ist ein stiller Abend, als der Sohn an des Vaters Bett sitzt, der letzte Adolf Knoblers. Ein Abend zwischen Weihnachten und Neujahr. Die Abende sind die beseeltesten des ganzen Jahres. Übergangszeit sind sie, voll ernster Besinnlichkeit.

Der Kranke kann kaum noch sprechen. Worte quälen sich über die schmalen Lippen. „Joachim," man muß scharf hinhören, „Joachim, du übernimmst nach mir Hoheneiche. Halte es so fest, wie wir anderen es gehalten haben."

„Ja, Vater, das werde ich."

„Du hast etwas vor. Kannst du es mir nicht sagen?"

„Ich weiß selber noch nicht, was ich tun werde. Unsere Lasten sind so groß, daß ich aus dem Holze zusetzen oder Schulden machen muß."

„Ist es so schlimm, Joachim?"

„Ja. Soll ich zusehen, wie sich das Gut in sich selber verzehrt?"

„Ach Gott, ich kann ja nichts dazu sagen. Ich weiß nicht, was ich dir raten soll."

„Nichts, Vater. Warum quälst du dich?"

„Du willst, wie mir scheint, dich in etwas einlassen, wovon du als Bauer nichts verstehst. Ich kann nicht mehr tun, als dich bitten: Hüte dich! Du weißt so wenig wie ich, ob du nicht bei aller Vorsicht Unglück hast. Dann halte ein. Was auf Mutter und Justus kommt, ist unantastbar. Bringe unseren Hof nicht in Gefahr. Der ist nicht dein, der ist dir nur zum Nießbrauch gegeben. Und, Joachim, ich

weiß nicht, wie du mit dem Herrgott stehst. Ich will dich nicht fragen. Bloß bitten kann ich dich: Halte dich zu ihm. Du magst nach dem, was du erlebt hast, nach deiner Meinung noch so recht haben, wenn du sagst, es gibt keinen Gott. Wahr ist es nicht. Ich weiß, daß er da ist. Nur kann man ihn nicht begreifen. Ich will mich nicht stärker machen, als ich bin. Wenn ich nicht glaubte, daß ich in Gottes Hand ginge, dann wären die letzten Tage nicht zu ertragen. Lerne wieder, mit dem Herrgott zurechtkommen, Joachim. Ich weiß nicht, was ich dir Besseres wünschen könnte. Das wollte ich dir noch gesagt haben, und nun ist es gut. Nun bin ich fertig. Gib mir die Hand. Halte — unseren — Hof — fest!"

Langsam, stoßweise hatte der Vater gesprochen. Schweigend saß Joachim noch eine Weile an seinem Bett. Er grübelte. Eine Stimme hieß ihn, des Vaters Hand nehmen und sagen: Vater, ich will mir an Hoheneiche genug sein lassen. Dagegen kämpfte eine andre an, die ihm vorlog: Du tust, was du tust, nur für Hoheneiche. Wenn du dich jetzt bindest, dann bist du gebunden für alle Zeit. Die Stimmen kämpften gegeneinander. Keine siegte. Joachim Knobler schloß ein Übereinkommen: Abwarten. Ich habe es so in der Hand und so, bin Herr über mich und meine Entschlüsse. Ich binde mich weder nach der einen, noch nach der anderen Seite.

Aus tiefem Grübeln wach werdend, wandte er sich dem Vater wieder zu. Dessen Gesicht war ganz klein geworden. Der Mund sprang heraus. Fast lippenlos, war alles um den Mund her zu schmal geworden. Die Zähne waren gelb und lang, nicht mehr ganz von den Lippen zugedeckt, die Schläfen

waren eingefallen. Nur die Augen lebten, aber ihre Blicke schienen bereits aus hohlem Schädel zu kommen.

Das alles sah Joachim heute zum ersten Male mit erschütternder Eindringlichkeit. Es schauderte ihn: Der Vater stirbt! Scheu und unbeholfen strich er über dessen Stirn. „Brauchst du etwas, Vater?"

„Nein. Jetzt — ist — alles gut."

Joachim ging hinaus. Er traf seine Frau am Schreibtisch. Sie schrieb an Grete Wißberg.

„Ilse, laß den Brief bis morgen. Komm, setz dich her."

Sie stand auf und setzte sich neben ihren Mann. Der zog sie an sich.

„Ilse, ich komme vom Vater. Er ist tot bei lebendigem Leibe. Wo habe ich die ganzen Tage her meine Augen gehabt!"

„Joachim, du hast doch so viele sterben sehen."

„Das ist es, womit ich nicht zurechtkomme. So viele habe ich sterben sehen, so viel junge Menschen! Und wie sind sie oft gestorben!"

„Der hier stirbt, ist dein Vater. Das tut doppelt weh."

„Ilse, verzeih mir Gott, aber daran habe ich nicht gedacht. Solange der Vater redete, war er mir der Vater. Als ich den sterbenden Mann in ihm sah, war er mir fremd. Was ist das? Ich will das doch nicht, will ganz anderes, aber es geschieht. — Draußen, ja, ich weiß wohl keinen, der draußen ganz ohne Hoffnung gestorben wäre. Wenn wir anderen längst wußten, daß er sterben werde, hatte der Mann immer noch Hoffnung. Dann wurden sie bewußtlos oder tobten im Fieber und brachen auf einmal in sich zusammen. Vater weiß, daß er stirbt, stirbt tage- und wochenlang, denkt sich

in sein Grab hinein und ist doch ganz still. Ilse, gibt es einen Gott?"

„Ja, Joachim."

„Ach, es hat keinen Zweck, weiter zu fragen. Du kannst das ja nicht verstehen, nein, du kannst nicht, auch wenn du es noch so sehr willst."

„Ich verstehe es."

Joachim zog seine Frau fester an sich.

„Wie lange es wohl noch mit dem Vater dauern wird?"

„Vielleicht — morgen."

„Er ist doch ein starker Mann! Männer, die ein langes Leben das geleistet haben, was Hoheneiche fordert, das große, freie, einsame Hoheneiche, sind bis zur letzten Stunde nicht Amboß, die sind Hammer. Der Vater stirbt, aber — er hat den Tod erschlagen."

„Du bist erschüttert, Joachim. Laß die Zeit hingehen. Wenn auf Vaters Grab erst die Rosen blühen, hat auch für dich die Welt wieder ein ander Gesicht."

„Komm, wir wollen noch ein paar Schritte laufen."

Sie gingen den Weg nach Bachfeld zu. Es war ganz still, und die Nacht war trotz des Schnees dunkel. Hannjörg Weller kam ihnen von Bachfeld aus entgegen. Rüstig schritt er aus.

Joachim hielt ihn an. „Kommst du aus Bachfeld, Hannjörg?"

„Ja. Der alte Wiesenmüller ist krank, und da haben sie mich holen lassen."

„Du pfuschst also dem Doktor immer noch ins Handwerk?"

„Nein. Wo ich nicht weiß, daß ich helfen kann, schicke ich sie zum Doktor."

„Irrst du dich da nicht manchmal?"

„Früher ja, jetzt nicht mehr."

„Wie kommt das?"

„Jetzt höre ich nicht mehr auf den Teufel."

„Ach, Hannjörg, nun soll es auch noch den Teufel geben! Langt es nicht, wenn es den Herrgott gibt?"

„Nein. Der Herrgott und der Teufel gehören zusammen. So leicht wird es dem Menschen nicht gemacht. Er muß die Wahl haben, so oder so. Es wäre sonst zu leicht."

„Jeder schlägt sich natürlich mit Fragen und Zweifeln herum, aber muß man deswegen an den Teufel glauben?"

Ilse fiel ein. „Hannjörg, können Sie das nicht näher erklären?"

„Wenn ich bei einem Kranken stehe und nicht weiß, was es ist, dann sagt der Teufel: Vielleicht ist es dieses oder das. Früher habe ich darauf gehört und habe angefangen zu probieren. Heute haue ich den Teufel in das Genick und sage: Scher dich weg! Und zum Kranken sage ich: Da kenne ich mich nicht aus, holt den Doktor."

„Hannjörg," fuhr Ilse fort, „was Sie sagen, beweist nur Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit gegen sich selber. Den Teufel, meine ich, können wir dabei ruhig ausschalten."

„Jeder legt es sich halt zurecht, wie er kann."

„Dem Vater geht es auch nicht gut, Hannjörg."

„Der arme Herr!"

Hannjörg senkte den Kopf und schwieg. Dann sagte er, er müsse rascher gehen, es sei ein Schaf krank.

Auch Joachim und Ilse schwiegen und kehrten langsam zurück. Als sie in das Haus traten, rief sie die Mutter leise in das Krankenzimmer. Der Vater lag im Sterben. Er hatte die Augen geschlossen. Hätte sich nicht die Brust langsam gehoben und gesenkt, hätte man ihn bereits für tot halten müssen.

Dorothea Knobler saß am Fußende des Bettes und ließ die Augen auf ihres sterbenden Mannes Gesicht ruhen.

Sie hatte die Hände gefaltet, aber sie betete nicht. Ohne mit Gott zu hadern, dachte sie immer nur: Nun muß ich allein zurückbleiben!

Der Kranke schlug die Augen noch einmal weit auf, richtete sie auf Frau und Kinder, vermißte einen, wollte sprechen, vermochte es aber nicht mehr. So schloß er die Augen wieder. Adolf Knobler löschte ganz leise aus. Er war bereits tot, als Joachim und seine Frau glaubten, die Brust hebe und senke sich noch.

Die Mutter stand auf. Sie brauchte nur zwei Schritte zu tun, aber die zwei Schritte waren die letzten und schwersten auf einen Gipfel hinauf, zu dem sich die Frau in Wochen emporgerungen. Nun war sie oben. Es war still, aber irgendwo in der Ferne brauste ein lauter Wind. Sie strich lind und zart über des Toten Augen. Es war nur eine sinnbildliche Handlung. Die Augen waren geschlossen. Langsam und feierlich nahm sie des Toten Hände und legte sie zu seiten des Körpers. Dann schritt sie nach dem Schranke und holte ein neues Hemd. Das lag wohl länger als zwanzig Jahre. Sie hatte die Leinwand selbst gesponnen und gewoben.

„Hilf mir, Joachim." Das Hemd war über den Kopf gestreift, Mutter Knobler zerschnitt das alte und löste es in

Stücken vom Körper. „So, danke. Das andere mache ich selbst."

Joachim hatte des Vaters Oberkörper gesehen. Die Muskulatur war aufgezehrt. Der arme Leib schrie um Mitleid. Ilse weinte. Joachim stand schweigend und erschüttert am Fenster. Und wieder die Stimme: Tritt heran und versprich ihm in die Hand, daß du nur ein Bauer, nur Bauer! sein willst! Des Mannes Füße waren wie angewurzelt. Die Mutter trat leise an ihn heran und nahm seine Hand.

„Wer so stirbt, der stirbt wohl. — Joachim, nun — bist du der Hausherr. Gott helfe euch!"

4.

Es war still auf Hoheneiche. Sonnige Wintertage und Nebelgeriesel, klirrender Frost und mildes Wetter. Krähen streiften um den Hof, das Wild trat heraus aus dem Forst. Und über allem die große Stille, in die hinein nur an den Sonntagen die Rufe der Schneeschuhläufer schallten.

Mutter Dorothea und Ilse gaben den Tagen wieder, was ihnen zukam. Joachim war unmittelbar nach des Vaters Tode leichter mit dem harten Schlage fertig geworden als heute. Je weiter der trübe Tag zurückwanderte, um so mehr wuchs in dem Erben von Hoheneiche eine Unsicherheit, die zwar schon lange, ja, wohl immer dagewesen war, ihm aber darum nicht eigentlich Not bereitet hatte, weil er letzte Verantwortung nie hatte tragen müssen. Daheim hatte sie, soweit man bei den wohlgeordneten Verhältnissen überhaupt hatte von Verantwortung reden können, der Vater getragen. Im Felde hatte Joachim Befehlen gehorcht. Eigene Entschlüsse waren von der jeweiligen Lage zwangsläufig diktiert worden. Nun war der Vater gestorben, viel zu rasch gestorben. Erwägungen und Plänen aus sich selber heraus Gestalt zu geben, fürchtete sich der mit der Verantwortung für ein reiches, altes Erbe Beladene, ohne sie indes über Bord werfen zu können.

So entwickelten sich in Joachim Charakteranlagen, die niemals gutzuheißen gewesen waren, so rasch und so stark,

daß Frau und Mutter schon kurz nach Vater Knoblers Tode darunter zu leiden begannen. Zaghaft war Joachim immer gewesen, jetzt beherrschte ihn eine Unsicherheit, die ihn Tag und Nacht nicht Ruhe finden ließ. Immer wortkarg, ward er jetzt, seine Unruhe zu verbergen, verschlossen.

Auf der Suche nach sich selbst, glaubte er zunächst den besten Rat bei dem Gefährten seiner schwersten Zeit, Alfred Ritter, zu finden. Ritter war der Sohn eines größeren Industriellen. Vier Tage blieb Joachim bei dem Freunde. War er vor der Reise aus einer gewissen Feigheit schweigsam gewesen, so hatte es der Freund verstanden, ihm Verschlossenheit als Pflicht darzustellen.

Weder Mutter Knobler noch Ilse unterließen es, Joachim mit freundlichem Bitten nahezulegen, daß es doch gewiß richtiger sei, er spräche sich aus über das, was ihn bewege. Sie erreichten nichts. Ja, Ilse gegenüber war des Mannes Abwehr kurz und unfreundlich, und die junge Frau begann bereits darüber nachzudenken, ob ihre Heirat etwa ein Fehlschlag sei. Gegensätze in Charakter und Anschauung traten auf, an deren Möglichkeit Ilse nie gedacht. Sie vermochte nicht zu sagen, ob ihre Ehe jemals ein völliges Ineinander gewesen war, aber sie erkannte klar, daß sie sich heute zum Nebeneinander entwickelte. Nichts widerstrebte der tapferen Frau mehr als Unklarheit und Unsicherheit. Sie versuchte, ihren Mann zu verstehen. Er steht vor irgendwelchen Entschlüssen und kommt vorläufig weder zu einem Ja noch zu einem Nein. Ich will ihm Zeit lassen. Sie litt aber, und mit ihr litt Mutter Dorothea. Es war seit Vater Knoblers Tod nur ein Vierteljahr vergangen, und doch war das Hoheneiche von heute schon ganz anders als jemals. Niemand aber

hätte das Anderssein mit klaren Worten umreißen und feststellen können. Drohen über den Menschen, Unsicherheit, das Gefühl einer Gefahr, alles unwirklich, schemenhaft, aber nicht zu bannen.

Joachim Knobler begann einen lebhaften Briefwechsel zu führen, las eine Reihe von Zeitungen, grübelte, verwarf und grübelte aufs neue. Was tue ich? Noch war die Stimme laut, die ihm gebot: Sei ganz, was du bist, Bauer, mehr nicht, nichts nebenher. Joachim haßte und liebte die Stimme zugleich, aber der Haß ward stärker und die Stimme leiser und leiser. Trübe, dumpf, drohend die Tage auf Hoheneiche.

Und in Urbig erwachendes Leben. Bernhard von Freidank hatte sich von seiner Erschütterung erholt. Der alte Gutsherr war tief bewegt gewesen. Armer Adolf Knobler! Im Sommer noch vergnügt miteinander Hochzeit gefeiert und nun schon unter der Erde! Aber das Reißen plagte den alten Herrn, und das Herz wollte auch nicht mehr so recht mit.

„Armin," wandte er sich an den Sohn, „so leid es mir tut, aber ich werde im Sommer doch ein Bad aufsuchen müssen. Ich ersparte dir die Ausgabe gern, aber es wird zu schlimm."

Armin wehrte ab. „So liegt nun die Sache nicht, Vater, daß unterbleiben müßte, was notwendig ist. Nur Luxusausgaben können wir uns nicht mehr leisten."

„Ich will so bescheiden leben, wie es nur möglich ist."

„Mach dir keine Gedanken, Vater. Die Zeit ist zwar miserabel, aber es geht doch vorwärts."

„War Schulze Weniger bei dir?"

„Ja. Wann hast denn du mit dem gesprochen?"

„Wann war das? Ach, das war schon im vorigen Herbst.

Ich habe ja fast den ganzen Winter über in der Stube gesessen."

„Der alte Heimtücker! Er hat getan, als wüßtest du kein Wort. Ich bin dagegen, ihm die drei Morgen, die er haben will, abzutreten. Es ist ja gewiß nicht unser bestes Land, und Acker wird nicht begehrt, aber es sieht mir so aus, als glaubte der alte Fuchs, es ginge hier so langsam auf das Ende zu. Nun möchte er sich den Happen sichern, auf den er gerade Appetit hat."

„Was wollte er geben?"

„Dreihundert Mark für den Morgen."

„Das ist zu wenig."

„Ach nein, der Preis ist anständig, aber er kriegt es doch nicht."

„Wie du meinst, Armin. Man darf keine Vergleiche anstellen. Wir alten Leute finden uns nicht mehr zurecht, und ich bin froh, daß ich so alt bin."

„Warum denn Vater? Ist es nicht schön, wenn man ordentlich um sich schlagen muß?"

„Das würdest du voriges Jahr kaum gesagt haben."

„Nein. Das hätte ich sicher nicht gesagt. Du kannst dich bei Ilse bedanken. Die hat mir den Kopf zurechtgesetzt."

„Davon weiß ich nichts."

„Das haben wir ganz unter uns abgemacht. Ich hoffe nur, daß es ihr bei Joachim ebenso gelingt. Wenn ich da drüben säße, noch so dick in der Wolle, ich dächte gar nicht daran, mir die Finger zu verbrennen."

„Hat denn Joachim nunmehr bestimmte Pläne?"

„Pläne scheint er einen ganzen Haufen zu haben, einen

bestimmten Plan noch nicht. Das hat Ilse offenbar fertig-gekriegt, daß er es langsam gehen läßt."

„Ich denke, er wird überhaupt wissen, was er macht."

„Meinetwegen. Ich habe mit Urbig genug zu tun. Wozu soll ich mir für meinen Schwager den Kopf zerbrechen? Wollen wir nicht einmal durch die Wirtschaft gehen? Du wirst deinen Spaß haben. Hast dich lange nicht auf dem Hofe sehen lassen."

Die beiden durchwanderten die Ställe. Das Vieh stand sauber und gut gepflegt in seinen Ständen. Die Wände waren neu getüncht, schadhafte Stellen der Bepflasterung waren ausgebessert. Es war alles Winterarbeit, und sie war ohne große Kosten ausgeführt worden. Ein einziger Maurer war dagewesen, aber Hofleute hatten ihm zur Hand gehen müssen und hatten es gern getan. Mit freundlichem Gruß ging der und jener vorüber. Man sah es den Leuten an, daß sie zufrieden waren.

„Wo ist denn der Arno?" fragte der alte Gutsherr.

Armin lachte. „Rausgeflogen, Vater. Die Sorte kann ich nicht gebrauchen. Der wiegelte mir die andern auf."

„Was? Der war doch am längsten hier."

„Drum wurde es Zeit, daß er mal die Beine wieder unter einen andern Tisch steckte. Den hat die neue Zeit verdorben. Schade um den Kerl. Als Arbeiter war er nicht schlecht."

Sie kamen an den Schloßgraben. Der war abgelassen.

„Mein Gott," rief Bernhard von Freidank, „was habt ihr denn da gemacht?"

„Abgelassen haben wir den Graben. Ich wußte, daß irgendein Abzug da war. Da habe ich mir den alten Wiegand aus Hirzau geholt. Der hat vierzig Jahre auf dem Gute

gearbeitet und wußte Bescheid. Es war ein böses Stück Arbeit, aber schließlich haben wir es doch geschafft. Nun haben wir den Schlamm herausgeholt. Über fünfhundert Fuder haben wir schon auf die Wiesen gefahren. Du sollst einmal sehen, wie gut ihnen das tut. Ich spare mir einen Haufen Geld für Dünger."

Sie wanderten um das ganze Gehöft, schritten durch den Obstgarten, an etlichen Wiesen vorüber, auf denen die Leute noch mit dem Ausbreiten des aufgefahrenen Schlammes beschäftigt waren. Das Wetter war mild, der Schnee war weg, am Wegraine flog ein erster Schmetterling. Es war ein Fuchs. Als Armin ihn sah, lachte er: „Den können wir gerade brauchen, der bedeutet Geld. Nur her damit."

„Woher soll denn das kommen?"

„Vielleicht haben wir noch irgendeine Tante, von der wir nichts wissen. Sie tut uns den Gefallen, zu sterben, nachdem sie uns vorher zu ihren Erben gemacht hat."

Darauf antwortete Bernhard von Freidank nicht. Er stützte sich auf den Stock und sah rückwärts nach Urbig. „Es ist doch schön!" sagte er ernst.

„Und ob das schön ist, Vater! An dem Gemäuer sind noch ein paar häßliche Flecke, aber die kriegen wir mit der Zeit auch noch weg. — Nanu, wer kommt denn da? Das ist doch Ilse!" Er schwenkte den Hut. „Hallo, Ilse!"

Sie kam heran und drückte Vater und Bruder die Hand. Das dunkle Kleid stand ihr gut. Ihre Augen leuchteten warm. Es war das erste Mal nach des Schwiegervaters Tode, daß sie nach Urbig kam. Sie hatte ein wenig Sehnsucht gehabt und den ersten schönen Tag zum Besuch aus-

genutzt. Nun sah sie den Bruder an und nickte ihm zu. Er fragte scherzhaft, was denn an ihm zu sehen sei.

„Du bist hagerer geworden, aber es steht dir gut. Vor einem Jahre hattest du zuviel Fett angesetzt."

„Ich bin jetzt nur auf Erhaltungsfutter gestellt. Die Mast kommt später. Was macht denn Joachim?"

„Vaters Denkmal wird heute aufgestellt. Da will er dabei sein."

„Ach so. Ich dachte, er wäre schon zur Besichtigung der Fabrik gereist, die er kaufen will."

„Mach keine Dummheiten, Armin. Er wird überhaupt keine Fabrik kaufen, sondern beteiligt sich höchstens irgendwo."

„Sitzt Ihr denn noch so dick in der Wolle?"

„Etwas wird schon noch da sein, und wir kriegen einen guten Holzschlag."

„Ihr seid beneidenswerte Leute."

„Ach, es hat jeder sein Päckchen. — Wie geht es dir denn, Vater? Ich freue mich, daß du so frisch aussiehst."

„Das kann ich dir zurückgeben, Ilse. Hast du dich übrigens schon auf dem Hofe umgesehen?"

„Freilich." Sie hing sich in des Vaters Arm und wandte sich wieder an den Bruder. „Ihr seid jetzt, wie ich sehe, an die Molkerei angeschlossen. Hast deine Sache gut gemacht, Armin."

„Laß mal, Ilse. Es geht ohne Lob, aber — ohne Kopfwäsche wäre es vielleicht nicht gegangen."

Freundlich plaudernd, wanderten sie zurück, standen da noch ein Weilchen und dort. Armin beobachtete die Schwester unauffällig von der Seite her. Machte es das dunkle Kleid, daß er irgendwie nicht mit ihr zurechtkam, oder war sie anders

geworden? Sie ging ruhig und gleichmäßig, jeder Schritt war betonte Sicherheit, und jeder schien zu sagen: Ich will! Was wollte sie? So scharf der Bruder auch nachher im Zimmer hinhörte, so sehr er versuchte, Zwischentöne aufzufangen, er ward nicht klar. Das glaubte er zu erkennen, daß Ilse mitten im Ringen und in Unruhe stand, aber es fiel auch nicht die leiseste Andeutung, aus der man auf Ursache und Art hätte schließen können. Ihre feste, breite Hand lag ruhig auf der Armlehne des Stuhles. Kein Zucken, kein Hin- und Herfahren. Die Schwester war immer ernst gewesen, aber jetzt waren ihre Augen wie tiefe, unbewegte dunkle Wasser. Sie bog dann und wann den Kopf zurück und redete gegen die Decke. Das hatte sie früher nicht getan. Dann wieder neigte sie sich vor und fing des Bruders Blick mit einer Eindringlichkeit, die ihm gleichfalls fremd war, auf. Nicht einmal an dem Abend, an dem sie mit ihm um seine eigene und des Gutes Zukunft gerungen, hatte sie es mit der leidenschaftslosen Eindringlichkeit getan, mit der sie ihn heute ansah. Da war sie leidenschaftlich aufgelodert. Sie brannte nicht mehr, wußte mindestens das Feuer zu hüten, daß es weder Rauch noch Flammen zeigte, sich überhaupt nicht verriet. Einmal fiel das Wort „Pflicht". Armin sagte es leichthin. So etwa: „Wir haben nun mal Pflichten."

Da neigte sie sich ganz weit über den Tisch. „Wir haben nur Pflichten, Armin."

„Darüber kennst du meine Meinung. Wir haben auch Rechte."

„Von denen muß man nicht reden."

Sie sagte es ruhig, aber zum ersten Male leuchteten dabei

ihre Augen, um unmittelbar darauf wieder zu tiefen, stillen Seen zu werden.

Dem Vater entging das Wechselspiel zwischen seinen Kindern. Er empfand nicht, daß Ilse sich verändert hatte, freute sich, daß sie schön war, daß sie stattlicher geworden und gut angezogen war. Alles leise Schwingen der Seelen entging ihm, weil er, Ilse nur äußerlich nehmend, aus ihrem guten Aussehen das Recht zu eigener Entspannung herleitete. Er überhörte das Wort „Pflicht", überhörte es gern; denn es erinnerte ihn an den Verlauf der Tage während eines langen Winters, die nichts gekannt hatten als Arbeit und Pflicht. Armin hatte sich so gut wie gar nicht um den Vater gekümmert und kümmern können. Er hatte gearbeitet. Bernhard von Freidank hatte es verstanden und gutgeheißen, aber tausendmal hatte er gedacht: Wenn Ilse noch da wäre! Und er hatte recht damit gehabt. Wie sie es fertiggebracht, danach hatte er nie gefragt, aber sie hatte immer Zeit für ihn gehabt, ihn umhegt und umsorgt, ungezwungen Liebe und Verehrung Ausdruck gebend. Er wollte auch jetzt nicht klagen, nein, nein, aber — die freundliche Fürsorge, die kleinen Beweise der Liebe und Verehrung fehlten ihm. Und heute hatte er die Tochter wieder neben sich. Sie goß ihm den Kaffee ein, legte ihm die Decke über die schmerzenden Knie, strich die Brote so, wie er sie gern hatte. Das tat ihm gut, entspannte ihn, ließ ihn rasch wohlig in die ihm natürliche Heiterkeit zurückgleiten. Immer hatte er des Lebens Sonnenseite zu finden gewußt. Seit Ilses Fortgang war höchstens Ofenwärme um ihn gewesen, und der fehlte des Sonnenlichtes lebendige Kraft. Nun war die Sonne wenigstens wieder auf etliche Stunden da, die grauen Tage ver-

sanken, und Bernhard von Freidank ließ sie gern versinken.

Auch Ilse taten die Stunden wohl. Welch ein Unterschied zwischen des Vaters freier, offener Art und Joachims immer tiefer werdender Schweigsamkeit, die man vielleicht mit Verschlossenheit nicht falsch bezeichnete. Auch er war früh und spät auf dem Posten, aber er hatte kaum ein gutes Wort für einen seiner Leute. Länger sah man ihn höchstens einmal mit Hannjörg Weller reden. Ilse nahm an, daß das aus einem gewissen Suchen heraus geschehe und aufhören werde, sobald Joachim zum Ziele gekommen sei, das heißt, erkannt hatte, daß der alte Schäfer, von Geheimnisvollem umwittert und über unerlernbare Seelentiefe verfügend, doch nichts weiter als ein schlichter Mensch im engen Kreise war. Diese Enge lehnte Joachim ab. War er sich endgültig klar darüber, daß sie praktisch nicht für ihn in Frage kam, dann war Weller für ihn erledigt. Ilse nahm an, daß sich der Greis vor seinem jungen Herrn verschloß.

Durch den Vergleich mit dem Vater zum Sinnen angeregt, war sie einen Augenblick innerlich abseits des kleinen Kreises gewesen. Armin war es gewahr geworden und hatte sie scharf beobachtet. Er begann, sich um die Schwester zu sorgen, und nahm sich vor, sie bei Gelegenheit zu fragen, was sie belaste. Denn daß sie eine Last trug, das glaubte er nunmehr bestimmt zu wissen. Vorläufig wollte er sie ablenken. So plauderte er denn frisch und humorvoll von seiner Winterarbeit. Die Leute hatten gestutzt, als er eines Morgens den Tüncherpinsel in die Hand genommen und drauflosgepinselt hatte. Es war besser gegangen, als er angenommen. Er dachte aber nicht daran, bei der Arbeit zu bleiben, er wollte

nur den Leuten zeigen, daß einem bei ein wenig Geschick und gutem Willen auch Ungewohntes möglich sei. Die Knechte hatten nachher Mann für Mann ihre Geschicklichkeit versucht, aber sie waren, bis auf einen, unbrauchbar gewesen. Nun hatte da mehrfach eines der jungen Mädchen, die der Mamsell zur Hand gingen, kichernd zur Seite gestanden. Sie war ein blondes Ding, kaum sechzehnjährig, helläugig, mit klugem Gesicht. Als der nunmehr vierzigjährige Hermann Heide, der ein braver, aber unbeholfener Mann war, nichts als Flecken, aber keinen gleichmäßigen Strich zustande gebracht, war sie kurzerhand herbeigesprungen und hatte ihm den Pinsel aus der Hand genommen. Armin hatte sie lachend beobachtet. Sie übertraf an natürlichem Geschick den Maurer, und der junge Herr hatte entschieden: „Else, von heute ab bist du Tünchergeselle. Ich werde dir bei der Mamsell Urlaub erwirken. Ihr drei seid mir dafür verantwortlich, daß die Arbeit gut und schön wird." Er hatte einen guten Griff getan, und der glückliche Zufall hatte ihn auf den Gedanken gebracht, seine Leute überhaupt auf ihre verschiedene Eignung zu beobachten. Wenn die Zahl derer, die für besondere Aufgaben in Frage kamen, auch nur klein sein konnte, so war es doch interessant, sie zu finden, und brachte manchen Vorteil. Infolgedessen waren nun etliche Änderungen in der Arbeitsteilung vorgenommen worden. Das Ergebnis war, daß diejenigen, denen ein bestimmtes Gebiet anvertraut war, das als Auszeichnung empfanden. Arbeitslust und -wille wuchsen, es ergab sich ganz von selbst eine lebendige Arbeits- und Werkgemeinschaft. Armin von Freidank aber hatte die Fäden in der Hand. Er war zugleich Antriebs- und Ausgleichsstelle. Der Erfolg war nicht nur in dem gesund fortschreitenden

Betrieb an sich, sondern auch in dem Gehabe der Leute sichtbar und war in ihren Augen zu lesen.

Das war vorhin Ilse aufgefallen, dies fröhlich-geschäftige Hin und Her, das doch nicht planlos gewesen war. Sie war aufmerksam des Bruders Bericht, der durch viele lustige kleine Vorkommnisse ergänzt wurde, gefolgt. Ihre Augen waren lebendiger geworden, die Züge hatten sich entspannt, sie hatte etliche Male gelacht.

Nun seufzte sie leise auf. „Ich freue mich, daß es bei euch jetzt so lebendig ist. Es macht Freude, wenn eine Hand in die andere greift. Und das hast du ganz aus dir selber?"

„Ein Verdienst ist nicht dabei," wehrte der Bruder ab. „Du darfst auch nicht glauben, daß ich lauter ausgesuchte Leute hätte. So ist die Sache nicht, aber die Lösung ist sicher gegenwärtig nicht schlecht. Wie lange es geht, weiß ich nicht. Bis jetzt habe ich Eifersüchteleien und Streit verhindert.— Was macht denn eigentlich Justus?"

„Er war Ostern da und läßt dich grüßen."

„Danke. Es geht ihm gut?"

„Ich glaube, ja. Er faßt manches Unangenehme einfach von der humoristischen Seite auf. Aber es scheint mir doch, als mache ihm die Arbeit Freude."

„Sag mal, Ilse, ist er nicht in vielem das Gegenteil von Joachim?"

„Das ist zuviel gesagt, Armin. Er ist anders, seinem Wesen nach heiterer — aber das Gegenteil? Ich wüßte nicht wieso."

Sie sagte es mit einer stillen Versonnenheit.

„Ach nein," fuhr sie nach einem Augenblick des Schweigens fort. „Wenn er auf Hoheneiche säße, könnte er es auch nicht

anders machen. Was sollte er anders machen? Es muß alles zu seiner Zeit, in seiner Ordnung und auf seine Art geschehen. Was sollte anders sein? Nein, in so einem alten Betrieb ist alles eingespielt, und die Leute arbeiten fast selbstverständlich. Das heute, das morgen, das so, dies so. Es kann sich höchstens um kleine Verschiebungen handeln, und die bestimmt Joachim."

Die junge Frau erhob sich. Der Vater hatte schweigend dem Gespräch seiner Kinder zugehört. Er fühlte sich nicht übrig, nicht beiseitegedrückt. Es klang zwar ein wenig wehmütig, als er sagte, er betrachte das Leben jetzt aus dem Parkett herauf, während er früher auf der Bühne mitgespielt habe, aber er sagte es mit einem freien Lächeln. Bernhard von Freidank hatte sich in der Tat mit dem Altern abgefunden. Noch voriges Jahr hatte er anders geurteilt. Die Alterserscheinungen hatten ihn mürbe gemacht, und die Erkenntnis, daß sein Sohn als ganzer Mann auf dem Posten stand, erleichterte ihm das Herz. Sah er das Leben nun vom Parkett herauf, spielte er nicht mehr mit, dann war er auch der Pflichten ledig, die ihm, nach seiner Auffassung, bislang Name und Stand auferlegt hatten. So kam er nicht mehr in die Gefahr, Ausgaben zu machen, die das Gut derzeit nicht vertrug.

Er hätte Ilse gern zurückgehalten, aber der Heimweg war weit, und Mann und Mutter warteten wahrscheinlich bereits. So stand er langsam auf, reckte die Glieder, um sie geschmeidiger zu machen, trat an Ilse heran und legte ihr beide Hände auf die Schultern.

„Komm bald wieder, Ilse. Das habe ich immer für die größte Weisheit gehalten, daß man seine Tage so ausnutzt, daß man Freude hat."

Er küßte sie auf die Stirn, streichelte ihr gütig die Wange. Dabei ging ein Zucken über Ilses Gesicht. Der Vater deutete es als Abschiedsweh. „Komm bald wieder, Kind. Ich freue mich ja, daß du glücklich bist. Aber ich kann mich noch nicht so weit von der Selbstsucht lösen, daß ich dich nicht gern auch öfters für mich hätte."

Armin erklärte dem Vater, daß er die Schwester ein Stück Weges begleiten wolle.

Da der Abend schön war, und Sonne und Wind mit der Winterfeuchtigkeit fast aufgeräumt hatten, wählten die Geschwister auf Armins Vorschlag den Weg über die Wolfskuppe. Er war schmal, ziemlich steil und steinig. Das Pferd trottete mit dem leichten Wagen langsam voraus, blieb dann und wann stehen und verschnaufte, die Geschwister schritten hinterdrein.

„Armin," begann die Schwester, „ich wollte vorhin nicht die Rede darauf bringen, aber: Warum hast du denn so viele alte Bäume im Park schlagen lassen? Weiß der Vater darum?"

„Ja, aber ihm habe ich nicht gesagt, was ich dir sage. Ihm habe ich gesagt, sie würden überständig, faulten und stünden zu dicht."

„Das letztere stimmt. Sie standen reichlich dicht, aber das war ja gerade so schön."

„Ganz recht. Ich bin auch so schonend verfahren, wie es sein konnte. Das wirst du zugeben müssen. Und sonst: Was blieb mir übrig? Ilse, Schulden mache ich ums Verrecken nicht."

„Das ist recht, Armin, und davor warnt auch Justus so sehr."

„Nicht wahr? Es sind aber etliche Schulden da, die uns auf den Nägeln brennen. Man kann über einen Haufen Balken, wenn sie behauen sind, leicht klettern, aber man kann über so einen verfluchten Ast purzeln und sich die Knochen brechen. Unsere Hypotheken sind gut und fest, über die kommen wir weg, aber da sind so ein paar Kläffer, denen will ich den Mund stopfen. Nicht nur, daß sie immer unverschämter in ihren Zinsforderungen werden, die Bande spielt sich auf, als hätte sie einen in der Hand, — es ist ja bis zu einem gewissen Grade auch so, — zuckt draußen vielsagend die Achseln, verzieht das Maul, wenn auf die Freidanks die Rede kommt, und untergräbt einem Ehre und Ansehen. Kaputtgehn, meinetwegen, wenn es nicht anders sein kann, aber nicht an einem solchen Kläffer. Im April habe ich die Hypothekenzinsen noch schaffen können. Für den Juli habe ich um Stundung nachgesucht. Im Oktober haben wir dann die Ernte. Es wird schon gehn. Ob auf die Dauer, das weiß ich nicht. Ich tue jedenfalls, was ich kann. Aber die Kläffer will ich lossein. Darum sind die Bäume gestürzt. Das Geld kriegt der Viehhändler Meißner. Damit ist er bezahlt, und der Teufel holt ihn, wenn er mir wieder in das Haus kommt."

„Darum!" sagte Ilse langsam. „Armin, ich habe mir, wenn ich nicht schlafen konnte, manches überlegt."

„Du schläfst nicht, Ilse?"

„Ach, nur manchmal nicht. Es kommt selten vor. — Ich habe mir überlegt: In unserem Hause stecken bestimmt noch Werte, die wir nicht kennen."

„Auf die bin ich neugierig."

„Ich verstehe ja nichts davon, aber Mutter hat immer gesagt, die Bilder in der großen Turmstube wären wertvoll.

Sie sind alt, und ich verstehe, wie gesagt, nichts davon, du auch nicht, aber frage doch einmal einen Sachverständigen."

„Hm. Der Gedanke ist nicht schlecht. Vielleicht steckt doch etwas in den alten Dingern. Vorläufig brauche ich sie nicht. Wenn sie etwas wert sind, dann mögen sie ein Notpfennig sein."

„Dann sind doch auch die schönen alten Truhen und Schränke da."

„Was dabei schon herauskommen soll! Außerdem will ich die auch nicht weggeben. Die Bilder sind mir gleichgültig, aber die Schränke und Truhen, nein, Ilse. Ich könnte mir nicht denken, daß ich über die Flure ging und da, wo heute die Schränke stehen, leere Flecke wären. Nein, Ilse, die bleiben."

„Es ist auch noch Schmuck von Mutter da."

„Menschenskind, was fällt dir denn ein? Der gehört dir. Restlos gehört er dir. Jawohl," trumpfte er auf, als sich Ilse dagegen wehrte, „der gehört dir, und den wirst du das nächste Mal mitnehmen. Familienstücke, sagst du? Ich brauche keine Familienstücke. Gott sei Dank, daß noch etwas übrig ist. Ich habe mich nie darum gekümmert. Na ja, so wie man halt immer war! Nein, nein, Ilse, du bist schlecht genug weggekommen. Du bist doch kein Bettelmannskind, sondern immer noch eines Edelmannes Tochter, wenn auch die eines verarmten. Daß du mich auf die Bilder aufmerksam gemacht hast, dafür danke ich dir. Im übrigen laß mich nur machen. Du siehst ja, daß es geht. — Ilse," Armin blieb stehen und sah die Schwester ernst an, „Vater sagte vorhin, er freue sich, daß du glücklich seiest. Bist du wirklich glücklich?"

Die Schwester ging weiter und sah vor sich hin. „So

mußt du nicht fragen, Armin. Das Glück ist doch wohl nicht so eine runde, glatte Sache, wie man das manchmal denkt, und eine Ehe ist, ich will mal unseren Wagen zum Vergleich heranziehn, so etwas wie eine gute Maschine. Auch die beste macht ihre Kinderkrankheiten durch. Es muß sich alles einspielen und einschleifen. Du wirst die gleiche Erfahrung machen. Glücklichsein ist niemals eine runde, glatte Kugel. Das wäre ja auch langweilig. Ich möchte eher sagen, es ist wie ein gutes Bild, an dem man immer neue Schönheiten findet. Da ist Joachims Mutter. Ich könnte mit der eigenen Mutter, lebte sie noch, nicht besser auskommen als mit ihr. Dann ist da Onkel Waldemar. Er hat seine Eigenheiten, aber die sind so harmlos, daß er damit niemand weh tut. Im übrigen ist er der beste und treueste Mensch, den du dir denken kannst. Ich glaube beinahe," Ilse lächelte, „er ist ein wenig verliebt in mich. Er ähnelt in seiner ritterlichen Art dem Vater. Dann sind da noch eine ganze Reihe anderer Menschen, vor allem der alte Vater Weller, den ich immer unseren Diogenes nenne."

„Es fehlt mir nur einer, Ilse."

„Joachim. Da muß ich wieder auf meinen Vergleich kommen. Armin, die Maschine ist, wie ich unbedingt glaube, allerbestes Fabrikat, aber sie muß sich einlaufen."

„Sieh mal, Ilse, das gefällt mir nun nicht. Nimm es mir nicht übel. Du redest mir zu sachlich. Ich bin ja auch schon ein paarmal verliebt gewesen. Es ging koppheister."

„Und darum kamst du nicht auf den Grund."

„Na ja, es war ja auch nichts. Aber wie willst du auf den Grund kommen, wenn es nicht koppheister geht? Du willst dich doch nicht etwa langsam hinabpaddeln?"

„Nein doch, ich sage ja, einspielen."

„Meinetwegen, aber davon bringst du mich nicht ab, daß der Vergleich mit der Maschine auf allen Seiten hinkt. Mensch und Maschine! Ilse, Ilse, ich habe dich heute beobachtet. Du bist eine andere geworden. Früher hast du mir besser gefallen."

„Laß nur, Armin, ich werde auch wieder anders. Wenn ich das nächste Mal komme, ist es schon besser."

„Was ist denn eigentlich los?"

„Gar nichts, Armin."

„Wenn du es mir freilich nicht sagen willst."

„Ich kann es dir nicht sagen."

„Du, Ilse," der Bruder nahm sie hart am Arme, „wenn dich dein Mann unglücklich macht, — ich drehe ihm den Hals um."

Die Schwester wies ihn ernst zurück. „Laß die Redensarten, Armin. Sie mögen noch so gut gemeint sein, sie tun weh. Es ist manches anders als daheim, manche Anschauungen sind anders. Das trifft vor allen Dingen für Joachim zu. Er ist anders als ihr. Im Kerne aber steht er keinem von euch auch nur einen Deut nach. Glaube ja nicht, Armin, daß ich unglücklich wäre. Laß es damit genug sein. — Du hast dich gut herausgemacht, das muß ich sagen. Wenn du auf dem Wege weitergehst, den du eingeschlagen hast, dann bin ich eine große Sorge ganz und gar los, und dafür bin ich dir dankbar."

„Was mich betrifft, lehne ich jede Anerkennung ab. Selbstverständlichkeiten, mehr nicht. — Du lebst dich ein. Ist recht. Gott sei Dank. Ich glaubte, du hingest in der Luft. Nun grüß deinen Mann. Sobald die Feldbestellung vorüber

ist, komme ich einmal zu euch. Gute Nacht und gut heim."
Sie waren auf der Wolfskuppe. Ilse stieg in den Wagen und fuhr bergab.

Joachim war inzwischen heimgekommen. Er saß bereits beim Abendbrot. Als seine Frau sich entschuldigte, daß sie sich verspätet, wehrte er freundlich ab. „Es ist klar," sagte er, „daß du deinen Vater besuchst, sooft du kannst. Sei froh, daß du ihn noch hast. Wie geht es ihm, was macht Armin?" Ilse berichtete, und sowohl Joachim als Mutter Knobler freuten sich, daß Armin seine Aufgabe so ernst nahm.

Frau Dorothea sagte ein gutes Wort. „Wenn man einen Menschen vor eine Aufgabe stellt, dann wachsen ihm Kraft und Vertrauen, wenn anders er überhaupt ein tüchtiger Mensch ist. Ohne Ziel arbeiten, das kann auch den besten Menschen verderben."

Joachim bezog das Wort auf sich, obwohl es nicht auf ihn gemünzt war. Die Zeit ging zunächst im behaglichen Plaudern hin. Da erzählte Onkel Waldemar, daß er sich heute wieder einmal länger mit Hannjörg unterhalten habe. Er geriet dabei mit Joachim in eine Meinungsverschiedenheit, ohne daß sich daraus ein Streit entwickelt hätte. Joachim war der Ansicht, es lohne sich nicht, sich mit dem Manne auseinanderzusetzen. Einer logischen Erörterung vermöge er nicht zu folgen, sondern hülle sich entweder in Schweigen oder komme einfach mit Behauptungen. Beweise könne er dafür nicht bringen, zu widerlegen oder zu erschüttern sei er nicht, sondern ziehe sich starrköpfig hinter ein: „Das ist eben so" oder: „Ich weiß das halt" zurück. Zufälligkeiten, zu seinen Gunsten ausgewertet, hätten ihn mit der Glorie des Hellsehers, mindestens des stillen Weisen umwoben, und wenn man ihn darin

bestärke, indem man ihn ernst nähme, so mache man sich nur mitschuldig, wenn der Mann eines Tages Unheil, so oder so, anrichte. Joachim sprach scharf und in ziemlicher Erregung.

Das bestätigte Ilse, was sich ihr im eigenen Nachdenken bereits als wahrscheinlich dargestellt. Joachim war als Suchender zu Hannjörg Weller gegangen und war enttäuscht worden. Sie fühlte aber gleichzeitig, daß die Schuld auf ihres Mannes Seite lag.

Einer Stellungnahme zu seinen Ausführungen ward sie durch Onkel Waldemar enthoben. Hätte sie reden müssen, dann würde sie an Joachims geheimstes Innere gerührt haben. Das war vielleicht eines Tages notwendig. Dann aber sollte es nur in enger Kammer zwischen ihnen geschehen, nicht im Kreise der Familie.

Onkel Waldemar übernahm Hannjörgs Verteidigung. Er sprach in seiner wohlmeinenden, menschenfreundlichen Art und aus besonderer Wertschätzung des Spielgenossen seiner Kindertage heraus. Die eigenartige Veranlagung der Schäfer sei längst sprichwörtlich. Es sei auch klar, daß sich mancherlei wertvolle, rein praktische wie auch ideenmäßige Überlieferungen in einer Familie forterbten, in der sich der gleiche Beruf erhalte. Das sei gleichfalls nicht zu leugnen, daß der stete innige Umgang mit friedlich gearteten Tieren inmitten der Natur den Menschen beeinflusse. Einen rohen Schäfer könne man sich nicht denken. Käme dazu aber die Gemütstiefe, die Seelengüte und auch die ernste Lebenserfahrung eines Hannjörg Weller, dann dürfe man bestimmt mit einem Menschen hohen Wertes rechnen. Gewiß, er glaube an den Teufel. Nun, den inneren Widerstreit, in dem jeder Mensch vor Entschlüssen, weiterreichend oder von geringerer Bedeutung,

stehe, könne niemand bestreiten. Vor einem Krankenbett stehend, ein Mittel anzuwenden, irgendeine Kur zu empfehlen, fordere einen Entschluß. Der wissenschaftlich gebildete Arzt fasse diesen Entschluß auf Grund seines Wissens und Könnens oder lasse sich in Zweifelsfällen von seinem Gewissen beraten. Was tue Hannjörg anderes? Auch er griffe zunächst zu Wissen und Können. Da das aber ungeschult sei, da ihm die formale Bildung fehle, traue er sich als ehrlicher Mensch nicht einmal so weit, wie er sich eigentlich mit gutem Gewissen trauen dürfe und wie die meisten an seiner Stelle tun würden. Spreche das etwa gegen den Mann? Er stecke sich also die Grenzen eng, habe es aber aufgegeben — früher war er auch anders —, daran zu rütteln. Bis an diese Grenzen fühle er sich an der Hand Gottes gehend, jenseits beginne für ihn das Reich des Satans, eine Festlegung in Ausdrücken; wem sie nicht gefielen, der möge sie ablehnen. Sie entsprächen dem frommen Sinn eines ehrlichen Menschen. Soweit es sich um das zweite Gesicht oder die sogenannte Hellseherei handele, wolle Onkel Waldemar nicht urteilen, denn hier beginne das Reich des Übersinnlichen, das man doch wohl kaum zu verneinen wagen dürfe.

Dazu lachte Joachim. Es gäbe so wenig das zweite Gesicht, wie es ein überirdisches Reich der Geister gäbe.

„Darüber zu streiten, ist müßig," erklärte Onkel Waldemar, „denn du kannst so wenig beweisen, daß es das von dir Verneinte nicht gibt, wie ich beweisen kann, daß es besteht. Deines Vaters Tod jedenfalls hat Hannjörg mit Bestimmtheit vorausgewußt."

Wenn das zutreffe, erklärte Joachim, dann beweise das höchstens, daß Hannjörg verstünde, die typischen Zeichen des

Magenkrebses im Gesicht zu deuten. Das habe ihnen im Gymnasium schon Professor Schneider gesagt, daß beispielsweise Dürers Mutter nach dem von ihrem Sohn gemalten Bilde deutlich die Züge der Krebskranken zeige.

„Gut," Onkel Waldemar strich sich ein wenig erregt über das Gesicht, „Hannjörg hat auch den Tod seines gefallenen Sohnes vorausgewußt."

„Aber Onkel, das ist nun das schwächste Geschütz, das du auffahren kannst. Wer hat denn damals beim Abschied von einem Urlauber nicht gedacht: Ich sehe ihn nicht wieder?"

„Ich nicht," stellte es Mutter Dorothea fest hin. „Ich habe gewußt, daß ich euch beide wiedersehen würde."

„Und du hast zufällig recht gehabt, Mutter."

Joachim tätschelte ihre Hand. „Es hat eine Unzahl Väter und Mütter gegeben, die unbedingt an die Heimkehr ihrer Söhne glaubten, aber frag doch nach, wie viele enttäuscht wurden. Nein, nein, hier hört für mich die Erörterung auf."

„Für mich auch," beharrte Onkel Waldemar, „denn hier eben beginnt das Übersinnliche."

„Kannst du denn wenigstens noch andere Fälle anführen?

„N–ein." Es kam zögernder heraus, als Waldemar Knobler, der an Joachim selber denken mußte, gewollt. Joachim ahnte den Zusammenhang und lächelte spöttisch.

Onkel Waldemar fühlte sein Versehen und wollte es wettmachen. Er holte zu einer längeren, wortreichen Darlegung aus und endete damit, daß Hannjörg auch um den Tod seiner Tochter gewußt habe.

Der Neffe tat ihm den Gefallen, das zögernde Nein von vorhin zu überhören, aber er vermochte nicht, das spöttische Lächeln ganz aus seinem Gesicht zu löschen.

„So,“ sagte er, „das also hat er auch gewußt. Wann? Als die Tochter starb? Dann will das nicht viel heißen. Dafür gibt es eine sehr natürliche Erklärung. Sie hat im Sterben mit aller Kraft an den Vater gedacht. Es gibt Menschen, die das spüren. Hannjörg mag zu denen gehören. Was hat das praktisch für Nutzen? Hätte er gewußt, was seiner Tochter bevorstand, wäre er hingegangen – –“

„Wo sollte er sie aufsuchen?“

„Das ist seine Sache. Das hätte er eben wissen müssen. Nein, Onkel, wir wollen uns nicht weiter über Hannjörg unterhalten, es lohnt nicht.“

Mutter Dorothea nahm das Wort. Es sei in der Tat das beste, das Gespräch zu beenden, denn man käme doch zu keiner Einigung. Sie fasse den Greis anders auf als der Schwager und anders als der Sohn, und sie glaube, sie werde ihm am ehesten gerecht. Hellseher oder nicht, Hannjörg sei ein tief frommer Mann. *Jeder* solcher Mann verfüge über übernatürliche Kräfte. Hätten sie etwa dem toten Vater nicht zu Gebote gestanden? Steigerten sich die Kräfte bei Hannjörg bis zu der Fähigkeit, Schicksale zu sehen, so hätten sie, die anderen, nicht mehr zu tun als der Greis selber, zu schweigen und sich zu beugen. Hannjörg sei kein Schwätzer. Er dränge niemand sein Wissen auf. Man möge es machen wie sie, Frau Dorothea, ihn seines Weges gehen lassen und ihn nicht mit Fragen belästigen, die ihm Not machten. Sie kämen alle miteinander an Gemütstiefe, Frömmigkeit und der Fähigkeit, mit und in der Natur und allen ihren Geschöpfen zu leben, nicht an Hannjörg heran. Seien sie einmal soweit, stünden sie darin mit ihm gleich auf gleich, dann könne man sich wieder zusammensetzen und die Erörterung aufs neue

aufnehmen. Bis dahin möge man Hannjörg seines Weges gehen lassen, ihn sich, wenn man wolle, zum Vorbild nehmen, aber nichts weiter in ihm sehen, als was er sei, den guten Menschen und treuen Diener des Hauses, dem die Knoblers auch einen Teil ihres Wohlstandes zu verdanken hätten, indes er ein armer Mann geblieben sei.

Mutter Dorothea hatte mit aller Entschiedenheit und Bestimmtheit gesprochen, das Wort ausdrücklich an Joachim richtend. Der erhob sich. Das wäre natürlich die beste und verständigste Lösung, meinte er, sich reckend und dehnend. Im übrigen sei es Zeit, schlafen zu gehen.

Gerade er aber dachte am wenigsten an Schlafen. Er stellte sich an das Fenster seiner Schlafstube, sah zu dem gestirnten Himmel hinauf und sagte laut: „Es lohnt wirklich nicht."

Nun mußte seine Frau Stellung nehmen.

„Hast du eigentlich mit Hannjörg gesprochen?" fragte sie.

„Ja, mehr als einmal."

„Und du hast ihm bestimmte Fragen gestellt?"

„Auch das."

„Darf ich wissen, was du gefragt hast?"

„Warum nicht? Ich habe ihn gefragt: Hannjörg, wenn ich dies und das tue, wie läuft es aus? Es läuft so aus, wie es auslaufen muß, sagt er. Was heißt das nun? Gut oder böse? Gut oder böse? wiederholte er. Was ist gut und was ist böse? Ich frage: Wie wird es auf Hoheneiche? Es wird alles gut. Zum Donnerwetter, sage ich, was heißt das nun wieder: Es wird gut? Alles wird, wie es werden muß, antwortete er. — Da habe ich den Hansnarren stehen lassen. So gescheit wie er ist die Pythia schon vor mehr als zweitausend

Jahren gewesen, und das ist der Trick aller Schwindler. Nichts Bestimmtes sagen, andeuten, aber nicht festlegen, um es nachher so und so gemeint haben zu können."

„Joachim, warum bist du überhaupt zu Hannjörg gegangen?"

„Weil Ihr ihn für einen Hellseher haltet."

„Ihr? Ich habe das nie getan."

„Du nennst ihn Diogenes."

„Scherzhaft. Aber das hat mit Hellseherei nichts zu tun. Warum wolltest du überhaupt in die Zukunft sehen?"

„Zum Teufel doch, siehst du denn nicht, daß ich mich mit mir selber herumschlage?"

„Warum wirst du denn grob, Joachim?"

„Grob? Und warum? Weil — ich ein Bauer bin."

„Ich wüßte nicht, daß Grobheit deren Vorrecht wäre."

Joachim drehte sich mit einem Ruck um. „Ilse, was ist denn mit dir los? Laß bloß den Hochmut. Den kann ich nicht vertragen. Ich habe genug unter Hochmut gelitten. Schimpf, wenn du mußt, aber stelle dich nicht über mich."

„Joachim, Joachim! Du fragst, was mit mir sei. Bin ich anders geworden, bin ich nicht, wie ich am ersten Tage war? Und du?" Sie trat zu ihm, legte ihm die Hand auf den Arm und sah ihn herzlich an. „Wäre es nicht richtiger gewesen, du wärst zu mir gekommen, als daß du zu dem alten Hannjörg gingst?"

„Was sollte ich bei dir?"

„Ich bin doch wohl deine Frau."

„Habe ich es dir gegenüber an etwas fehlen lassen?"

„Ja, Joachim." Frau Ilse trat einen Schritt zurück. „Du läßt es an sehr vielem fehlen, aber ich glaube, ich verstehe

deine Not. Du stehst davor, einen Entschluß in der Richtung zu fassen, über die du schon immer gesprochen hast. Das wird dir nicht leicht; denn du spürst, daß der Weg nicht ohne Gefahr ist."

„Gefahr! Wo soll denn die Gefahr liegen?"

„Wenn du genau wüßtest, daß der Weg ohne Gefahr ist, wärst du ihn längst gegangen."

„Ach so. Hm. Sieh da. Ich habe gar nicht gewußt, daß ich eine so kluge Frau habe."

„Ich will den Spott überhören," sagte Ilse ruhig und hoheitsvoll. „Aber: Wie lange sind wir verheiratet? Noch kein ganzes Jahr und schon so?"

„Daran ist doch bloß die Zeit schuld."

„Was hat die Zeit mit gegenseitigem Vertrauen und Verstehen zu tun? Ich sollte meinen, unser innerstes Verhältnis zueinander könnte von der Zeit nicht berührt werden, sei sie so oder so."

„Nein, mein Kind, da bist du auf dem Holzwege. Was meinst du, wieviel Ehen, die unter anderen Umständen ganz gut gewesen wären, infolge der wirtschaftlichen Not auseinanderfliegen?"

Die junge Frau schüttelte den Kopf. „Wenn es so ist, dann behaupte ich immer noch, daß in den Ehen das Beste gefehlt hat. Aber sei es. Etwas Wahres ist an dem, was du sagst. Wo aber ist bei uns die wirtschaftliche Not?"

Der Mann lachte. „Ich könnte ja dagegen fragen: wo ist unser Vermögen?"

„Den Weg gegangen, den die Vermögen alle gegangen sind."

„Gestohlen hat man es uns, weiter nichts. Gestohlen!

Und dafür bürdet man uns Lasten auf, die nicht mehr zu tragen sind."

„Joachim, was würdest du tun, wenn Ihr Euer Vermögen noch besäßet?"

„Das ist eine dumme Frage. Wie kann ich das sagen?"

„Darf ich es dir sagen?"

„Bitte. Ich bin neugierig."

„Du würdest nichts anderes tun, als was du jetzt auch tun willst!"

Joachim Knobler fuhr zurück und sah seine Frau fast erschrocken an. Er war in seinen Grübeleien noch nicht über eine gewisse Grenze gekommen. Ilse übersprang sie, und als sie dastand und ihn ansah, wußte er, daß sie ihn klarer erkannte, als er sich selber.

Trotzig, aufsteigenden Zorn niederkämpfend, murrte er: „Du scheinst mich zu kennen. Daß es gut täte, kann ich nicht sagen."

„Die Wahrheit tut selten gut, aber man kommt mit ihr am weitesten."

„Ich brauche keine weiteren Wahrheiten."

„Joachim," bat Ilse abermals herzlich, „laß mich doch an deiner Seite bleiben. Du weißt ja gar nicht, was ich kann, und weißt auch nicht, ob ich nicht gutheiße, was du tun willst oder tust."

Der herzliche Ton belastete den Mann. Er winkte mit der Hand ab. „Ilse, in geschäftlichen Dingen muß der Mann allein handeln. Er trägt die Verantwortung, er muß den Kopf hinhalten. Bei aller Liebe, Kind, aber hier gehe ich allein. Damit mußt du dich abfinden. — Aber Ilse, nun weinst du."

„Nein, ich weine nicht." Die junge Frau trocknete rasch die Augen.

Joachim legte ihr den Arm um die Schultern. „Sei vernünftig. Meinst du, irgendein Industrieller, ein Bankier brächte seine geschäftlichen Dinge an den Mittagstisch, bespräche sich vor jeder Entschließung mit seiner Frau? Und sind die Ehen etwa deshalb schlecht? Erweist der Mann seiner Frau nicht alle Ehre, macht er ihr das Leben nicht so angenehm, wie er kann? Und sind die Frauen dabei etwa unzufrieden?"

„Du willst also eine reinliche Scheidung zwischen Geschäft und Familie?"

„Ja, das will ich zu deinem Besten."

„Ob das das Beste für mich ist, das lasse ich dahingestellt. Ich will dich nur fragen, ob du Geschäft und Familienleben auseinanderhalten kannst. Daß dir die Worte nicht so zur Verfügung stehen wie deinem Bruder, das habe ich immer gewußt. Daß du verschlossen bist, das habe ich schmerzhaft genug lernen müssen. Seit wann bist du es? Seit du dich mit geschäftlichen Plänen trägst. Du sprichst von Industriellen und Bankleuten. Weißt du, daß sie, — es ist nicht äußerlich gemeint, — wenn sie wirklich gute Männer und Väter sind, in dem Augenblicke, in dem sie die Bürotür hinter sich zumachen, den Sonntagsrock anziehen und das Sonntagsgesicht aufsetzen? Hast du das in all den letzten Wochen ein einzigmal fertiggebracht? Spürt es nicht auch die Mutter, daß du nur noch äußerlich bei uns bist? Du wünschest Geschäft und Familienleben zu trennen. Wie es werden soll, weiß ich heute noch nicht, aber ich werde, wenn du mich nicht suchst, kaum wieder Gelegenheit haben, so mit dir zu reden

wie heute abend. Vielleicht lerne ich es, mich damit abzufinden, daß meine Ehe anders ist, als ich sie mir dachte. Heute muß ich die Gelegenheit, zu reden, ausnutzen. Sie kommt nach deinem Willen nicht wieder, und noch ist möglicherweise etwas zu verhüten."

Joachim verschränkte die Arme und lehnte sich an den Tisch: „Rede."

„Daß du zu Hannjörg Weller gelaufen bist, beweist deine Unsicherheit. Diese Unsicherheit wurzelt darin, daß du fühlst, du setzest deine Heimat auf das Spiel."

„Vorbeigeschossen. Ich denke nicht daran."

„Du weißt heute noch gar nicht, wie weit du eines Tages gehen mußt, fühlst aber, daß es vielleicht sehr weit ist, mindestens viel weiter, als du möchtest."

„Und wenn du recht hättest, was soll das? Ich muß! Die Not zwingt mich dazu."

„Das ist nicht wahr, aber das eben ist es, was du dir einredest, um dich vor dir selber zu rechtfertigen."

„Ilse!"

„Es ist nach deinem Wunsche das letzte Mal, daß wir über die Dinge reden. Ich darf nicht schweigen. Joachim, bitte, hör mich an. Es ist nicht wahr, daß dich die Not oder das Pflichtgefühl gegenüber deinen Vätern und deinem Erbe zwänge. Das hat dein Vater geglaubt, das versucht deine Mutter zu glauben, damit findet sich Onkel Waldemar ab. Ich sehe das anders, und ich sehe wahr. Wäre es anders, irrte ich, du wärest nicht seit Wochen finster und grübelnd einhergegangen, du hättest dich nicht förmlich zugeschlossen, du hättest Gefährten gesucht, da, wo sie für dich sind, und wärest nicht in deiner Unsicherheit zu Hannjörg Weller ge-

gangen. Wäre eine Kartenlegerin auf dem Hofe, du hättest dich auch zu der gesetzt."

„Ilse, übertreib nicht! Du weißt nicht, was du tust."

„Ich weiß es ganz genau, ich kämpfe um dich und um Hoheneiche. Es ist nicht der erste solche Kampf, den ich führe. Ich bin durch eine harte Schule gegangen. Wie um dich und um Hoheneiche, so habe ich um meinen Bruder und um Urbig gekämpft. Jahrelang habe ich gearbeitet und die Geschichte unseres Hauses niedergeschrieben. Warum? Um sagen zu können: seht, so lang ist unsere Ahnenreihe!? Von dem kindischen Hochmut weiß ich mich frei. Ich habe meinem Bruder das Buch in die Hand gedrückt, und mit der anderen habe ich ihm die Abrechnung über unsern Vermögensstand aufgezwungen. Eine jämmerliche Abrechnung. Ihr seid Fürsten gegen uns. Aber ich habe meinen Zweck erreicht. Gehe hin, sieh, was aus Urbig und aus Armin geworden ist. Nein, Joachim, Not zwingt dich nicht dazu, dich in gewagte Experimente einzulassen, auch nicht die Verpflichtung deinem Geschlecht gegenüber. Du handelst triebhaft aus einer inneren Unruhe und Zerrissenheit heraus, hast Angst vor diesem Triebe und wirst doch nicht Herr darüber. Und weil du Angst vor dir selber hast, darum nimmst du den Herrenstandpunkt ein, einen falschen übrigens, willst Geschäft und Familie trennen, — als ob ein Gutshof ein Geschäft wäre, — drängst auch mich beiseite, um keinen Mahner zu haben. Du rechnest ohne weiteres damit, daß ich nur Mahner, nur Bremsklotz sein würde, weil es dir in deiner Unsicherheit undenkbar ist, daß ich auch Gefährte sein könnte."

Joachim Knobler war aschgrau. „Das war bitter," sagte er dumpf, „bitter, unbarmherzig und — wahr. Alles,

womit ich mich seit Monaten herumgeschlagen, was ich mir einzugestehen nicht wagte, wovor ich zurückprallte, das hast du mit einem Blick erfaßt und hast es mit einer Klarheit und Schärfe darzustellen vermocht, die ich bewundern würde, kehrte sie sich nicht gegen mich selber. Du hast in der Tat eine gute Schule hinter dir. — Was aber nun? Muß nicht jede Frau ihrem Manne mit einer gewissen Verehrung gegenüberstehen? Hat nicht Mutter den Vater bis zum letzten Atemzuge verehrt? Was nun? Du hast mir nicht nur die Kleider ausgezogen, du hast mir das Hemd vom Leibe gerissen. Wir sind noch kein Jahr verheiratet. Es kann immerhin sein, daß, wenn wir uns nicht trennen, wir vierzig, auch fünfzig Jahre zusammen hausen müssen. Was nun?"

Ilse stand trotzig gegen den Bettpfosten gelehnt. Es war still, und draußen feierte die Nacht.

„Komm," sagte Joachim rauh, aber nicht ohne Weichheit. „Setz dich her, wir müssen weiterreden."

Sie saßen sich gegenüber, Joachim die Arme breit auf den Tisch gelegt, seine Frau die leicht ineinandergefügten Hände dicht vor sich. Sie war blaß, und ihre dunklen Augen flackerten. Joachim wollte zu reden beginnen, da sprang Ilse auf und warf sich ihm an den Hals. „Mein Gott, was habe ich denn getan? Lieber Gott, das habe ich ja alles nicht gewollt. Nein, nein!" Sie schrie auf: „Joachim!" Die Hände gegen das Gesicht schlagend, warf sie sich auf das Bett. Lange, schwere Nächte, das bittere Gefühl der Vereinsamung, der innere Gegensatz zwischen dem immer klaren und wahren Weibe und des Mannes Unwahrhaftigkeit, alles war durch Monate wie Zunder aufgehäuft worden. Es schwelte schon lange in dem Haufen. In stiller Abendstunde hatte Ilse

ihre Hand in die des Mannes geschoben: „Joachim, laß mich doch mit sorgen." Er hatte sie mit einer belanglosen Redensart abgetan. Und wenn sie auch das nicht gewollt, auch darum nicht gebeten, wenn sie weiter nichts gewollt, als feiernd mit ihm zu schweigen, Joachim hatte eine Bemerkung gemacht, die die Feierstunde zerschlug. Er spendete nichts an Zärtlichkeit, es lag ihm nicht, aber er verlangte sie. Das wiederum entsprach nicht Ilses Art. Ein freundliches Dienen in Liebe und Ehrerbietung wie dem Vater gegenüber, sie war dazu bereit, aber sie war nicht geneigt zum tändelnden Spiel. In Urbig neben dem schwachen Vater und dem leichtlebigen Bruder die einzige Verantwortliche, war sie hier ohne jede Verantwortung. Dort ausschlaggebend, fraglos herrschend, hatte sie hier überhaupt keine Stimme. Es war nicht notwendig, etwas zu entscheiden, es lief alles von selbst. Wo aber Entscheidungen getroffen werden mußten, da gingen sie von Mutter und Mann aus. Es geschah ganz gewiß ohne böse Absicht. Aber aus dem Brennpunkt an den Rand, ja, über den Rand der Geschehnisse hinaus gedrängt werden, welcher vollwertige Mensch verträgt es? Eine so wahre, ehrliche Kampfnatur wie Frau Ilse kann schweigen und hoffen, kann lange schweigen, aber sie kann nicht hindern, daß sich Zunder aufhäuft. Und wenn der Funke hineinfliegt, dann ist sie nicht Herr ihrer selbst. Joachim hat den Funken nicht einmal nur geworfen. Er hat ihn geworfen durch spöttische Worte und durch Freundlichkeit, die mehr verletzte als wohltat, er hat sich als den Überlegenen gegeben, den Geduld abhält, die Frau nicht ernst zu nehmen. Dabei weiß es Joachim Knobler lange, daß Ilse ernst genommen zu werden verdient. Wäre er in sich sicher und entschlossen, er täte es, aber er ist ein

Mann, der zwischen den Polen hin- und hergeschleudert wird. Das Gewissen warnt ihn, triebhafter Wille peitscht ihn. Er neidet dem Bruder längst Unbefangenheit, fröhliche Offenheit, aber er kann ihm nicht gleich werden. Was soll er tun?

Zweierlei kommt zusammen, Veranlagung und Erleben. Wo Justus lustig sprang, ist Joachim mühselig geklettert. Er ist in der Schule geklettert, er hat im Leben nie vermocht, im sieghaften, lachenden Ansturm Menschen zu gewinnen. Niemand. Immer eine grüblerische Natur, ward er mit der wachsenden Erkenntnis, daß ihm das Sonnige, Sieghafte fehle, zum verbitterten Außenseiter, der sich in sich selber zurückzog, schwieg, beobachtete, neidete und sich ein Innenleben entwickeln ließ, dem das Beste, die Freudigkeit, fehlte. Er hing an Erbe und Heimat und begehrte doch hinaus. Halb in allem, weichlich und grausam, sich nach Liebe sehnend und doch ohne den Willen, sich ganz zu geben. Eine natürliche Veranlagung, vollends aufgepeitscht durch hartes Kriegserleben. Joachim Knobler war mit demselben Ehrgeiz hinausgezogen wie Millionen Männer und Jünglinge. Sein militärischer Aufstieg war langsamer gegangen als der vieler, die er kannte. Er war Vizefeldwebel, als Jüngere bereits Offiziere waren. Das eiserne Kreuz erster Klasse, nach dem er strebte, blieb ihm versagt. Warum? Er ließ es an nichts fehlen. Pflichttreu und gewissenhaft, stieß er doch mit dem und jenem zusammen. Er hat das alles nicht gewollt, wäre den Dingen gern aus dem Weg gegangen. Sie kamen auf ihn zu. Amboß, nicht Hammer seines Schicksals.

Dann die Gefangenschaft. Hunger? Ja, er hat Hunger gelitten, hatte das Unglück, in ein Vergeltungslager zu kommen. Aber was will der leibliche Hunger besagen gegen

den seelischen? In den Tagen des Ausmarsches war auch er freudig, wenn auch nach seiner Art schlicht und still, in den alten Kinderglauben, aus dem er bereits herauszugleiten begonnen, zurückgesunken. Im Schützengraben, mitten in Elend und Grauen, hatte die Auseinandersetzung mit Gott wieder begonnen. Sie war fortgeschritten im Gefangenenlager und vollendet worden, als ihm zweimalige Flucht nicht gelang. Ein fertiger Gottverneiner, war er zurückgekehrt. In der Heimat, auf dem Erbe der Väter, lauschend den Stimmen der Wälder und der Winde, war Bauernblut wieder in ihm lebendig geworden. Das Ringen um Gott hatte aufs neue begonnen und war wiederum zu einem gewissen Abschluß gekommen. Er verneinte abermals, diesmal aber nicht mit der starken inneren Rechtfertigung, sondern aus sich überlegen fühlendem Verstande, halb aus Trotz. Dies und jenes kleine Wort verriet ihm, daß man Justus für den geeigneteren Erben der Knoblers hielt. Sie sagten beide, Vater und Mutter, das gleiche, sagten es ohne Arg: „Justus, du mußt dich damit abfinden, daß du nicht daheim bleiben kannst." Joachim hörte daraus Bedauern, das ihn herabminderte. Ein Sonnenblick. Er warb um die Tochter aus adligem Geschlecht. Sie ließ sich umwerben. Wieder ein unbedachtes Wort. Diesmal aus dem Munde des Bruders. „Was, auf Ilse von Freidank spannst du? Junge, wenn das mal gut geht. Aber warum soll es nicht? Die Freidanks stecken in Schulden bis über die Ohren." Unbedacht, kaum ernst, sicher nicht böse gemeint, leichtfertig hingeworfen, aber verwundend. Wenn dich die Tochter des Adligen zum Manne nimmt, dann nicht um deiner selbst, sondern um deines Besitzes willen.

Und dies Immer-unerfüllt-sein, dies Zweifeln, diese Unsicherheit trug er in seine Ehe. Aus Zerrissenheit schraubte er sich in ein Herrentum hinein, nicht als Herr, sondern im Knechtssinne, es nicht übend in Freiheit und Adel, sondern in kleinlicher Überlegenheit, Empfindlichkeit, Verschlossenheit. Niemand durchschaute ihn. Mutter und Onkel Waldemar gingen zuweilen so schonend mit ihm um wie mit einem Kranken. Jeder aber war gefühlsmäßig voller Sorge. Sie offenbarte sich bei dem Bruder, nach Joachims Meinung, damals auf der Wolfskuppe, einen Tag vor der Hochzeit, unverhohlen als Mißtrauen, während sich der Vater, den Sohn damit gewollt verpflichtend, zum Vertrauen zwang. Der Grübelnde war immer geneigt gewesen, sich einen Teil Schuld zuzumessen. Heute war dieser Teil geringer als einst, aber heute kam etwas anderes dazu. Ilse durchschaute ihn. Sie sah durch ihn hindurch. Keine geheime Regung blieb ihr verborgen. Und war auch das Wort: Verachtung, nicht gefallen, deutete im Gegenteil ihre letzte Aufwallung auf schmerzhaft ringende Liebe hin, der verbitterte Mann glaubte, seines Weibes Worte mit einem: Ich verachte dich, abschließen zu müssen.

Wie lange die grüblerische, peinigende Selbstkritik Joachim Knoblers gedauert? Die Gedanken arbeiten schnell. Auf einmal spürte er eine Leere um sich. Es war ganz still und leer. Drüben lag sein Weib über dem Bett. Sie lag merkwürdig schwer und rührte sich nicht. Da packte den Mann das Grauen. Er sprang herzu, Ilse emporzuheben. Keine Bewegung ihrer Glieder. Schwer, wie tot, lag sie.

Mit fliegenden Händen riß er sie empor, drehte sie herum. Die Augen waren geschlossen. Das Gesicht begann blau anzu-

laufen. Das Blau hob sich mitten aus der Blässe um Mund und Schläfe. Ilse lag in schwerer Ohnmacht. Joachim riß ihr die Kleider auf, wusch das Gesicht mit kaltem Wasser, bewegte hastig ihre Arme auf und ab. Sie zuckte, knirschte mit den Zähnen, schlug die Augen auf. Der Blick war leer. Sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, setzte sich auf, seufzte tief: „Ah!" Der Blick suchte den Mann, der schweigend neben ihrem Bett stand. Sie hob die Hand, sie Joachim entgegenzustrecken, und ließ sie sinken, weil ihr keine Bewegung von drüben entgegenkam. „Du bist doch nicht so stark, wie du meintest." Ein törichtes Wort aus Joachims Munde, völlig unwahr in dem Augenblicke, aber herausgeschleudert durch die erbärmliche, innere Kleinheit, die ein gutes Wort für eine Niederlage angesehen hätte. Gar nicht gewollt, erschrocken vor der Torheit, bereit, seinem Weibe um den Hals zu fallen: Nimm mich und mache mich frei von mir selber, wenn sie auch nur ein einziges demütiges Wort gesagt, ein kleines: Vergib, stand er da mit finsterem Gesicht.

Frau Ilse aber war, ganz abgesehen von Vererbung und Name, ein starker, innerlich wahrer Mensch. Und sie hätte anderes sagen sollen als: „Es ist das erste Mal in meinem Leben. Du wirst mich nie wieder so sehen."

Betroffen blickt sie Joachim an. Wieder fühlt er sich vom Leben mißhandelt.

Es ist eine lange, stille Nacht. Keiner der beiden Menschen, die nebeneinander ruhen, schläft, aber keiner sucht des anderen Hand, obwohl die Hände von beiden Seiten her aufeinanderzuzucken. Über beiden Lagerstätten schwebt das: Vergib! Es verfliegt, weil keiner es herunterholt. Sie grübeln, sie klagen sich an, aber die Lippen bleiben geschlossen. Ilse stellt

Vergleiche an. Was hat das Leben in Urbig trotz aller Not schön gemacht? Die Offenheit, die im Haus gewaltet hat. Der Vater hat seiner Tochter die Sorgen überlassen und sich in die Sonne gestellt, gewiß, aber er hat sie in die Sonne mit hineingenommen, sooft sie danach verlangte, mehr noch, er war und gab Sonne. Sei es im heiteren Gespräch oder Scherz, sei es durch stille, wohltuende Freundlichkeit und eine rührende Dankbarkeit, durch ritterliche Aufmerksamkeit, vor allem durch das, wenn auch nie betonte, so doch immer bewiesene: Wir gehören zusammen, euer Leid ist das meine, eure Freude die meinige. — Stille Stunden am Fenster, den Blick hinaus auf den Wald gerichtet. Kein Wort, aber Hand in Hand, Ilse das Haupt an des Vaters Schulter gelehnt. Feierstunden. Und der Bruder trotz seiner Leichtlebigkeit überströmend von geschwisterlicher Liebe. Ohne Aufhebens bald, bald jugendlich unbeholfen oder versteckt hinter Übermut, aber Liebe, Sonne, Wärme und Offenheit. Wenn sie heute dran denkt, wie der Bruder zuweilen kam: Ilse, ich bin mal wieder ausgerutscht. — Brauchst du Geld? — Ach nein, das nicht, aber du sollst nicht böse sein. — Ein gefährlicher Weg, aber die Gefahr ist zu bannen und wird gebannt.

Einer auf Hoheneiche ist dem Bruder ähnlich, Justus. Er ist ernster, er war wohl nie leichtfertig. Darin also gleichen sie einander nicht. Aber sie gleichen einander im ehrlichen, freien Blick der Augen, der zuweilen burschikosen Redeweise, sie sind offen, verhüllen ihr Herz nicht, sondern bieten es auf der flachen Hand dar: Sieh es dir an, so ist es. Vielleicht kannst du etwas damit anfangen.

Joachim jedoch in allem anders. Es ist kalt um ihn. Er

friert wohl selber. Heute glaubt Ilse es erkannt zu haben, daß er friert. Warum will er sich nicht wärmen lassen? Es tut der Grübelnden weh, daß sie schonungslos war. Besser, wohl auch fraulicher wäre es gewesen, sie hätte ihn mit freundlichen Worten umworben. Aber das hat sie ja getan, hat es oft und bei vielen Gelegenheiten getan. Heute übermannten sie Schmerz und Zorn. Was sind es für törichte Vergleiche, die Joachim anstellt, was ist es für ein lächerliches Herrentum, in das er sich hinaufschraubt! Ihr das, die Kraft zu jedem Kampfe in sich weiß und bereit ist, diese Kraft daranzugeben. Es braucht nichts weiter als: Ilse, ich muß und will! Nun komm mit! — Sie geht mit, sie nimmt die Gefahren mit auf sich, sie halbiert Lasten und Verantwortung. Nur mitkämpfen will sie und mitkämpfen mit offenem Visier. Offenheit, Offenheit und Wärme!

Sie ist zu weit gegangen, sie wird es morgen früh gutmachen, soweit sie kann, aber ein: Vergib! wird sie nicht sprechen.

Joachim starrt gegen die Decke. Ihm macht eines Not. Es gibt einen Menschen, der dich durchschaut. Einen gibt es, der deine Halbheit und deine innere Unwahrhaftigkeit erkennt. Dieser eine ist deine Frau. Nun mußt du dich vor ihr schämen. Sie hat dir das lächerliche Postament, auf das du dich gestellt, unter den Füßen weggezogen, jetzt bist du kleiner als sie. Was nun? Du kannst ihr mit ausgestreckter Hand entgegengehen und sagen: So, wie du mich zeichnetest, war ich. Erleben und Veranlagung haben mich so gemacht. Ich will ein freier Mensch werden. — So kannst du tun und dir einen Kameraden gewinnen, aber du wirst es nicht tun, denn du schämst dich. Du kannst, noch schweigsamer, in dich

zurückgezogener als sonst, dich seitab stellen, und, wenn eine Frage aus der Mutter oder Onkel Waldemars Munde kommt, eine kurze Bemerkung fallen lassen: Heiraten ist Lotteriespiel, und in der Trommel sind mehr Nieten als Gewinne. Das aber wäre so häßlich, daß du das doch nicht fertigbringst. Man würde es dir auch nicht glauben. Ilse wird auf dich zukommen. Du kannst sagen: Ich will zu vergessen versuchen, aber ich werde lange Zeit brauchen. Das ist unter einer Voraussetzung möglich, und zwar unter der, daß du Ilse beweist, daß sie Unrecht gehabt. Mühe dich nicht. Sie hat recht und weiß es.

Und das alles, weil du etwas willst, das du innerlich nicht willst, vor dem du dich fürchtest. Du kommst aber nicht mehr davon los. Hannjörg, du hast ganz recht, es gibt einen Teufel, und er hat mich in seinen Klauen. Ich werde Geld aus meinem Gute ziehen und werde es in der Industrie arbeiten lassen. Es hilft nichts, ich will, weil ich muß. Dabei habe ich Angst um Hoheneiche. Ilse hat recht, ich weiß nicht, wieviel von mir gefordert wird, bis zu welcher Grenze ich gehen darf. Es ist leicht gesagt: Hör auf, sobald du spürst, daß du Hoheneiche gefährdest. Dann habe ich bereits viel gewagt und daran gewendet. Soll ich das verlorengeben? Muß ich dann nicht ein Letztes wagen in der Erwartung: Mit diesem Letzten hole ich auch das Vorausgegangene? Und wenn auch das Letzte — verloren ist?

Wozu die Selbstquälerei? Warum malst du dir solch törichte Bilder vor? Bist du denn ein Kind, das Märchen glaubt, bist du ein Weib, das man mit Gefühlen umnebelt? Du bist doch im Grunde ein Bauer. Der Bauer ist mißtrauisch und vorsichtig und hellhörig. Du wirst das doppelt

sein. Ein anderes wird dazu kommen: Du wirst nicht nur dein Geld arbeiten lassen, du wirst dich selber einarbeiten. Warum sollst du nicht Wochen, vielleicht auch Monate, von Hoheneiche fort sein? In besseren Händen als in denen Ilses kann es nicht ruhen. Handelst du aber so, muß es dir denn dann trotz allem mißlingen? Im Gegenteil. Es wird gelingen. Wozu also die düsteren Bilder? Male dir helle aus. Male dir aus, daß du deiner Frau dein Bankbuch vorlegst: Was sagst du dazu? Male dir aus, daß du sie mitnimmst: Komm, ich will dir zeigen, wie man heute wirtschaften muß. Denke, daß du Justus auf die Schulter schlägst: Warum wagst du nichts?

Nur eines: Ilse Hoheneiche überlassen, das geht nicht. Die Bücher müssen in seiner Hand bleiben.

Die Sonne kommt. Joachim und Ilse stehen sich, bereit hinabzugehen, im Schlafzimmer gegenüber. Ilse bietet ihrem Manne die Hand. „Joachim, ich mußte einmal reden. Es ist abgetan. Wir wollen versuchen, auf dem Wege voranzukommen, den du für richtig hältst."

Der Mann nickt ihr zu, nicht unfreundlich. „Ich bin mir nun endlich klar geworden. Ich werde mir bei Alfred Ritter Rat holen und mich entweder irgendwo beteiligen oder kaufen."

„Willst du dir nicht auch bei Justus Rat holen?"

„Justus? Nein. Wozu? Er versteht davon nicht mehr als ich."

„Wie du meinst. Nun ist es endlich klar. Glück zu!"

Die Hände ruhten noch ineinander. Ilse drückte die ihres Mannes herzhaft und ließ sie kurz los.

Mutter Dorothea fiel am Frühstückstische nichts weiter auf, als daß Ilse blaß aussah. Dazu lächelte sie. Junge Frauen sehen meistens blaß aus, wenn — das schönste Glück anklopft.

Joachim besprach mit seiner Frau die Arbeit für die nächsten Tage. Gegen zehn fuhr er weg. Er wollte einige Tage ausbleiben.

*

Justus Knobler sitzt in einer nicht unbehaglichen Dachwohnung am Rande der Stadt. Er ist Syndikus der Handwerkskammer. Es ist ihm verhältnismäßig rasch gelungen, einen Posten zu kriegen. Die Kammer ist im Aufbau. Wenn er sich einarbeitet, steht er sich nicht schlecht. Er wird sich einarbeiten. Stünde er auch lieber unter den Bauern, so ist, da das nicht sein konnte, der Verkehr mit den Handwerkern noch lange nicht der schlechteste Ersatz. Die Leute bringen wenigstens noch Erdgeruch mit. Sie stammen zum Teil vom Lande, sie kommen viel aufs Land, verstehen des Bauern Art, kennen seine Not und würdigen seinen Wert. Die Arbeit für sie und mit ihnen ist nicht uninteressant.

Wenn man nur nicht in der Stadt wohnen müßte! Aber es geht nicht anders. Sich jetzt ein Häuschen da zu kaufen, wo die Stadt an Felder und Wiesen stößt, das geht nicht; denn man weiß ja nicht, ob und wie lange man bleibt.

Unter den ihm angebotenen Wohnungen hat er lange gewählt. Zuletzt hat er diejenige genommen, die seine Bekannten scheußlich finden. Zwei kleine Stuben unter dem Dache, beide schiefe Decken. Die Einrichtung ist einfach und altväterlich. Das Stadtviertel, in dem das Haus steht, das

Armeleuteviertel. Mag es alles sein. Nur nicht mitten in der Stadt wohnen. Sie liegt in landschaftlich schöner Umgebung. Was hat Justus davon, wenn er nur Hausgiebel und Dächer vor sich, bimmelnde Elektrischen und Gedränge auf der Asphaltstraße unter sich hat?

Seine Dachstuben haben ganz tiefe Fensternischen. Ob die Wände zuseiten der Nischen senkrecht oder schräg aufsteigen, ist nebensächlich. Nein, doch nicht. Stiegen sie nicht schräg auf, dann wären die tiefen Nischen nicht da. In ihnen sitzt der Doktor. Bald in der einen, bald in der anderen. Sitzt er in der Wohnstube, dann sieht er über den Laubwald hinaus bis zum Bismarckturme, sitzt er in der Schlafstube, sieht er über eine Gärtnerei hinweg in der Ferne das blaue Waldgebirge, an dessen westlichster Übergangsstraße Hoheneiche liegt.

Er führt kein Einsiedlerleben, hat einen Kreis froher Menschen, die ihn um seiner Heiterkeit und Offenheit willen gern unter sich sehen. Alles junge Männer, strebsam, berufstüchtig, nicht innerlich verdorben, allerdings auch keine Kostverächter, weder so noch so. Sie trinken gern ein gutes Glas, küssen gern ein frisches Mädel, ohne daß einer von ihnen deswegen an das Heiraten dächte. Drei sind jünger als Justus, einer steht mit ihm in gleichem Alter, zwei sind älter. Die beiden waren aktive Offiziere und haben umsatteln müssen. In dem Kreise weilt Justus gern. Sie sitzen nicht immer alle zusammen, es sei denn auf Verabredung, aber etliche sind immer in der kleinen Weinstube zu finden, die in enger, stiller Straße da liegt, wo die Häuser meistens noch altmodisch sind, und wo sich pensionierte Beamte und wackere Handwerksmeister zwischen fünf und sieben treffen und ihren Skat

spielen. Der Wirt ist ein älterer weißbärtiger Mann, seine Frau ist rundlich, freundlich und bemuttert Gäste und Gatten, ein junges Mädel bedient. Heute heißt sie Marie. Die vorige hieß Hilde. Es geht ordentlich her in dem Hause. Gäste machen ihre Scherze mit dem jungen Mädchen, aber Mutter Schwarz wacht von der Theke aus wie ein Kettenhund darüber, daß „der Anstand gewahrt wird". Wenn sie hustet, dann lachen die jungen Männer und sagen: „Mutter Schwarz hat sich schon verschluckt. Wir müssen aufhören." Dann lachen sie auf allen Seiten, und „der Anstand" ist gewahrt. Justus hat Freunde und Freundinnen im Armeleuteviertel. Sie stehen alle zwischen zwei und vier Jahren. Eine Freundin heißt Ruth, und wenn Justus am Morgen nach dem Büro geht, dann strampelt sie ihm auf ihren zweijährigen dünnen Beinchen, über die die Strümpfe herabhängen, entgegen, legt die linke Hand an die blaugeäderte Schläfe, so, wie sie es von den Soldaten sieht, und sagt: „Guten Abend." Justus sagt wieder guten Abend, und Ruth geht ernsthaft weiter. Jeden zweiten oder dritten Tag kriegt sie eine kleine Tafel Schokolade. Manchmal muß sie die auch selber kaufen, und dann macht ihr Justus die Ladentür auf.

Der Freund kann am besten im ganzen Viertel schimpfen. Er ist vier Jahre, hat nie eine saubere Nase, aber seine Beine sind kerzengerade und stämmig, der Mund ist breit, die Zähne sind kerngesund, die Augen stark überbuscht, und meistens hat Wilhelm Händel. Wenn er Prügel kriegt, brüllt er, aber keine Mutter fragt, was los sei. Er kann ritterlich sein und duldet nicht, daß sich einer an Ruth heranmacht, obwohl sie ihn gar nichts angeht. Wilhelm läßt sich nichts schenken. Ihm genügt das Brot in der Hand und der Säbel an der

Seite. Man sieht ihn eigentlich nie ohne Säbel. Er war gar nicht leicht zu gewinnen, und als ihn Justus das erste Mal anredete, streckte ihm Wilhelm die Zunge heraus. Daß der Doktor fix war, die Zunge zu fangen und den Jungen daran sachte hinter sich her zu ziehen, das hat ihm Wilhelm gewonnen. Jetzt unterhalten sie sich ganz verständig, und Wilhelm erzählt, daß er eine Lederschürze haben möchte.

Justus Wirtin ist wehleidig, aber seelengut. Sie lebt nur in rückwärtigen Tagen. Drei Bilder sind immer umkränzt. In der Mitte hängt der Vater, der zwei Jahre nach dem Kriege starb, rechts von ihm der Sohn, der in Flandern fiel, links die Tochter, die mit acht Jahren an Gehirnhautentzündung starb. Mutter Seifert hat ihrem Herrn die Krankheit wohl schon zehnmal geschildert. Sie kommt nicht über das Furchtbare hinweg. Drei Wochen hat das Mädchen gekämpft, hat sich vor Schmerz alle Finger- und Zehennägel abgerissen, lag immer krumm, schrie: Schlagt mich doch nicht so auf den Kopf! Ja, das war die arme, gute Susanne. Und Traugott war auch ein guter Junge. Es geht überhaupt immer nur über die guten Menschen her. Mit dem Vater war es gerade so. Nun lebt man allein weiter. Man muß aber leben, man kann sich doch nicht selber umbringen. Die Leute drehen heute so leichtfertig den Gashahn auf. Sie haben halt keinen Glauben mehr. Wo sollen sie den auch herhaben? Mit dem Lande haben sie nichts mehr zu tun und wollen sie nichts zu tun haben, und in der Großstadt -- Ach, sie tun ja alles, um den Menschen nicht mehr zu sich selber kommen zu lassen. Sie, Mutter Seifert, stammt vom Lande, und ihr Mann stammte auch daher.

Langsam hat sie alles aus Justus herausgefragt, was sie

über sein Woher wissen wollte, und ist sich sehr klug dabei vorgekommen. Sie meint, der Doktor habe nicht gemerkt, daß sie ihn aushorchte. Justus Knobler lacht dazu. Mutter Seiferts Neugierde macht ihm Spaß. Er plaudert gern mit der alten Frau. Ihr Leben war schwer, aber sie hat sich über das bloße Dulden dazu durchgerungen, ihr Innerstes in Schlichtheit und Frömmigkeit zu behaupten, und es gibt keine Mutter, von der nichts zu lernen wäre. Ist es nicht vorbildlich, daß die alte Frau trotz ihres harten Erlebens das Leben selbst nicht verneint, ja ihm noch Freuden abzugewinnen weiß? Ich atme, sagt sie, also muß ich auch leben. Es ist rührend, wenn ihre Sehnsuchtsaugen nach den fernen Bergen gehen. Dabei sucht sie nicht Jenseitigkeit. Am liebsten ist es ihr, wenn Justus neben ihr steht und erklärt: Da hinaus liegt Hoheneiche. Vom Bismarckturm aus kann man unsere Bäume sehen. Dann ist Mutter Seifert wie ein Kind, das das gleiche Märlein immer wieder hören will, obwohl es die Worte auswendig kennt. Herr Doktor, ich denke, Sie haben 357 Schafe. — Ja, Mutter Seifert, jetzt können es auch 367 sein, aber wenn welche verkauft worden sind, dann sind es nur noch 327. — Ach, sagen Sie mir doch noch einmal, wie Hannjörg aussieht. So, also die Nase ist ganz gerade und ein bißchen spitz. Ja, so war Vater auch. Ja, ja.

Sie ist eine der Frauen, die mit einem Mieter, den sie nicht bemuttern dürfen, nicht zurechtkommen. So stehen auch ihre Stübchen nicht selten leer. In Justus hat sie den Mieter, den sie braucht, und er hat in ihr die treue Seele, die ihm das Stadtleben erleichtert. In einem kommen sie nicht zurecht. Justus hat noch keine Braut. Ein Mann von beinahe dreißig

Jahren muß eine Braut haben. So will es die natürliche Ordnung. Wer sich wider diese Ordnung setzt, der läuft Gefahr; denn ohne Mädchen sind die jungen Herren doch nicht, und die Welt ist so verdorben. Die alte Frau wird ärgerlich, wenn ihr Mietsherr sagt, er habe nur darum noch keine Braut, weil er deren sechs habe. Dann erklärt sie, er möge sich doch nicht schlechter machen, als er sei. Und auf einmal: „Am Ende ist es das Fräulein Grete Bernhard?" Justus stutzt. Nein, über seine Briefe geht Mutter Seifert nicht. Das tut sie nicht. Woher also der Name? Das Mütterlein schmatzt mit den Lippen, eine Gewohnheit, die sie immer übt, wenn sie eine neugierige Frage gestellt hat. „Wissen Sie nicht, Herr Doktor, wie Sie den Brief vergessen hatten und von der Straße heraufriefen, ich möchte ihn Ihnen durch das Fenster hinabwerfen?"

„Ach so, richtig, ja, nun weiß ich, woran ich bin. Das ist — meine Schneiderin."

„Ihre — Schneiderin?"

„Ja, Mutter Seifert. Ich lasse meine Hemden und Unterhosen nur nach Maß arbeiten."

„Und?"

„Was denn noch: Und? Damit ist alles in Ordnung, und beide Teile sind zufrieden."

„Herr Doktor, ich bin eine ehrenhafte Frau."

„Das habe ich ja auch nie bezweifelt."

Mutter Seifert sieht in Justus Knoblers übermütig blitzende Augen. „Ach so," sagt sie, „Sie wollen mich bloß zum besten haben? Meine ich es nicht so gut mit Ihnen wie Ihre Mutter?"

„Aber meine Mutter ist nicht so neugierig."

Ein paar Tränlein purzeln aus den Augen der alten Frau.

„Wenn man sich Sorgen macht, ist man neugierig.“

„Na, seien Sie mal wieder gut, Mutter Seifert. Es ist nichts mit sechs Bräuten und auch nichts mit einer. — Auch mit Grete Bernhard nicht. Und nun lassen Sie mich allein. Ich muß noch arbeiten.“

Grete Bernhard! Justus arbeitet nicht, er sitzt am Fenster und sieht zu dem blauen Waldgebirge hinüber. Grete Bernhard! Ich kann mir keinen lieberen Kameraden denken als dich. Warum frage ich dich nicht, ob du mich heiraten willst? Aber es ist merkwürdig. Ich kann mir nicht denken, daß wir zwei uns heiraten. Wenn du nun einen anderen heiratest, wird es dann weh tun? Bleibst du mein guter Kamerad, dann tut es nicht weh. Ich muß nur zu dir kommen und mit dir plaudern dürfen. Wir wollen uns von Hoheneiche erzählen, und wenn ich in dem und jenem nicht recht weiß, was ich tun soll, dann muß ich mit dir darüber reden können, Auge in Auge oder in Briefen. Und wenn wir beide einmal verheiratet sind, dann sitzen wir im Kreise, du mit deinem Mann, ich mit meiner Frau, und erzählen, wie du einmal kopfüber in die Wisinta purzeltest, weil der Stein, von dem aus du, mitten im Wasser stehend, den Fischen eine Predigt hieltest, glatt war, so daß du ausrutschtest.

Es ist Sonnabend. Grete Bernhard, ich habe Sehnsucht nach dir. In einer Stunde geht der Zug. Ich suche dich auf.

Justus kehrt am Sonntagabend zurück, frei und froh, aber doch ein ganz klein wenig wehmütig. Es war ein schöner Tag, so schön, wie ihn Menschen eben einander bereiten können, die eine herzliche Freundschaft verbindet. Die ist der Liebe benachbart, aber sie ist nicht die Liebe. Grete Bernhard

und ihr Vater haben sich gefreut; sie waren alle untereinander auf Geben und Empfangen eingestellt. Es kam kein Augenblick der Stille, der der Vorhof zum letzten und höchsten Geben und Empfangen ist. Der aber kam, als der junge Doktor Meinhold eine halbe Stunde da war. Eine halbe Stunde lang war alles gewesen wie zuvor, dann saht ihr euch in die Augen, du, Grete, und er, und auf einmal war es eines Atemzuges Länge still. So eigenartig still. Und du, Grete, standest auf, tratest an die große Palme heran, zupftest ein Gräslein aus der Erde, tratest dann zu mir, fuhrst mir durch die Haare und befahlst: „Sag etwas, Justus!" Ihr lachtet nachher, du sagtest, zu Doktor Meinhold gewandt: „Das ist nämlich mein großer Junge!" Und ich strafte dich und sagte: „Der Junge nämlich, der an dir selber verdorben ist." Damit war alles wieder, wie es gewesen war; denn nun waret ihr frei, ihr beiden. Nun konntet ihr euch wieder ganz geben, wie ihr waret. Das Unsagbare war gesagt.

Ja, das Unsagbare ist gesagt. Justus sitzt in Vater Schwarzens Weinstube, lehnt sich breit und behaglich in den Korbsessel zurück und Marie fragt: „Darf ich Ihnen noch ein Glas Wein bringen, Herr Doktor?" Der sieht sie an. „Warten Sie mal einen Augenblick, Marie. Vielleicht nehme ich etwas anderes. Ich muß es mir mal überlegen. — Marie, woher stammen Sie eigentlich? Sind Sie hier geboren? Ich weiß gar nicht, ihr Gesicht erinnert mich an irgendwen, den ich kenne, aber ich komme nicht damit zurecht." Aus den Augen des Mädchens leuchtet ihm unverhohlen Wohlgefallen entgegen. Justus wäre heute in der Stimmung, sich ein wenig schadlos zu halten. Aber nicht an dem Mädchen, dessen Augen noch so gut und sauber sind. Ach,

überhaupt nicht. Wofür denn schadlos halten? Er hat doch nichts verloren. Oder doch? Das muß er sich nachher einmal ruhig überlegen.

Marie steht noch vor ihm, seines Auftrages harrend. Justus wendet sich an den Wirt. „Vater Schwarz, ich möchte mal eine Flasche haben, wie Sie sie Ihrem besten Freunde zur Silberhochzeit aus dem Keller holen.“

Vater Schwarz lächelt, steigt selber die Kellerstufen hinab und setzt schweigend eine Flasche vor Justus. „So, Herr Doktor, den habe ich nur einmal gekriegt.“

„Kommen Sie her, Vater Schwarz. Wir trinken zusammen — Prosit! — Ja, das ist der richtige. Reden tun wir nicht. Dazu ist der Wein zu schade.“

Die Flasche ist leer, Justus kehrt heim. Er steht ein Weilchen an dem Fenster nach dem Walde zu, hört von ferne das dumpfe Brausen der Stadt, kehrt sich ab und schreibt einen Brief an Grete Bernhard.

Als ihn das Mädchen gelesen hat, sieht sie still vor sich hin. Lieber, treuer Kamerad, du hast recht, wir haben einander lieb. Es braucht nichts von dieser Liebe hinweggenommen zu werden. Die andere leidet dadurch keinen Schaden; denn unsere Liebe ist nicht die eine, einzige andere. Ich habe genau so darüber gegrübelt wie du auch, habe sie zwischen uns eine Zeitlang bejaht, habe sie dann bezweifelt und muß sie heute verneinen. Du bist den gleichen Weg gegangen, wir sind am Ziel und können uns die Hände reichen, lieber Bruder Justus.

Mutter Seifert bringt Justus Grete Bernhards Antwort. Es steht auf der Rückseite, daß sie die Absenderin ist. Justus legt den Brief lachend beiseite. „Na, Mutter Seifert, haben Sie Wilhelm die Lederschürze gekauft?“

„Ja, Herr Doktor, und seine Mutter bedankt sich.“

„Was geht denn das die Mutter an? Die bindet doch die Schürze nicht vor. Und die kleine Ruth ist krank? Was fehlt ihr denn?“

„Ach, das sind doch arme Leute.“

„Dann greifen Sie denen mal ein bißchen unter die Arme. Aber wehe, wenn Sie sagen, daß es von mir kommt. Sie verderben mir den ganzen Spaß. Und sonst geht's gut, Mutter Seifert?“

„Wie es einer alten Frau gehen kann.“

„Na, na, sachte. Solange wir leben, reichen die Tage.“

„Ich denke, Herr Doktor.“

Es hilft der Alten nichts, sie muß gehen, ohne daß sie gesehen hat, was für ein Gesicht der Doktor beim Lesen des Briefes macht. Das Gesicht ist licht, aber ernst. Justus Knobler nickt, legt die Hand breit auf den offenen Brief: Glück zu, liebe Grete Bernhard! Uns zwei trennt weder Raum noch Zeit. Deinen Mann nehmen wir mit in den Bund, und wenn ich einmal heirate, gehört meine Frau auch dazu.

Etliche Tage danach hat Justus eine besondere Freude. Armin von Freidank besucht ihn. Es ist eine große Bauernversammlung in der Stadt, an der der junge Freidank teilnimmt. Er hat sich nicht kopfüber in die Bauernbewegung hineingestürzt, aber er hat sich ihr angeschlossen aus der Überzeugung heraus, daß die Berufsstände heute untereinander gemeinsame Fronten bilden müssen. Das hat insbesondere die Hirzauer Bauern gefreut und kommt Urbig zugute, das die Bauern samt seinen Leuten jetzt als zu sich gehörig an-

sehen. Der Unterschied zwischen Bauer und Edelmann verwischt sich.

Hager und helläugig tritt Armin in Justus Stube. Er ist körperlich breiter und fester geworden. Mehr aber ist, daß er männlicher ward. Seine Augen sind scharf und selbstsicher. Er steht da wie ein Mann, der sich genügt, weil er weiß, daß er seine Pflicht tut. Die Hände der jungen Männer liegen fest ineinander.

Justus legt dem kleineren Freunde die Hand schwer auf die Schulter. „Armin, ein Stück Heimat! Das freut mich. Komm her, da drüben liegt Hoheneiche. Man sieht es natürlich nicht, aber das ist die Richtung. Und links davon liegt Urbig."

„Da hinüber guckst du oft?"

„Dahin sehe ich alle Tage."

„Schade, Justus, daß du in der Stadt sein mußt."

Justus ist nicht wehleidig. Er zuckt die Achseln. „Ich habe mich damit abgefunden. Wir können nicht alle Bauern sein. — Wie geht es daheim?"

Was soll Armin sagen? Er berichtet einfach und schlicht: So und so haben wir den Winter über gearbeitet, so im Frühjahr, so stehen die Saaten, so die Wiesen. Das Waldtal baut er vor Justus auf, und der geht mit ihm über die Bücherwiesen, auf denen man angefangen hat zu dränieren, durch den Park, der nun, weil eine Anzahl überständiger Bäume herausgeschlagen wurden, licht und luftig ist, über das Feld an der Schmitten-Lehne, das vor zwei Jahren das Unwetter zerriß, rastet da und rastet dort, vernimmt kurze Klagen über Bauernnot und sieht, wie Selbstvertrauen, Entsagung und Arbeit sie zu bannen suchen. Ganz still ist Justus, sieht alles

leibhaftig vor sich, macht, als Armin schweigt, den Weg über die Wolfskuppe nach Hoheneiche und ist daheim. Oder ist er nicht daheim?

Aus rascher, innerer Bewegung heraus legt er seine weiche Schreiberhand auf des Freundes hagere braune Bauernfaust und packt ihn mit seinem Blick.

„Armin, wie ist es auf Hoheneiche?"

„Wie soll es sein, Justus? Bist du denn nicht unterrichtet?"

„Joachim schreibt gar nicht, Ilse selten, Onkel Waldemar philosophiert über alles mögliche, Mutter schreibt zwar öfter, aber sie sagt nichts. Ich habe seit einiger Zeit eine solche Unruhe in den Gliedern. Warum, das weiß ich nicht. Ich wäre längst gern einmal heimgefahren, aber ich kann nicht los. Wir sind im Aufbau. Kaum, daß ich einmal einen Sonntag frei habe. In der Woche ist gar nicht daran zu denken, fortzukommen, und an den meisten Sonntagen habe ich Vorträge oder Sitzungen. Wie steht es in Hoheneiche?"

„Ich wüßte nicht, Justus, daß irgend etwas anders wäre als sonst. Alles geht seinen Weg. Ihr habt so zuverlässige, eingearbeitete Leute, daß fast nichts zu sagen ist. Ich war vor vierzehn Tagen drüben. Die Felder stehen gut, euer Vieh ist erstklassig, ihr werdet gutes Futter kriegen – –"

„Und die Menschen? Armin, das will ich doch wissen – –"

Der versuchte zu lächeln. „Bei wem soll ich anfangen? Bei Hannjörg? Der hütet seine Schafe. Onkel Waldemar botanisiert neuerdings viel, deine Mutter ist frisch und munter, Ilse desgleichen, Joachim auch."

Justus runzelte die Stirn. Es klang alles gut, aber es klang nicht beruhigend. Er wollte etwas anderes hören und wußte selbst nicht recht, was.

„Also es ist alles in Ordnung," sagte er langsam.

„Soviel ich weiß, ja."

Jetzt fand Justus den Weg, nach dem er vorhin vergeblich gesucht. „Was macht Joachim?"

Die Frage brachte Armin in Verlegenheit. Justus spürte es und fing die abgleitenden Augen des Freundes ein. Er hielt dem Blick stand. „Ich nehme an, daß du darüber besser unterrichtet bist als ich."

„Worüber soll ich unterrichtet sein? Gar nichts weiß ich. Was ist?"

„Du weißt nicht, daß sich Joachim irgendwo beteiligen will, daß er sucht?"

„Nein, das weiß ich nicht, daß er Ernst macht. Gewollt hat er es schon lange. Ich glaubte, er wäre davon abgekommen."

„Nein. Er faßt es im Gegenteil jetzt erst richtig an."

„Warum schreibt er mir nicht darüber?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Und warum schreiben mir Ilse und Mutter nichts?"

„Weil sie nichts wissen."

Justus neigte sich über den Tisch, dem Freunde entgegen.

„Was sagst du? Sie wissen nichts? Joachim redet nicht mit ihnen darüber? Armin, weißt du das genau?"

„Warum sollte mich Ilse belügen?"

„Gewiß. Ja. Warum sollte sie?" Justus ballte die Rechte und sah starr vor sich hin. „Also da liegt es. Ich wußte doch, daß etwas nicht stimmte. Warum spricht Joachim mit keinem darüber, nicht einmal mit seiner Frau? Auch mit mir nicht, obwohl ich ihm nie etwas in den Weg gelegt habe?"

„Wie ist die Lage der Industrie eigentlich?" fragte Armin.

Nach einem kurzen Schweigen wandte ihm Justus das ernste Gesicht zu. „Das läßt sich summarisch nicht sagen. Ich bin nicht ganz fremd in der Sache, denn Handwerk und Industrie berühren einander. Es gibt Betriebe, die gut sind und auch wohl gut bleiben werden. Weit mehr sind unsicher. Wer über Bargeld verfügt, kann etwas erreichen."

„Dann ist Joachim doch wohl auf dem richtigen Wege."

„Vielleicht." Und dann wieder nach einem kurzen Schweigen schlug Justus auf den Tisch. „Was will er da, was hat er da zu suchen, was geht den Bauern die Industrie an? Er soll Hoheneiche halten und sich auf Hoheneiche."

„Aber du sagst doch selber, daß, wer über Bargeld verfügt, in der Industrie etwas erreichen kann."

„Armin, wir wollen für heute damit aufhören. Ich will erst in mir zur Ruhe kommen. Aber daß Joachim mit keinem Menschen darüber redet, nicht einmal mit seiner Frau! Was sagt denn Ilse dazu?"

„Sie findet sich damit ab."

„Das ist nicht viel."

„Was soll sie weiter tun?"

Justus faßte Armin abermals scharf ins Auge. Der Unterton, der aus den letzten Worten geklungen, befremdete und erregte. Und Justus spürte auf einmal, daß er nicht neu, sondern daß er während des ganzen Gesprächs dagewesen war. Sorge und Verbitterung klangen heraus. Und sorgenvoll und verbittert war Armins Gesicht jetzt. Er vermochte nicht zu schauspielern, und diplomatische Vorsicht und Gewandtheit waren ihm fremder, als es gut ist. Justus fragte nicht mehr. Jetzt baute er in sich selber weiter und kam der

Wirklichkeit nahe. Das jedenfalls wußte er, daß er nach Hoheneiche mußte, hin mußte, sobald wie möglich.

Um sich, wie auch Armin, abzulenken, lud er ihn zu einem Spaziergang nach dem Bismarckturm ein. Armin lehnte ab. Er wollte mit dem letzten Zuge heimfahren und hatte den Kutscher an die Bahn bestellt. Das bedauerte er jetzt.

Um auch die letzte innere Last loszuwerden, ganz ehrlich gegenüber dem Freunde zu sein, sagte Armin: „Justus, ich bin nicht nur gekommen, um wieder einmal mit dir zu reden, sondern ich habe gehofft, daß du mich fragen würdest. Ich — — Ilse tut mir leid."

„Komm, Armin, ich bringe dich zur Bahn."

Der Zug rollte aus der Halle, Justus sah ihm lange nach. Er trug einen Menschen, den man liebhaben mußte, einen ehrlichen Menschen. Und Ilse war nicht minder wertvoll. Im langsamen Schreiten durch die Straßen versuchte Justus, seine Seele nach Hoheneiche hinüberzuschicken. Es gelang ihm ganz erst, als sich Baumkronen über ihm wölbten, ihm nur dann und wann einer begegnete, es still um ihn war.

Nicht mehr gestört durch das laute Geräusch des überlebendigen Abends fand die Seele ihren Weg, und die erste, der sie begegnete, war Ilse. Sie stand am Hange, zwanzig Schritte abseits des Hauses, und sah hinab in das weite Land. Essenrauch stieg drunten aus den Häusern, die Ferne lag im Dämmergrau, ein Stern stand am Himmel, und es war ganz still. Ilse stand hoch aufgerichtet, das Gesicht erstarrt, die Augen leer. Sie sah nichts um sich, und die leisen Töne des Abends gingen ihr verloren, sie sah und hörte in sich hinein auf den tiefen Schmerz, der ihr das Herz umkrallte. So sah sie Justus vor sich, stolz und still und stark. Und still

und stark sah er die Mutter an Ilses Seite treten, während Onkel Waldemar seitab ging. Er war kein Mann des Kampfes, nicht des starken Widerstandes, erst recht nicht des entschlossenen Angriffs. Er lebte abseitig. Mehr war nicht Onkel Waldemars Art. Den Bruder fand die suchende Seele nicht daheim. Sie vermochte auch nicht, sein Bild aus verhüllenden Schatten zu lösen. Justus versuchte es noch einmal mit den anderen. Sie standen greifbar deutlich vor ihm. Er versuchte es mit Hannjörg, mit Grete Bernhard, dem alten Freidank und sah nicht nur ihre Gesichter, sah deutlich die Zeichen der Seele darauf. Bei dem Bruder gelang es ihm nicht. Runde, stark gewölbte Stirn, der Kopf fast ohne Hinterhaupt, die Gestalt gedrungen, aber das Antlitz unklar, kein erkennbar ausgeprägter Zug, kein faßbarer Ausdruck der Augen, weder Entschlossenheit noch Unsicherheit, weder Freimut noch Verschlossenheit. Justus war nicht Hannjörgs Schüler, aber er wußte, daß der Alte aus der Möglichkeit, Seelenausdruck des anderen klar oder verschwommen zu erfassen, auf innere Verbundenheit oder Ablehnung folgerte. „Joachim will mich nicht, und darum komme ich nicht an ihn heran." Das beunruhigte ihn vollends. Am Bismarckturm war eine Wirtschaft. Tische und Stühle standen teils auf freiem Platze, teils unter Bäumen. Es waren nur wenige Gäste da. Der Abend wurde kühl. Justus Knobler setzte sich unter eine hohe Eiche. Ein Stern schien durch die dichte Laubkrone. Von seinem Platze aus sah Justus die Stadt. Wie glitzernde Perlen waren die Lichter des großen Güterbahnhofs nebeneinander aufgereiht. Aufzuckendes und verlöschendes Licht verriet die Reklame eines Warenhauses. Blaue Blitze sprangen aus den Hochleitungen

der elektrischen Straßenbahn. Man vernahm nichts von dem dumpfen Brausen der Stadt, aber die Lichtschreie verrieten ihre Hast und Hetze.

Und in dieser Hast irrte die Seele des Mannes, der unter der Eiche saß, und fand keine Ruhestatt. Er wollte Ruhe finden, wollte Anker werfen, um vom Ankerplatz aus die Wellen an sich vorüberbrausen zu lassen. Du hast deinen Beruf, hast Wert und Bedeutung deiner Arbeit erfaßt, weißt, daß du einem ringenden Stande, dem dein Vaterland die besten seiner Kunstwerke zu verdanken hat, auch an deinem Teile vorwärtshelfen kannst. Was willst du mehr? Weil man dir vertraute, nicht nur um deiner Vorbildung willen, sondern weil man dir auch als Menschen vertraute, hat man dich unter mehr als zwanzig Bewerbern gewählt. Dein Schrei nach der Heimat, dein Angstschrei um Hoheneiche ist Verrat an den Menschen, die dir vertrauten, und der Sache, der du zu dienen hast. Hier ist dein Ankerplatz; für Hoheneiche bist du der Zweitgeborene. Nun wirf deinen Anker aus. Justus wirft ihn aus mit dem ehrlichen Willen, Grund zu finden. Der Anker stößt auf, aber er haftet nicht.

Langsam kehrt Justus in die Stadt zurück. Er steht vor Vater Schwarzens Weinstube. Soll er hineingehen? Ja, vielleicht trifft er einen oder etliche der Bekannten. Er hat richtig gerechnet. Doktor Weiß und Assessor Schröder sitzen da. Marie kommt geschäftig heran. „Was darf ich bringen, Herr Doktor?"

„Heute tut's ein Kretzer, Marie!"

„Den haben wir nicht."

„Dann bringen Sie mir einen Schoppen."

Des Mädchens frohe Augen strahlen ihm entgegen. Er

sieht es nicht, er überlegt: Weiß war Artillerieoffizier. Heute ist er Chemiker, sitzt im Laboratorium, obwohl es ihm verhaßt ist. Schröder wollte Anwalt werden, er hat aber kein Geld dazu, eine Praxis zu beginnen und auf Kunden zu warten. Er sitzt in der Handelskammer. Justus geht sie der Reihe nach durch, alle, die er kennt. Es sind ihrer wenige, die heute sagen: So, wie es ist, habe ich es gewollt. Die anderen müssen sich damit abfinden, daß es ist, wie es ist. Aber kommt einer aus Hoheneiche? Nun, vom Lande und von einem Gute kommt mancher. Sie haben Ankergrund gefunden. Und du wirst ihn auch finden, Justus Knobler, du wirst, weil du mußt.

Die Freunde necken den schweigsamen Justus. Sie fragen, an welche unter den vielen er denke? Marie hört es. Sie steht mit traurigem Gesicht zur Seite. Er denkt an eine. Warum soll er nicht an eine denken? Du kannst doch nicht verlangen, daß er an dich denkt, du armes Schenkmädel. Schade nur, daß du auch ein Herz hast.

Justus schlägt leicht auf den Tisch. „An welche von den dreizehn ich denke? Ich weiß es selber nicht, es geht zu sehr durcheinander."

„Tugendsamer Justus," neckt Doktor Weiß, „tu dich nicht wichtig. Heim hast du gedacht, weiter nichts. Ich weiß es."

„Ja, ich habe heimgedacht, aber — solange wir leben, reichen die Tage. Marie, noch einen Schoppen."

Als sie das Glas auf den Tisch setzt, stößt sie Justus unbeabsichtigt mit dem Knie an und errötet. Er nimmt sein Glas: „Prosit, Marie!"

„Zum Wohl, Herr Doktor."

„Mädel, an wen erinnern Sie mich bloß. Helfen Sie mir doch mal ein bißchen."

„Ach, Herr Doktor, an wen sollte ich Sie denn erinnern?"

„An ein Mädel nicht. Es kann eher ein Mann sein, aber ich komme nicht zurecht."

*

Der Sommer steht in Pracht. Das Korn blüht, es riecht nach frischem Brot. Duftwolken schweifen über die Fluren. Die Abende sind voller Erfüllung. Das Drängende, Gärende der Frühlingsnächte ist vorüber. Die Welt ist still und harrt der Vollendung.

Justus Knobler ist sich zu eng. Mutter Seifert kauft ihm an jedem Markttage einen großen Strauß Feldblumen und stellt sie ihm auf den Tisch. Er sitzt wieder einmal davor und nimmt Blume um Blume in die Hand. Die großen Glockenblumen blühen im Hain, dem kleinen Laubwald an der Wisinta, die Feldnelken stammen vom Rande des Steinbruchs am Wege nach der Wolfskuppe, Zittergras gibt es auf allen Wiesen. Hoheneiche — Heimat!

Er ist allein in der Wohnung. Mutter Seifert hat eine Bekannte aufgesucht, die krank liegt. Es ist Sonnabend, des Mannes Seele ist voller Sehnsucht und Sorge daheim, aber er kann nicht fort, er muß aushalten. Morgen früh fährt er mit dem Zuge zu einer Handwerkerversammlung. Aber er hat dem Präsidenten gesagt, daß er nächsten Sonntag unter allen Umständen frei verlange. Er m ü s s e einmal heim. Ja, er muß, die innere Unruhe ist so groß, daß er ihrer nicht mehr Herr wird. Wiederum aber ist es gut, daß zwischen Armins Bericht und Justus Besuch daheim so viel Zeit

liegt. Er ist sich nun endlich schlüssig über die Art, wie er Joachim entgegentreten und mit ihm reden wird. Es muß vorsichtig geschehen. Alle Anklagen, die er wahrscheinlich in der ersten Erregung herausgeschleudert hätte, fallen in sich zusammen. Wie denn, wenn ihn der Bruder mit großen Augen ansieht: Was willst du denn eigentlich? Was ist geschehen? Was habe ich Unrechtes getan? Du fühlst etwas? Justus, ich fühle auch etwas, nämlich die Verpflichtung, Hoheneiche zu erhalten. — Tausend Einwendungen lassen sich machen, denen er, Justus, nichts weiter als Gefühl entgegenstellen kann. Aber er will ja, wenn es denn nicht anders geht, dem Bruder gar nicht in den Weg treten. Nur in die Augen sehen will er ihm, um zu wissen, ist er noch unlösbar an Hoheneiche gebunden oder löst er sich; weiß er sich noch als Treuhänder oder ist das ihm Anvertraute gefährdet. Ein Blick in die Augen, ein Druck der Hand, und es kann alles gut sein. Ist es das, dann wird er gern wieder in die Stadt zurückkehren, nachdem er sich zuvor dem Bruder als Helfer, der über Verbindungen und Beziehungen verfügt, angeboten. Joachim wird von dem Angebot Gebrauch machen, — und es ist alles, alles gut.

Die Türglocke schellt. Um die Zeit kommt der Postbote. Justus geht hinaus. Marie steht vor der Tür, einen Brief in der Hand. Sie zögern beide, sind beide verlegen. Ein Verbindungsbruder von Justus ist bei Vater Schwarz eingekehrt. Im Gespräch ist sein Name gefallen. „Ach, können wir ihn nicht herholen lassen? Ich würde mich freuen. Wir waren immer gute Freunde," sagt der Gast. Wer soll Justus holen? Warum soll Marie nicht rasch der Bote sein? Sie braucht ja nur die paar Zeilen, die der Freund schreibt, Frau Seifert

auszuhändigen. Der Weg aber ist ziemlich weit. Es kann immerhin ein Stündchen vergehen, bevor Doktor Knobler da ist.

Marie steht vor Justus, das feine, schmale Gesicht rot überlaufen, die glänzenden Augen fragend auf ihn gerichtet. Ihr Herz schlägt rasch. Sie hat damit gerechnet, daß Mutter Seifert auf ihr Klingeln hin kommen werde. Ganz verstohlen allerdings hat sie auch gedacht: Vielleicht kommt Doktor Knobler selber an die Tür. Das wäre schön, aber es wäre auch weiter nichts dabei, denn Mutter Seifert ist ja da. Nun steht Justus vor ihr, und Marie spürt, daß die Wirtin gar nicht da ist.

„Ich soll den Brief abgeben, Herr Doktor."

„Von wem?"

„Es ist ein Herr, der Sie kennt."

„Danke. Wollen Sie nicht einen Augenblick hereinkommen? Vielleicht muß ich ein paar Antwortzeilen schreiben."

„Ich — glaube — nicht." Aber schon tritt sie über die Schwelle, schon schnappt die Tür hinter ihr ins Schloß.

„Nun kommen Sie mal, Marie." Justus legt ihr den Arm um die Hüften, zieht sie leicht an sich.

„Ach Gott, Herr Doktor, ich muß doch wieder gehen."

Justus biegt ihr den Kopf zurück. Sie sieht ihn nicht an, aber die roten Lippen formen einen kleinen Seufzer, und die Augen erwachen, suchen Justus und sind voller Glück und Glauben. Da drängt sie sich an ihn, zitternd und selbstvergessen. „Ach, Herr Doktor!"

„Nun sag schon du, kleines Mädel. Hast mich gern?"

Er nimmt sie auf den Schoß, streicht ihr über den Scheitel. Einen Augenblick ist ihm, als hielte er ein Kind in den Armen.

In dem Kinde aber ist das Weib lebendig, das liebt. Marie hat vor acht Tagen einen Traum gehabt, einen wunderschönen. Sie legt das Haupt verschämt auf Justus Schulter.

„Denken Sie und das war gerade so wie — wie heute."

„So, das war gerade so wie heute? Dann hast du also schon eine gewisse Übung."

Und mitten im Küssen und Kosen, mitten aus der brodelnden, süßen Angst der Stunde ein kindliches Auflachen.

„Herr Doktor, jetzt weiß ich, warum Sie immer sagen, ich sei jemand ähnlich, den Sie kennen. Ich habe meine Mutter gefragt."

„Da bin ich gespannt, Marie."

„Meine Mutter stammt vom Lande. Und wissen Sie, woher?"

„Wie soll ich das wissen?"

Marie legt ihm die beiden kleinen Hände auf die Schultern, stemmt sich ein wenig zurück, lacht ihn an.

„Sehen Sie doch genau zu, Herr Doktor. Meine Mutter stammt aus — Ihrer Heimat."

„Aus meiner Heimat?" Ein scharfer Blick des Doktors, ein Zusammenzucken und Erkennen. „Hannjörg?"

Das Mädchen jubelt und klatscht in die Hände. „Ja, ja, das ist mein Großvater." Und sie umhalst Justus und küßt ihn.

Der löst ihre Kinderhände von seinem Halse. Seine Arme sind schwer, seine Hände langsam. „Hannjörg!" Er steht auf und nimmt Marie an der Hand. „Kommen Sie, Marie. — Sehen Sie, da drüben, links von dem blauen Berge, da liegt Hoheneiche, da wohnt der Großvater, da bin ich daheim."

„Ach, wenn ich das doch einmal sehen könnte!"

„Warum sollen Sie das nicht? Ich fahre morgen über acht Tage heim. Wenn Sie mitfahren wollen, will ich versuchen, Urlaub für Sie zu erreichen."

„Die Mutter wird es nicht wollen. Sie ist mit dem Großvater zerfallen."

„Kann denn das nicht wieder eingerenkt werden?"

Tränen stürzen aus den Kinderaugen. „Ach, Herr Doktor, Sie wissen ja gar nicht, wie es bei uns ist. Es ist so traurig. Wir sind vier Geschwister, ich bin die Jüngste. Keines ist zu Hause geblieben. Es geht nicht. Aber wir halten untereinander zusammen. Das ist schön. Wir sind alle ordentlich."

Justus Knobler nimmt das Kind an seine breite Brust. Mit guten Augen sieht er ohne Begehren auf das Mädchen nieder. Wie ein verflogenes Vögelchen ruht sie in seinen Armen. „Armes, kleines Ding. Bleib weiter so tapfer und so brav, schon um deines Großvaters willen. Es wäre schade um dich. Und nun geh, Marie. Ich komme gleich nach."

Maries Herz tut weh. Es war so schön vorhin. Aber sie hat auch die Angst der Stunde gespürt, sie ahnt, daß ihr Justus Knobler eine größere Liebe erweist, indem er sie gehen heißt, als wenn er sie bleiben hieße. Sie senkt das Köpfchen und geht rasch hinaus.

Justus aber steht am Tische und stützt die Fingerspitzen auf die Platte. Sein Blick geht in die Ferne, durch Wände hindurch über Wiesen und Wälder nach Hoheneiche.

„Hannjörg, wenn ich dir das angetan hätte!" Eine Falte gräbt sich in seine Stirn. Gott sei Dank, daß Marie als Hannjörgs Enkelin in meine Hände kam. Arme Marie, wirst du immer im letzten Augenblick einen Großvater Hann-

jörg haben? Ich will sehen, ob ich dir dazu helfen kann. Und du, Hannjörg! Es sind vier Geschwister. Sie sind alle ordentliche Menschen geworden. Ob eines von ihnen weiß, daß sie es dir verdanken? Wahrscheinlich nicht, aber darauf kommt es auch gar nicht an. Es genügt, daß du in ihnen lebst, guter Hannjörg. Und zur selben Stunde auf Hohen-eiche: Hannjörg weidet am Hochmoor. Es ist ein stiller, waldumsäumter Platz. Die Sonne spiegelt sich in braunen Tümpeln, weißstämmige Birken lassen ihre Schleier flattern, die robusteren Erlen murmeln leise, Weiden haben ihre Blätter, deren Unterseite silbern schimmert, der Sonne entgegen gehoben, der Sonnentau hat seine klebrigen Teller als Fang-netze ausgebreitet. Eine Heidelerche wirft sich jubelnd empor und sinkt singend nieder. Die Schafe weiden am Rande des Moores, und die Hunde sorgen dafür, daß keines in den Sumpf läuft.

Hannjörg sitzt auf einem Erlenstumpf, ihm zur Seite sitzt Frau Ilse. Ihr Herz ist schwer, ihr Leben leer. Joachim hat wahrgemacht, was er sagte. Er versucht, Geschäft und Familie zu trennen. Der Versuch mißlingt. Wie sollte sich ein Bauer innerlich teilen können? Ein Bauer! Joachim Knobler und seine Frau gehen nicht miteinander oder gar ineinander, und das ist es, was Frau Ilse die tiefe Not be-reitet. Noch scheint ihr Mann zu suchen, und er scheint klug und bedächtig zu suchen. Es ist anzunehmen, daß er eines Tages ebenso klug und bedächtig abschließt und infolgedessen alles gut geht, soweit es Menschen eben in der Hand haben. Was aber hat das alles zu sagen? Glaubt Joachim, seiner Frau das, was er ihr entzieht, dadurch ersetzen zu können, daß er ihr eines Tages die Hände mit Gold füllt? Sie will Herz,

nicht Gold. Wäre sie oberflächlich, dann könnte sie Joachim bitten, ihr einen kleinen Wagen zu kaufen. Er würde es vielleicht tun. Damit könnte sie in Gesellschaften fahren, könnte in den Nachbarstädten Konzerte und Theater besuchen. Es schüttelt sie, wenn sie daran denkt. Sie will keine andere Musik als die der Wälder und des Windes, sie will sich nicht Schicksale auf der Bühne vorspielen lassen, sie will ihr Leben gestalten und gestaltend am Leben derer mitwirken, zu denen sie gehört. Hoheneiche hat seine eigene, seine herrliche, tiefe Seele. Ilse hat sie in sich aufgenommen. Die Heimat, Urbig, weiß sie in treuen Händen. Sie löst sich davon, um ganz in Hoheneiche zu verwurzeln. Eine erdrückende Fülle des Erlebens aus den Wiesengründen, den Wäldern, dem Winde, der Sonnenweite und der Sternennacht. Man hat gar nicht Raum genug in sich, es auf einmal zu erfassen. Nicht Raum genug, obwohl es doch inwendig so leer ist. Und diese Leere füllt alles Erleben von außen her nicht aus. Sie kann nur von innen heraus aufgefüllt werden.

Schwiegermutter, Onkel und Vater glauben, daß Frau Ilses Ehe glücklich ist. Joachim ist ein anderer als kurz nach seines Vaters Tode. Zwar immer noch schwankend, heute so, morgen so, im ganzen aber mitteilsamer. Das ist er, aber worüber spricht er denn? Er spricht oberflächlich über belanglose Dinge. Und er spricht nur, wenn andere dabei sind. Es ist furchtbar: Der Mann schauspielert. Wer weiß, daß sich die Eheleute, wenn sie allein sind, nichts zu sagen haben? Wer weiß, daß Joachims Gesicht dann anders, zergrübelt, hart ist?

Einer ahnt es, Armin. Er ahnt es aus tiefer Liebe zur Schwester und aus heißem Mitleid mit ihr. Sie darf ihn

jetzt nicht mit ihrem Manne allein lassen. Der heißblütige Mensch vermöchte sich nicht zu beherrschen. Ja, Ilse selbst ist neulich mit ihm aneinander geraten, als er ihr hart in das Gesicht sagte: „Ilse, du lügst.“ Es war vom Zaune gebrochen, scheinbar durch nichts veranlaßt. Durch nichts, wenn man nicht die Lebhaftigkeit, mit der sie von der Tage Lauf sprachen, als Ursache ansehen wollte, deren Unwahrhaftigkeit Armin spürte. Die Schwester hat ihn entrüstet abgewiesen, hat sich verletzt gestellt und mußte ihn doch mit einem Blick ansehen, der dem Bruder die Augen funkeln machte und ihn murren ließ: „Ich weiß es doch.“

Und ist die Not heute schon so groß, da alles noch in der Schwebe hängt, alles gut geht, was soll werden, wenn Joachims Vorsicht umsonst war und Umstände eintreten, Verhältnisse sich entwickeln, die er nicht in der Hand hat, wenn Verluste kommen, schwere Verluste? Soll sie auch dann nicht mitkämpfen, mitsorgen, soll sie dann nicht einmal trösten, mit ihrer Kraft die ihres Mannes erhöhen dürfen? Auch dann nicht? Nein, auch dann nicht. Was heute törichtes Herrentum aus Furcht und Unsicherheit ist, wird dann Trotz sein. Bis auch der zusammenbricht.

Dann, sie weiß es, steht wie ein Gorgonenhaupt die Frage da: Hast du deinen Mann so lieb, daß du alles tragen kannst? Das Gorgonenhaupt beginnt sich bereits über ihres Lebens Horizont zu heben. Es taucht auf aus Untergründen, sie sieht seine ersten Schlangen züngeln und kann sie nicht erschlagen. Die Keule des Willens und des Glaubens fehlt ihr. Schlangen züngeln: Hat mich Joachim lieb, habe ich — ihn lieb? Die Hausarbeit ruht nach wie vor in der Mutter Händen. Es wäre grausam, sie beiseitedrängen zu wollen,

die noch so rüstig und lebenstüchtig ist und deren bestes Mittel gegen den Schmerz um den toten Gatten die Arbeit ist. Frau Ilse hat Zeit, umherzuschweifen. Sie sitzt oft mit Hannjörg zusammen. Sie schweigen miteinander, sie reden, wie es paßt.

Was ist der schlichte Schäfer für ein reicher Mann! Er sieht die Schmetterlinge flattern und weiß, woher sie kommen, wo die Wiegen ihrer Raupen stehen, wo ihre Puppen überwintern. Alle Bäume und Sträucher, die Gräser, Moospolster und Heidekräuter sind Wirte und Herbergen. Hannjörg weiß die Wirtshaustüren aufzutun und Frau Ilse die Gäste zu zeigen, die an den Tischen sitzen. Niemand hat ihn solche Weisheit gelehrt. Er hat beobachtet, gehütet und gepflegt, hat Stein auf Stein gesetzt und sich so den Tempel gebaut, in dem er lebt, von dem aus er das Leben vorüberbrausen sieht, durch dessen Fenster er Lebenstrümmer der Menschen vorübergleiten sieht. In diesem Tempel steht ein Hochaltar. Hannjörg weiß nie, wann er an ihn herantreten muß. Eine Gewalt, die außer ihm ist, nimmt ihn an der Hand und führt ihn dahin. Und Stunden kommen, da ihn diese Gewalt nicht führt, da sie ihn gegen die Altarstufen schleudert, so daß er mit wunder Stirn und wunden Knien davor liegt. Das sind furchtbare Stunden. Er hütete in der Bärleite. Da sah er Ilse mit ihrem Bruder daherkommen und verkroch sich in das Gebüsch. Er mußte sich verkriechen und die geballte Faust fest zwischen die Zähne klemmen, um nicht aufzuschreien. Aschgrau sah er aus und zitterte. Hannjörg hat die junge Frau lieb. Halt still, Weib, es kommt alles, wie es kommen muß. Mit dem Himmel gibt es kein Handeln, und des Menschen Gebetsschreie ändern nichts am Unab-

änderlichen. Es gibt ein einziges Gebet, das recht und richtig ist: Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Alles andere ist geschaffen um der Schwachheit der Menschen willen. Man soll Gott danken, daß er der Schwachheit Stützen gab. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. Es vermag nichts vor Gott, denn Gott muß aus sich heraus, unabänderlich nach dem Gesetz, das er sich gab. Es vermag aber viel an dem Menschen. Die Hoffnung erfüllt es zum Glauben, um den Glauben im Ergeben gipfeln zu lassen. Das vermag das ernste Gebet. Es ist eine Stufenleiter, die der Mensch erklimmt, weil ihm die Flügel fehlen, die das: Nicht wie ich will, erfordert.

Frau Ilse und Hannjörg sitzen auf den Erlenstümpfen nebeneinander. Sie haben geplaudert, sie schweigen. Bläulinge, die lieben kleinen Schmetterlinge der Heiden und der Ackerraine, flattern um sie. Scharenweise tummeln sie sich im Spiel, in Haufen lassen sie sich auf die feuchten Stellen am Boden nieder. Hannjörg hat die linke Hand ausgestreckt, indes die Rechte den langen Stock umklammert und sich darauf stützt. Jetzt sitzen fünf Bläulinge auf des Alten Hand, dann sind es drei, dann sieben. Er sieht ihnen zu und lächelt.

Auf einmal reißt er den Kopf in den Nacken, so jäh, daß die Schmetterlinge erschrocken davonfliegen. Seine Hand ist ausgestreckt wie zuvor, aber die harmlose, innige Heiterkeit ist aus den Augen gewichen. Scharf, streng richten sie sich geradeaus, und ein Faltenriß steilt auf über der Nase. Hannjörg wittert förmlich, seine Nasenflügel beben. So verharrt er eine Weile. Die Augen kehren zurück, die Falte glättet sich, die Falter kommen wieder, Hannjörg wendet das Gesicht Ilse

zu und lächelt. Es ist ein Kinderlächeln im Greisenantlitz, ganz froh und still.

„Was war, Hannjörg?"

„Ich weiß es nicht, aber es ist gutgegangen. Sie waren beide gute Menschen."

Es war die Stunde, da Justus bewegt am Tische stand. — „Hannjörg, was hätte ich dir angetan!"

5.

Es war Joachim Knobler nicht schwer gewesen, in der Stadt den Kreis zu finden, den er suchte und brauchte. Etliche seiner Klassengenossen waren gefallen, andere durch ihren Beruf nach auswärts verschlagen worden, etliche waren in ihrer Vaterstadt geblieben oder dahin zurückgekehrt. Zu ihnen kamen einige, die eine Klasse vor oder nach Joachim gewesen waren, mit denen er aber als Schüler verkehrt hatte. Der und jener hatte ein paar Sturmjahre hinter sich. Nun hatten sie entweder das väterliche Geschäft oder Unternehmen übernommen oder hatten ein eigenes gegründet. Einer war als Arzt in die Heimat zurückgekehrt, ein anderer war Leiter der Filiale einer größeren Bank. Es waren alles Leute, wie sie Joachim brauchte, strebsame Menschen, die ihre Pflicht taten, ohne etwas Außergewöhnliches zu leisten oder zu fordern. Ihr Stammlokal war das Hotel zum Bären.

Man war anfangs überrascht gewesen, als sich Joachim Knobler zu dem Kreise gefunden, man wunderte sich eine Zeitlang, daß er zwar selber mit einer gewissen Regelmäßigkeit kam, jedoch niemals seine Frau mitbrachte, aber man fand sich um so eher damit ab, als sich Knobler in keiner Weise auffällig benahm. Er schwieg, er plauderte, war in seinen Urteilen ruhig und sachlich und gab sich als Mann, der nichts weiter sucht als Entspannung in ihm zusagendem Kreise.

Niemals deutete er auch nur an, daß er vor besonderen Entschließungen stand. Neckte ihn einer ob des allenthalben bekannten Besitzes und Vermögens der Knobler, dann wies er darauf hin, daß es ihnen nicht anders ergangen sei als den Millionen, die alle ihr Vermögen verloren hätten, und daß es doch wohl auch in der Stadt genugsam bekannt sei, wie sich grade die Lage der Landwirtschaft von Jahr zu Jahr verschlechtere.

Mancher Abend kam, der Joachim keinen Gewinn brachte und keinen Fortschritt bedeutete. An anderen Abenden wiederum lag er scharf auf der Lauer, weil der Zufall das Gespräch dahin geleitet hatte, wohin er es von sich aus nicht zu führen wagte, um nicht aufzufallen. Geschah es ohne sein Zutun, dann verstand er es, durch Fragen, die harmlos, zuweilen fast kindlich anmuteten, sich die Unterweisungen und Auskünfte zu holen, die er auf geradem Wege nicht erfragen wollte.

Dem Bankleiter gestand er, daß er weder einen Kurszettel noch eine Bilanz zu lesen verstünde, behandelte das aber als für ihn bedeutungslos und nebensächlich. Es gewährte aber dem Bankleiter Vergnügen, aus der nächsten zur Hand liegenden Zeitung die gar nicht begehrten Aufschlüsse zu geben, um so mehr, als sich auch andere an dem Gespräch beteiligten, Widersprüche auftauchten, Fragen laut wurden, Behauptungen über die Aussichten dieses und jenes Unternehmens aufgestellt wurden, man Zweifel an der Richtigkeit einer Bilanz äußerte.

Der Zusammenbruch einer angesehenen Firma in der Großstadt gab Stoff zu lebhaften, einander widersprechenden Erörterungen. Es handelte sich um keine Inflationsgründung,

sondern um ein altes, immer gut fundiert gewesenes Unternehmen. Der Bankdirektor vertrat den Standpunkt, daß man die Schuld unbedingt dem Besitzer, nicht der Zeit, beimessen müsse. Die Zeit gebiete Vorsicht, das sei richtig, sie gebe aber andererseits dem geschickten und klugen Manne eben gerade infolge des Darniederliegens der Wirtschaft Gelegenheiten zur Betätigung, wie sie in den früheren, normalen Zeiten in dem Grade nicht vorhanden gewesen seien. Allerdings immer unter einer Voraussetzung: Man müsse über Bargeld verfügen.

Dem stimmten alle anderen lachend zu. Der Knüppel liege beim Hunde. Wer Bargeld habe, könne heute alles machen und im Handumdrehen ein vermögender Mann werden. Wer aber habe Bargeld?

Es fügte sich auch, daß die Rede auf einzelne Unternehmen kam, darauf, wie die Aussichten der Textilfabrik X, des Eisenwerkes Y, der Großziegelei Z seien. In diesem Zusammenhang fiel auch der Name Ritter. Joachim Knobler hatte ihn genannt und begründete es damit, daß er mit Alfred Ritter zusammen in Gefangenschaft gewesen sei. Niemand sah in der Nennung des Namens mehr als einen belanglosen Zufall; das Gespräch wandte sich auch sehr bald anderem zu, aber nicht, ohne daß zuvor drei oder vier, vor allem aber der Bankmann, erklärt hatten, die Firma Ritter gehöre zwar nicht zu den größten, aber sie sei unbedingt solide.

Nach einigen Wochen konnte Joachim in diesem Kreise kaum noch etwas lernen. Sah er auch in dem, was er aufgenommen, nur Anfänge, so genügten sie ihm doch und ermöglichten es ihm, sein Urteil dahin zusammenzufassen: Bargeld, klug angewendet, läßt mit Sicherheit auf Gewinn

rechnen. Fragen über Zukunftsaussichten der Wirtschaft wurden, soweit es sich um die Industrie handelte, zuversichtlich beantwortet, weil nach dem Dafürhalten selbst der in dem Kreise vertretenen Industriellen ein Abgleiten von dem gegenwärtigen Stande wirtschaftlich und politisch mit Gefahren verbunden sei, die auf sich zu nehmen keine Regierung verantworten könne. Bei der Landwirtschaft liege die Sache insofern anders, als die Losung heißen müsse: Billige Lebensmittel! Da der deutsche Bauer nicht zeitgemäß arbeite, beziehungsweise wirtschafte, müsse er sich vom Auslande eben so lange überflügeln lassen, als er nicht lerne, sich umzustellen. Joachim Knobler wehrte sich nicht nur nicht gegen die erhobenen Vorwürfe, sondern bejahte sie innerlich.

Planmäßig war er die ganze Zeit vorgegangen, planmäßig ging er weiter. Er dachte nicht daran, sich zu überstürzen. Es war aber nicht die Liebe zu Hoheneiche, die ihn Vorsicht üben hieß, es war nicht die Furcht, das Vatererbe zu gefährden, es war das zögernde Bauerntum, das sich auf dem Boden der Geschäfte noch nicht sicher fühlte, es war die bäuerliche Art, die möglichst mit hundertprozentiger Sicherheit vorgeht, sobald sie in ihre Erwägungen etwas anderes einschalten muß als die altgewohnte Abhängigkeit von Sonne, Regen und Wind.

Alle Besuche in dem kleinen Kreise sah Joachim Knobler als Erkundungen des Vorgeländes an. Langsam gedachte er sich an die Hauptstellung heranzupirschen. Er hatte beabsichtigt, am Windpfahl und im Laßgraben größere Holzschläge ausführen zu lassen, er ließ das Holz stehen. Es lief ihm nicht davon, wuchs an Wert und stand ihm jeden Tag zur Verfügung.

Dann und wann übernachtete Joachim in der Stadt. Meist fuhr er heim. Mußte er auch auf dem Heimwege auf den Wagen achten, so konnte er doch seine Gedanken heim zu seinem Weibe schicken. Er dachte an sie in Verwirrung. Scham, weil er vor ihr unterlegen war, ward Zorn gegen sie. Die heiße Sorge aber, die aus ihren Worten gesprochen, bewegte ihn und stimmte ihn milder. Die Frage, ob er sie einmal anders als heute, heißer, begehrender geliebt, erwog er nicht. Er begehrte sie noch, ohne an eine andere zu denken, aber die brennende, aus der Seele heraus lodernde Liebe kannte er nicht. Es war ihm immer unverständlich gewesen, daß Menschen mehr als ein Herdfeuer, daß sie die Sonne selbst begehren konnten.

Der Plan, nach dem er im Hause vorging, war ebenso nüchtern durchdacht wie der, nach dem er sich geschäftlich einzustellen begann. Kalt und rein verstandesmäßig unter Ausschaltung des Herzens ging er vor. Daß die Tochter des adeligen Hauses sein war und blieb, das setzte er als unverrückbaren Faktor in seine Rechnung, dessen Sicherheit in dem Augenblicke noch wesentlich erhöht werden würde, da etwa ein Kind in der Wiege lag. In seinem Weibe den Menschen sehen, erst recht den einen einzigen ihm innigst verbundenen, wäre ihm Überschwenglichkeit gewesen. Ein Teil seiner selbst, das sollte sie wohl sein, aber in der Art, daß er der allein Bestimmende und Maßgebende war. Er wußte, daß es schwer sein werde, Ilse in diese Abhängigkeit hinabzudrücken. Taktisch glaubte er auf dem richtigen Wege zu sein, wenn er ein Doppelleben führte. Ilse allein gegenüberstehend, verschlossen, sich auf den Verkannten, Verletzten hinausspielend, mühte er sich, im Familienkreise den Eindruck des guten und zärtlichen

Gatten zu erwecken. Er wußte, daß er Ilse damit peinigte, aber er schätzte ihren Stolz so hoch ein, daß er annahm, sie werde ihre Empörung in sich verbeißen. Wenn er sah, daß ihm das nur zu einem Teil gelang, so war es ihm nicht unlieb. Weil er sie, sobald sie neben ihm saß, streichelte und neckte, wählte sie sich den Platz zwischen der Schwiegermutter und Onkel Waldemar. Das gab denen Anlaß zu glauben, die junge Frau lasse es an Freundlichkeit gegenüber dem Gatten fehlen, etwas, worüber die beiden tatsächlich dann und wann besorgt sprachen.

Das Spiel ging durch Monate, und Ilse begann, sich dagegen aufzulehnen. Ein zorniges Blitzen der Augen hinüber zu Joachim ließ ihn lächeln. Unter vier Augen ließ es der Mann nicht zu einer Aussprache kommen, und Ansätze Ilses dazu tat er entweder damit ab, daß er behauptete, sie gäbe sich keine Mühe, ihn zu verstehen und zu nehmen, wie er sei, oder, wenn er schlecht gelaunt war, damit, daß er spöttisch vor sie hintrat: „Ich denke, ich soll dich nicht wieder schwach sehen."

Einmal flammte sie ihm entgegen: „Warum hast du mich überhaupt geheiratet?"

Joachim stand in lächelnder Überlegenheit vor ihr: „Warum? Ja, hast du mich denn nicht lieb?"

Durch solche Worte unsicher gemacht, begann Ilse erneut in sich zu forschen, ob sie denn schuldig und welcher Art die Schuld sei. Überstreng gegen sich selbst, glaubte sie in der Tat da und dort einen Mangel feststellen zu müssen und war dann weicher, als sie aus Selbstachtung sein wollte. Joachim wiederum bestätigte sich durch solche Erfahrungen die Richtigkeit seines Vorgehens. War sein Tag da, dann gedachte er

Rechenschaft über seine Wege abzulegen, soweit er wollte. Der Tag aber, da Ilse Rechenschaft forderte, durfte nicht kommen.

Die junge Frau ahnte Ziel und Weg, aber es war ihr aus innerer Gegensätzlichkeit heraus nicht möglich, sie zu umreißen und klar zu erfassen. Gedemütigt fühlte sie sich längst, Verbitterung spürte sie wachsen, aber sie tastete an sich herum, nach eigenen Mängeln suchend. So schwieg sie und litt, nicht ganz ohne Hoffnung auf Besserung, aber ohne den Mut, an diese Besserung zu glauben oder sie kämpfend zu erzwingen.

Da meldete Justus seinen Besuch an und teilte gleichzeitig mit, daß er Hannjörgs Enkelin mitbringen werde. Joachim sah sich mißtrauisch im Kreise um: „Ich denke, Justus hat so viel zu tun?"

Die Mutter nahm das Wort und erklärte, wenn er so viel zu tun habe, dann sei es wohl verständlich, daß er sich daheim einmal für einen Tag erholen wolle. Der Sohn aber konnte es sich nicht verkneifen zu bemerken, er habe geglaubt, es habe ihn jemand zu Hilfe gerufen.

Darüber war Frau Dorothea entrüstet. Sie traue sich, ihre Sache allein zu vertreten, und brauche Hilfe weder von Joachim noch von Justus. Wo sei denn überhaupt Hilfe notwendig? Habe er, Joachim, denn etwas getan, gegen das man sich wehren müsse?

Der lachte der Mutter freundlich in das Gesicht. „Mutter, es könnte ja sein, daß es euch nicht paßte, daß ich nun manchmal auswärts bin."

Die Mutter stellte fest, das sei früher zwar nicht Sitte gewesen, der Vater habe das nicht getan, aber die Zeiten seien eben andere, die Ansichten der Menschen hätten sich gewandelt, und sie fände sich damit ab.

Ilse spürte wohl, daß die Mutter sie den Tag über des öfteren fragend ansah und beobachtete, aber sie war zu stolz, sich zu verteidigen.

Justus kam am Sonnabendnachmittag. Mit ihm kam Marie, sauber, freundlich und die Kinderaugen voller Erwartung. Sie trank, bevor Justus sie zu dem Großvater brachte, bei Knoblers Kaffee. Joachim glaubte schon nach kurzer Zeit, den Bruder und das junge Mädchen richtig zu tarieren. Er hatte sehr bald erfahren, wo die Bekanntschaft zustande gekommen war. Marie bediente in der Weinstube, in der Justus verkehrte. Joachim sah, wie ihre Augen an dem Bruder hingen. Seine Rechnung war fertig, er hatte ein Plus gegenüber Justus, der sein „Verhältnis" mit heimbrachte. Dies Verhältnis war die Enkelin Hannjörgs, das anzuknüpfen die Achtung vor der eigenen Familie ebenso hätte abhalten müssen wie die Wertschätzung Hannjörgs selbst.

So fiel denn Justus daheim als erstes ein häßliches Lächeln um des Bruders Mund auf. Als die beiden gleich darauf einen Augenblick allein waren, ging er sofort zum scharfen Angriff über.

„Joachim, ich weiß, was du denkst."

Der sah ihn spöttisch an. „So, du weißt auch, was ich denke? Es ist merkwürdig, daß wir hier lauter Gedankenleser haben."

„Deine Gedanken zu erraten, ist in dem Falle nicht schwer. Es ist aber nicht so, wie du vermutest. Das wollte ich dir gesagt haben."

„Und ich will dir sagen, daß ich gar nichts vermutet habe. — Du fängst, wie es scheint, gut an."

Justus stutzte.

„Was ist denn das, Joachim? Soll ich schon jetzt daheim nichts mehr zu suchen haben?"

„Mach dich nicht lächerlich, Justus. — Nun willst du angeln gehen? Ilse sagte gestern, sie würde gern mitgehen."

Das freute Justus. Er begegnete Ilse auf der Treppe. „Du willst mit angeln gehen?" Er sauste an ihr vorüber. „In zehn Minuten bin ich soweit. Mach dich indessen fertig."

Ilse stand einen Augenblick grübelnd an der Treppe. Joachim kam aus der Stube und sah sie an. Da wußte sie den Zusammenhang und sagte trotzig: „Ich gehe mit Justus angeln."

Ihr Mann lachte. „Dann fangt mal ordentlich was zusammen."

Justus spürte schon in den ersten Stunden, daß eine Spannung in der Luft lag. Es war so, wie er gefürchtet. So ging er denn den ihm so lieben Weg durch den Wald nicht mit der Freudigkeit, die er im Erinnern an daheim in der Stadt empfunden hatte. Er plauderte mit der Schwägerin, glaubte aber, auch an ihr eine Veränderung feststellen zu müssen. Es kamen Augenblicke, die sie frei und lachend genoß. Aber sie erschrak dann und zog sich um so mehr in sich zurück. Sie waren bereits nahe an das Wasser gekommen. Da schien Ilse endlich frei zu werden. Sie machte Justus auf die blühenden Schwertlilien aufmerksam, wies ihm die ziehenden weißen Wölkchen am Himmel, war entzückt von den moosübergrünten Felsen. Justus erweiterte ihre Freude, indem er sie seinerseits auf dies und jenes hinwies. Er riet ihr, das Angeln selbst zu erlernen. „Zeit hätte ich dazu," entgegnete Ilse.

„Verzeihe," Justus war in Verlegenheit. „Das war natürlich dumm von mir gesagt; denn auf einem so großen Hofe wie dem unsrigen gibt es mehr als genug Arbeit."

„Doch nicht," entgegnete die Schwägerin freundlich. „Ich hätte Zeit. Die Mutter ist so rüstig, daß ich ihr die Arbeit nicht aus den Händen nehmen kann. Das würde ihr weh tun."

„Du bist doch aber jetzt die Herrin, Ilse, und – – das ist der natürliche Lauf der Dinge."

„Laß es nur, Justus, es wird sich alles einrichten."

„Dann mußt du dir aber manchmal verdammt übrig vorkommen. Gerade du bist von daheim die Arbeit gewöhnt."

„Hoheneiche ist nicht Urbig."

„Wieso?"

„Daheim gab es mehr zu sorgen. Da mußte man um sich schlagen. Ihr seid vermögende Leute."

„Ihr? Warum sagst du ihr?"

„Nun, ich bin doch keine Knobler."

„Was bist du denn? Bist du noch keine Knobler?"

„Selbstverständlich bin ich es. Das war nur so hingesagt. — Fang nun an zu angeln, Justus. Ich möchte sehen, was du kannst."

Justus machte das Angelgerät fertig.

„Grete Bernhard ist doch früher öfters mit dir gegangen," plauderte die Schwägerin. „Wie geht es ihr eigentlich?"

„Soviel ich weiß, gut. Sie wird sich demnächst verloben."

Ilse neckte. „Kenne ich den Bräutigam?"

Da lachte ihr der Schwager in das Gesicht. „Nee, Ilse, den kennst du nicht. Worauf du anspielst, das ist nicht."

„Nicht? Ich glaubte, das wäre so gut wie sicher."

„Tja, es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde – – Du weißt doch. Du brauchst gar kein so betroffenes Gesicht zu machen. Ich bin nicht der Dumme dabei, sondern ich

freue mich aufrichtig. Was wir uns waren, das bleiben wir, gute Kameraden. Mehr konnten wir uns nicht werden, und wenn wir es versucht hätten, dann wäre nichts Richtiges dabei herausgekommen."

„So. Das hatte ich mir allerdings anders gedacht."

„Weißt du, daß Armin bei mir war?"

„Er hat es mir erzählt. Ich freue mich über ihn und freue mich, daß ich recht hatte, als ich etwas von ihm erwartete, aber meine Not habe ich doch mit ihm."

„Warum?"

„Ach, Justus, du weißt doch, worauf ich hinaus will. Er meint es gut, aber er schießt immer weit über das Ziel hinaus. Nun fang an. Dort ist ein Fisch. Fang ihn."

„So leicht geht das nicht. Der hat uns eher gesehen als wir ihn. Siehst du, wie stolz er vorübersegelt? Tritt mal ein bißchen zurück, Ilse, dein Kleid hat weiße Aufschläge. Das können die Fische nicht vertragen."

Die Fliege tanzte auf dem Wasser, die Forellen bissen gut. Plaudernd gingen Justus und die Schwägerin am Wasser abwärts. Es war kaum mehr als eine Stunde vergangen, da wußte Ilse, wie schwer Justus das Stadtleben wurde, wie sehr er mit seinen Gedanken daheim war. Sie erkannte aber gleichzeitig, wie tapfer er sich wehrte. Er erzählte von den Freunden, die auch fast alle mit zusammengebissenen Zähnen arbeiteten. So konnte sie sich nicht nur sehr bald ein Bild der äußeren Verhältnisse, unter denen Justus lebte, machen, sondern sie sah ihm auch in das Herz. Er nahm es, als wäre das selbstverständlich, in die Hand: Da, sieh, so sieht es aus. Dabei fiel dann und wann ein Wort, das zwar nicht gerade in den Salon gehörte, aber durch seine

Ehrlichkeit erfrischte. Justus schalt über Kleinlichkeit, mit der er sich herumschlagen müsse, wetterte gegen ein paar engherzige, verbohrte Männer, die den großen Zug des Organisationsgedankens nicht erfaßten, zeichnete ein paar Nörgler, arbeitete aber gleichzeitig seine eigene Auffassung heraus und bekannte, daß er darin einzig und allein Halt fände, und daß er, wenn er sich nicht dazu aufzuschwingen vermöchte, die Arbeit längst hätte niederlegen müssen, weil er dann unwahr geworden wäre.

Er führte das Wort nicht allein, sondern forderte in jedem Fall von der Schwägerin Urteil und Stellungnahme. In Rede und Gegenrede schälten sich Dinge und Gedanken heraus, und es war von beiden Seiten ein so freies Geben und Nehmen, daß die Stunden schön waren und Gewinn brachten.

An dem Wehre, von dem aus ein Graben zur Bewässerung an dem oberen Rande der Wiese hinleitete, hielt sich Justus länger auf. Ilse saß im Grase unter einer Weide und sah dem Schwager zu. Die Rute schwippte, geschickt flog die künstliche Fliege im hohen Bogen, so daß sie nie aufklatschte, dahin und dorthin. Der Angler wandte sich ab und zu rückwärts, lachte und machte eine Bemerkung. „Sie wollen nicht," oder: „Hast du gesehen?" oder: „Hier kriegt man selten eine." Immer hielt er die Verbindung zwischen sich und der Schwägerin aufrecht. Das zwang Ilse, dem Vergleich nachzugehen, auf dem sie sich bereits wiederholt ertappt. Nun gestand sie sich offen den Unterschied im Charakter der Brüder, dabei zugleich feststellend: Justus tut nichts, was nicht selbstverständlich wäre, Joachim unterläßt das Selbstverständliche, um einen außergewöhnlichen und un-

natürlichen Zustand zu schaffen. Sie legte die Lippen hart aufeinander: Womit habe ich das verdient, wie lange kann ich das ertragen, wie muß ich mich zur Wehr setzen?

Dabei spürte sie, daß von Justus Seite Fragen auf sie zukommen würden. Sie hatte bereits vorhin, im Gespräch über den Bruder, vorgebeugt, sie beschloß, auf dem Heimwege lieber selber anzuregen und zu erledigen, was nicht zu vermeiden war, als daß sie abwartete, um so das Maß der Erörterung zu bestimmen.

Als sie langsam den steilen Weg durch das Holz hinanschritten, sagte sie: „Du weißt wohl, daß Joachim jetzt Verkehr in der Stadt aufgenommen hat."

„Nein, das weiß ich nicht."

„Er kommt jede Woche ein paarmal mit alten Schulfreunden zusammen."

„Das ist mir ganz neu und wundert mich. Fährst du denn wenigstens manchmal mit?"

„Nein. Was sollte ich dort? Es sind niemals Frauen dabei. Die Herren sind ganz unter sich. Ich glaube, es tut Joachim ganz gut, einmal über anderes zu reden als über das, was im Hause gang und gäbe ist."

„Der eine so, der andere so. Jeder sehnt sich nach dem, was er nicht hat. Ich habe den Stadtbetrieb satt bis an den Hals."

„Das merke ich wohl, aber du kannst dir gewiß auch denken, daß, wenn du in Hoheneiche säßest, du auch gern dann und wann ein wenig mehr Leben um dich hättest."

„Nee, das kann ich mir nicht denken. Ich kriegte den ganzen Tag die Miststiefeln nicht von den Füßen, und eine Zeitung käme mir nicht ins Haus."

Ilse lächelte. „Du übertreibst, Justus. Ein Mann muß wissen, was es in der Welt gibt, er muß sich um Handel und Wandel und um die Politik kümmern."

„Nischt macht ich, gar nischt. Wenigstens — eine Zeitlang nicht."

„Da hast du die Einschränkung. Nein, du würdest dich auch nicht in Hoheneiche begraben und könntest es auch gar nicht. Außerdem glaube ich, daß sich Joachim über die Aussichten einer Beteiligung, die er ja doch plant, unterrichten will."

„Du redest so komisch, Ilse. Glaube ich, plant! Weißt du denn das nicht?"

„Nein. Joachim kann doch nicht jeden Tag über die gleiche Sache von einer anderen Seite her reden."

„Warum denn nicht? Das sehe ich nicht ein."

„Ihr seid eben in dem Punkte verschieden. Aber ich kann Joachim verstehen. Er ist der Mann, er trägt die Verantwortung. Wie kann ich von Hoheneiche aus urteilen, ob eine Sache, die weitab liegt, gut oder schlecht ist? Was verstehe ich als Frau überhaupt von geschäftlichen Dingen? Ich könnte ja gar nicht wagen zu raten, weil ich fürchten müßte, ich machte es verkehrt. Nein, hier muß der Mann allein handeln."

Justus fühlte zwar, daß er mancherlei Widerspruch vorbringen könne, aber er fürchtete sich, Ilse zu beunruhigen. Er war nicht überzeugt, aber er glaubte doch zu erkennen, daß sich Armin irrte. Die Schwägerin war mit Joachims Vorgehen einverstanden.

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander. Mit sich selber nicht einig, konnte Justus schließlich die Frage,

warum Joachim durchaus seine Hände an Dinge legen wolle, die er nicht verstünde, nicht zurückhalten.

Ilse gestand freimütig, daß sie darin mit ihm einigginge, versuchte aber gleichzeitig, ihren Mann zu rechtfertigen. Er habe mit Hoheneiche die Verpflichtung übernommen, nicht nur zu erhalten, sondern aufs neue zu fundieren. Der allgemeine Vermögensverlust habe auch ihn vor neue Aufgaben gestellt. Sie sagte es mit schöner Wärme und trieb damit den harmlosen und innerlich wahren Schwager in die Enge. Aus der Entrüstung, mit der sich Justus lange herumgeschlagen und die dann und wann immer wieder durchbrach, ward Mitleid mit dem Bruder, der sich, aus bester Meinung heraus, in Gefahren begab, die nach seiner Ansicht zu vermeiden richtiger wäre.

So begegnete er denn dem Bruder bei der Heimkehr herzlicher, als sie vorhin auseinandergegangen waren. Ilse saß beim Abendbrot nicht nur neben ihrem Manne, sondern ging auch auf seine Scherze ein und wies seine Zärtlichkeiten nicht ab. Joachim aber überspannte den Bogen und nutzte die Gelegenheit zu weit aus. Frühzeitig entschuldigte sich Ilse. Sie sei müde, der weite Weg habe sie angestrengt. Auch die Mutter und Onkel Waldemar gingen bald zur Ruhe.

Joachim stieg in den Keller, holte eine Flasche Wein, goß ein und setzte sich breit in seinem Stuhle zurecht. Sein Gesicht war, gegenüber vorhin, völlig verändert. Auf der vorspringenden Stirn lagen Falten, in den Augen stand Mißtrauen, die Lippen sogen hastig an der Zigarre.

Sich vorneigend, packte er den Bruder mit den Augen.

„Nun frag, Justus; denn dazu bist du doch hergekommen, und du hast die Sache bis jetzt nur von einer Seite gehört."

Die harten Worte offenbarten mit einem Schlage, was bisher von einem freundlichen Schleier zugedeckt gewesen. Die Röte stieg Justus in das Gesicht.

„Joachim, ich muß beides zurückweisen. Ich bin nicht nur hergekommen, um dich zu fragen, sondern ich mußte wieder einmal heraus aus der Tretmühle. Und ich habe die Sache — ich ahne nur, um was es sich dreht, wissen tue ich es nicht — überhaupt noch von keiner Seite gehört, vor allen Dingen nicht von deiner Frau, auf die du anzuspielen scheinst."

„Ihr habt nicht von mir geredet?"

„Das haben wir."

„Also. Und meine Frau hat sich nicht darüber beklagt, daß ich mir nicht jeden Tag die Lektion von ihr hole?"

„Du darfst nach meiner Ansicht ruhig etwas freundlicher von deiner Frau reden. Ich glaube, sie verdient es. Mindestens möchte ich dir sagen, daß sie ganz anders von dir gesprochen hat, als du es von ihr tust."

„So?"

„Ja, ganz anders. Sie hat dir die Stange gehalten und dich nach jeder Richtung hin verteidigt."

„War denn das nötig?"

Justus zuckte die Achseln. Der Bruder beobachtete ihn scharf.

„Also, es war nötig. Du hattest dir schon eine Meinung gebildet. Wer dir dazu verholfen hat, weiß ich nicht, wenn Ilse es nicht getan hat."

Justus riß die Brieftasche heraus. „Hier sind die beiden Briefe, die mir Ilse geschrieben hat."

Joachim schob sie zur Seite. „Dann war es also Ilse nicht. Es ist ja auch nebensächlich."

Das Mitleid stieg wieder in Justus empor. „Joachim, sag mal, seid ihr denn nicht glücklich zusammen?"

„Was heißt glücklich?"

„Ihr seid doch erst ein Jahr verheiratet."

„Ich beklage mich ja auch nicht. Es sind natürlich Unterschiede in der Auffassung da, aber das gibt sich. Meine Frau ist nicht immer so, wie du sie heute abend gesehen hast. Wenn du etwa mir nicht glaubst, dann frage die Mutter oder Onkel Waldemar."

„Warum sollte ich dir das nicht glauben? Ich verstehe es nur nicht."

Jetzt zuckte Joachim schweigend die Schultern. Er trank und setzte das Glas hart nieder. „Also nun frag, damit wir zu Rande kommen."

„Wenn du die Sache so auffaßt, dann frage ich nicht."

„Dann muß ich eben reden. Also es handelt sich um die alte Geschichte."

„Du willst dich irgendwo beteiligen, weiß ich."

„Willst! Nein, ich will nicht, ich muß." Er zählte die verschiedenen Steuern und Abgaben an den Fingern her. „Soll ich zusehen, wie Hoheneiche aufgefressen wird?"

Justus blickte ihn forschend an. „Das geht doch allen so."

„Nicht allen, aber uns Bauern."

„Ihr seid dabei, euch zu wehren."

„Was das schon für ein Wehren ist!" Joachim schnippte mit den Fingern. „Soviel kommt dabei heraus."

„Meinst du, es ginge der Industrie besser?"

„Vielleicht nicht allgemein, aber in vielen Fällen."

„Das wird man zugeben müssen."

„Siehst du. Glaubst du denn nun, ich gehe wie ein Gimpel auf den Leim?"

„Die Leimruten können verdammt gut versteckt sein."

„Ach, halte mich doch nicht für dümmer, als ich bin. Ich habe längst da und dort herumgehört. Hier fehlt es," er machte die Bewegung des Geldzählens, „wer das hat, kann was anfangen."

„Hast du denn das?"

Wieder ein Achselzucken. Und Justus dringender: „Ich denke, du kannst dich vor Steuern und Abgaben nicht mehr retten. Woher willst du das Geld haben?"

Joachim sah verbissen aus. „Ich werde es mir zu beschaffen wissen."

Justus ward wieder erregt. „Wie denn, Mensch? Willst du Schulden machen?"

„Vielleicht."

„Du willst — Schulden machen?"

„Wer hat sie denn heute nicht?"

Jetzt schlug Justus auf den Tisch. „Reitet dich der Teufel? Denkst du nicht an das, was du mir am Abende vor eurer Hochzeit versprochen hast?"

„Was habe ich dir versprochen?"

„Daß du Hoheneiche hältst."

„Das habe ich dir versprochen. Genau das, aber nicht mehr."

„Was heißt das, nicht mehr?"

„Hoheneiche ist unbelastet."

„Und du willst es belasten?"

„Ich wäre ein Narr, wenn ich es nicht täte."

„Und weiter?"

„Ich werde am Windpfahl und im Laßgraben schlagen."

„Das Holz ist siebzig Jahre."

„Es ist alt genug."

„Hm. In zehn Jahren wäre es erheblich mehr wert."

„Nein. Das darin steckende Geld wird sich niemals so verzinsen, als wenn ich es arbeiten lasse. Dein Erbteil greife ich natürlich weder an, noch belaste ich es."

„Hast du dir schon überlegt, wieviel du ungefähr anlegen willst?"

„N—ein. Es kommt auf die Umstände an." Joachim schob den Stuhl mit einem harten Ruck zurück. „Wir wollen gerade drauflosgehen. Wenn ich auch tue und lasse, was ich will und mir weder von meiner Frau noch von dir dreinreden lasse, so ist es doch gut, wir machen reinen Tisch. Also ich gehe bis zu hunderttausend Mark. Jetzt weißt du es."

Und nun wiederholte sich, wenn auch in anderer Form, was sich zwischen Joachim und seiner Frau in der Schlafstube abgespielt. Justus lächelte spöttisch, und nichts stand ihm schlechter zu Gesicht als der Spott.

„So, so. Also hunderttausend Mark, weil du mußt. Und du mußt, weil du sonst die Steuern und Abgaben nicht aufbringen kannst."

„Ich muß und — ich will!"

„Aha, du willst. Das ist etwas anderes. Warum sagst du das nicht gleich? Du hättest dir das ganze Drumherum ersparen können. Du willst."

„Ja, ich will."

„Warum willst du eigentlich?"

„Weil ich euch zeigen will, daß ich der Affe nicht bin, für den ihr mich haltet."

„Affe? Und: Wir?"

„Das Abitur habe ich mit Ach und Krach geschafft, zum Offizier habe ich es nicht gebracht, der Vater, du, alle habt ihr mir mißtraut, habt mich durch Versprechungen festlegen wollen, weil ihr gedacht habt, ich wirtschafte Hoheneiche zum Teufel. Ich habe immer so nebenher gehen müssen. Da war ich nun einmal, nun hat man mich wenigstens so weit unschädlich machen wollen, als es ging."

„Also sind wir im Grunde verantwortlich dafür, wenn Hoheneiche kaputt geht."

„Es geht nicht kaputt."

„Darüber wollen wir in zehn Jahren reden. Vielleicht auch früher. Das aber sage ich dir: Ich mache dich vor Gott dafür verantwortlich."

„Laß den Herrgott aus dem Spiele. Wenn er da ist, dann ist er zu schade zum Kinderschreck. Und du glaubst ja doch wohl an ihn."

„Du nicht?"

„Nein, nicht mehr. Das hat man mir ausgetrieben."

„Also wieder andere."

„Justus, wir wollen aufhören. Es kommt nichts Gutes dabei heraus."

„Viel schlechter, als es ist, kann es nicht werden. Wir sind auch gleich fertig, aber meine Meinung sollst du hören. Du willst andere verantwortlich machen. Bequem und —" Justus biß sich auf die Lippen. Er wollte ‚feige' sagen. „Andere sind an allem schuld. Wir haben dir unrecht getan, alle miteinander. Du bist ein einsamer, verkannter Mensch. Und jetzt willst du dich rächen. — Bitte, Joachim, reg dich nicht auf. Dazu hast du nachher Zeit. Ich gebe gerne zu, daß es bitter ist, das anzuhören, was ich dir sagen muß. Also

rächen. Aber nicht nur. Nein, es hat auch seinen Reiz, ein wenig zu spekulieren, und da du uns alle miteinander, auch deine Frau, als unbequeme Mahner und Frager ansiehst, isolierst du dich, aber möglichst so, daß die Schuld auf uns fällt." Joachim wollte sich erheben. Justus stand auf und reckte sich vor ihm in seiner ganzen Größe. „Bleib sitzen, Bruder, sonst gibt es ein Unglück." Auch Justus setzte sich wieder. „Spürst du denn nicht, daß ich es gut mit dir meine und daß ich Mitleid habe? Ich denke jetzt nicht an Hoheneiche. Ich denke an dich. Manches von dem, was du sagst, ist wahr. Du hast Unglück gehabt. Ich verstehe, daß du verbittert bist. Meine Aussprache mit dir war seinerzeit ebenso gut gemeint, wie die des Vaters sicher auch gut gemeint gewesen ist. Du hast es in beiden Fällen anders aufgefaßt. Ich verstehe dich und bitte dich um Entschuldigung. Ich hätte nicht reden sollen. Wir haben dich nicht gekannt. Ob ich dich jetzt richtig einschätze, weiß ich nicht. Vielleicht lachst du innerlich über mich. Egal. Ich muß vor mir selber so dastehen, wie ich es von mir verlange. Joachim, ich warne dich."

Justus strich sich über das Gesicht. Er war so tief erregt, daß er, bevor er weitersprach, die Tränen niederkämpfen mußte. „Nun willst du Hoheneiche mit hunderttausend Mark belasten."

„Wieder falsch verstanden, wie das meiste bis jetzt falsch war."

„Inwiefern habe ich falsch verstanden?"

„Das Holz vom Windpfahle und aus dem Laßgraben wird fünfzigtausend Mark bringen."

„Richtig. Also halb so, halb so. Es ist einerlei. Das

Geld aus dem Holze bedeutet eine Wertminderung des Besitzes. Schließlich kommt es auf eins hinaus. Den ganzen Betrag willst du in ein industrielles Unternehmen stecken. Dabei wirst du dich nach dem gegenwärtigen Stande und der letzten Bilanz richten. In einem ganz großen Betriebe spielen deine hunderttausend Mark keine Rolle; denn da ist man gewohnt, mit Millionen zu rechnen. Ein kleiner Betrieb kommt nicht in Frage, denn da ist dir das Wagnis zu groß. Also nehmen wir einen mittleren. Die meisten davon sind krank. Wie krank, das versteht man heute noch zu verschleiern. Der Schleier fällt, so gewiß ich vor dir auf dem Stuhle sitze. Ich leugne nicht, daß du Glück haben kannst. Du kannst an eine Sache geraten, die sich, wenn auch unter Schwierigkeiten, behauptet. Wahrscheinlicher ist das andere. In jedem Falle setzest du Hoheneiche auf das Spiel. Hoheneiche, Joachim, das dreihundert Jahre in unserer Hand ist, das uns angesehen gemacht hat, dem wir mit Leib und Leben verpflichtet sind, das wir zu verantworten haben gegenüber den Gewesenen und den Kommenden. Das ist nicht dein. Ich habe dir schon einmal gesagt, du bist nichts weiter als der Treuhänder."

„In dem du jetzt den Falschhänder siehst."

„Ja," schrie Justus auf, außer Rand und Band gebracht durch des Bruders beleidigend spöttisches Gesicht. Er umklammerte sein Glas. „Schilt mich einen Narren. Was haben dir unsere Felder getan, daß du sie verraten willst? Sind die Bäume darum siebzig und achtzig Jahre still und treu gewachsen, daß du sie einem Irrsinn hinschmeißt?"

„Nein, nein, sie sind darum gewachsen, daß ich meine Freude an ihnen habe und sie auf dem Stamme verfaulen lasse."

„Joachim, willst du denn nicht begreifen?"

„O ja, ganz gerne, und ich begreife ja schon, daß ich irrsinnig bin."

„Mein Gott!" Justus strich sich über die Stirne. „Ich habe ja doch nicht Sorge um das Geld. Was frage ich nach Geld. Nimm meines, aber schone Hoheneiche."

Joachim lächelte.

Der Bruder stöhnte auf. „Ich sehe, daß du mich nicht verstehen willst." Er fuhr in die Höhe. „Hunderttausend Mark willst du hineinstecken. Glaubst du, diese äußerste Grenze innehalten zu können? Hahaha. Wen der Teufel erst im Genick hat! Willst du das Geld eines Tages verloren geben? Kannst du dir nicht denken, daß du, um es zu retten, gezwungen bist, weitere Opfer zu bringen? Und immer weitere?"

„Nein." Eiskalt klang es.

„Dann belügst du dich entweder oder bist nicht fähig, alle Möglichkeiten ins Auge zu fassen."

„Möglichkeiten, ja, Unmöglichkeiten nicht."

Da senkte Justus das Haupt. Was war darauf zu sagen? Wie konnte man Joachim beweisen, daß er sich belog, mindestens überschätzte? Justus hob den Kopf wieder. Leer blickten die Augen. Eine Weile verging. Er richtete die Augen traurig auf den Bruder. Der saß mit verschlossenem Gesicht. Ein letzter, schwerer Kampf in Justus. Er hob sein Glas, zögerte, stöhnte auf: „Arme Heimat!" hielt das Glas einen Augenblick unschlüssig in die Höhe, schmetterte es gegen die Wand, stand taumelnd auf und ging aus der Tür.

Joachim trank langsam und bedächtig sein Glas aus. Er ließ sich Zeit, hatte die Ellenbogen auf den Tisch gestützt

und sah vor sich hin. Dann stand er auf, holte Besen und Kehrschaufel, kehrte die Scherben zusammen und trug sie auf den Müllhaufen hinter dem Hause.

Er blieb eine Weile unter dem Nachthimmel stehen. Ausgestanden! Es war übrigens leichter gewesen, als er geglaubt. Justus war zu leidenschaftlich. Ilse war sachlicher.

Als Joachim, in das Schlafzimmer tretend, Ilse wach fand, setzte er sich zu ihr auf den Bettrand und strich ihr über das Haar. „Noch nicht geschlafen, Ilse?"

„Nein, ich kann nicht schlafen."

„Du hast dir wieder einmal Sorgen gemacht?"

„Ja."

„Aber das war doch nicht nötig. Meinst du denn, wir zwei, Justus und ich, gerieten uns in die Haare? Ich weiß gar nicht, was ihr von mir denkt. Bin ich denn ein Unmensch? So schlecht, wie ihr meint, bin ich wirklich nicht. Laßt mich meinen Weg gehen. Ich halte ihn für richtig. Nun laßt mich. Und laßt mich allein. Es ist genug, wenn ich den Kopf voll habe. Was wollt ihr dabei tun?"

„Dir helfen."

„Ich will keine Hilfe. Du hast es begriffen, Justus wohl nunmehr auch. Nun laßt mich. Ich weiß genau, was ich tue, und wer nie etwas wagt, gewinnt nicht."

„Ich habe eine Bitte, Joachim."

„Was willst du?"

„Rede mit der Mutter. Ich muß mein Teil Arbeit haben."

„Aber selbstverständlich, Ilse. Das hättest du lange sagen oder ich hätte daran denken können. Mutter meint es natür-

lich gut, aber das eben ist die Selbstsucht der Mütter aus Liebe heraus, daß sie glauben, es ginge nicht ohne sie."

„Sie soll ja nicht ausgeschaltet werden."

„Nein doch. Was möchtest du denn gern übernehmen?"

„Überlaß mir das Vieh."

„Gut. Das wird morgen geregelt. Und nun bist du neugierig, wie es mit Justus gegangen ist. Es ist alles gut. Er ist noch ein bißchen kopfscheu, aber verlaß dich darauf, Montag oder Dienstag kommt ein vernünftiger Brief von ihm. Ich kenne doch meinen Bruder."

Wieder ergab sich für Ilse ein neuer Zug im Bilde ihres Mannes. Sie vermochte noch nicht, damit zurechtzukommen.

Justus war am frühen Morgen schon wieder am Wasser. Er hatte nicht geschlafen, hatte am offenen Fenster gesessen, das Antlitz der Heimat Zug um Zug studierend. Seine Seele tastete jeden Winkel ab, streichelte jede Wiese und jeden Hang. Was machte es aus, daß die Nacht ihren Schleier darüber deckte. Er kannte jede Geländefalte, ging in Gedanken auf jedem Raine spazieren, vernahm des Hochmoores dunkle Melodien wie das Lachen des Birkenwäldchens mitten im Wiesenhang. So sehr er sich auch mühte, Trauer über der Landschaft zu sehen, stille Klage zu vernehmen, er vermochte es nicht. Was zu ihm heraufwehte, war licht und froh und lebensstark. Es entsprach so wenig seinen inneren Gefühlen, daß er sich selber verrannt und töricht schelten mußte. Ohne daß er sich klar darüber ward, milderte sich der Zorn gegen den Bruder. Warum, in aller Welt, mußte denn Hohen-eiche gefährdet sein? Die lichte Sonne weckte die Sorge wieder, das Wasser der Wisinta rauschte sie in ihn hinein und nahm sie, gegen seinen Willen, gleichzeitig mit fort. Als

Justus um acht von dem Bache zurückkehrte, war er entschlossen, dem Bruder zu sagen: Vergib, daß ich mich vergaß.

Ihm gegenübertretend, vermochte er es nicht. Für Joachim schien die Nacht nicht gewesen zu sein. Er umwarb den Bruder nicht, war zurückhaltend freundlich, gab sich ruhig und bestimmt. So blieb Justus nichts anderes übrig, als es dem Bruder gleichzutun.

Es kam zwischen den Brüdern zu keiner weiteren Aussprache. Sie mieden sich, ohne sich aus dem Wege zu gehen. Im Laufe des Vormittags suchte Justus Hannjörg auf. Er traf ihn in der Bärleite, und die Enkelin war bei ihm. Der Alte sah verjüngt aus.

Justus scherzte mit Marie und fragte, ob sie nicht Lust habe, zu bleiben. Ja, bekannte sie mit leuchtenden Augen, sie würde gern bleiben, aber der Großvater habe erklärt, es sei keine Arbeit für sie da. Vielleicht fände die sich in der Wirtschaft, meinte Justus. Hannjörg aber wehrte ab, jetzt nicht, man müsse abwarten.

Indes Marie in kindlichem Vergnügen auf kleine Erlebnisse ausging, setzte sich Justus neben den Schäfer.

„Hannjörg, du weißt, was ich von dir halte. Du bist mir immer so eine Art Großvater gewesen. Ich habe Sorgen um Hoheneiche."

Der Alte sah den Herrensohn mit guten Augen an.

„Hoheneiche bleibt. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen."

„Weißt du das bestimmt, Hannjörg?"

„Warum sollte mich denn Gott belügen?"

Sie sprachen dann noch eine Weile von Marie. Justus hatte ihr nicht nur von Vater Schwarz Urlaub erwirkt,

sondern war auch bei ihrer Mutter gewesen. Sagte er auch nicht, daß die in ihm unverhohlen den Liebhaber ihres Kindes gesehen und darüber eher erfreut als ungehalten gewesen war, so machte er doch kein Hehl daraus, daß es nach seiner Ansicht eine Brücke zwischen ihr und dem Vater kaum noch geben werde.

Hannjörg hörte ernsthaft zu. „Die Brücke," sagte er, „ist da. Ich habe sie gebaut, und ich allein könnte sie wieder einreißen, aber ich tue es nicht. Meine Tochter kann nicht hindern, daß ich zu ihr gehe und bei ihr bin, aber ich bin nicht stark genug, sie zu mir herüberzuziehen. Gott mag es verantworten. Ein anderer wäre vielleicht stärker. Ich bin es nicht."

Das sagte er ganz schlicht und in Trauer. Justus sah ihm in das Gesicht. Er wüßte kein anderes von solcher Klarheit und Güte.

Joachim fuhr den Bruder und Hannjörgs Enkelin am frühen Nachmittag zur Bahn. Auch Ilse und die Mutter fuhren mit. Justus hatte den Freunden für Sonntagabend ein Forellenessen versprochen und durfte nicht zu spät kommen.

Joachim kehrte mit Frau und Mutter im Bären ein. Etliche seiner Bekannten waren da, wenn auch der Kreis nicht vollzählig war. Ilse fand Gefallen an den Männern, die ihre Pflicht in aller Schlichtheit und Selbstverständlichkeit taten.

Nach der Rückkehr sprach Joachim in Gegenwart seiner Frau mit der Mutter über die Arbeitsteilung auf Hoheneiche. Frau Dorothea war im ersten Augenblick ein wenig erstaunt. Sie hatte es doch nur gut gemeint. Aufmerksam gemacht auf die Rechte der Schwiegertochter, war sie sofort

bereit, ihnen Rechnung zu tragen. Mit freudigem Eifer gab sie Ratschläge, bot sich in Zweifelsfällen zur Hilfe an, legte zuletzt den Arm um Ilse und sagte: „Man sieht wirklich manchmal den Wald vor Bäumen nicht. Das hätten wir doch schon lange machen können."

„Ich danke dir, Mutter," erklärte Ilse freudig. „Laß uns nebeneinander gehen und miteinander arbeiten. Aber Arbeit muß ich haben."

„Ja, natürlich, Ilse, und Freude mußt du auch haben. Und du wirst sie haben. Menschen können einen wohl enttäuschen, Tiere niemals. Tiere sind immer wahr."

Es war eine so ungewohnte Herzlichkeit im Hause, daß sich die junge Frau damit nicht zurechtfand und vor einem Rückfall in den vorigen Zustand bangte. Der trat nicht ein. Der Alltag kam mit seiner Nüchternheit wieder, Joachim ging seine Wege, aber er vermied demütigende Zärtlichkeit ebenso wie törichte Herrenspielerei, vermied allerdings auch nach wie vor eine Aussprache über Pläne und Absichten.

Im übrigen hatte er richtig gerechnet. Justus war in strengem Gerechtigkeitsgefühl zu der Überzeugung gekommen, daß er dem Bruder unrecht getan habe. In seiner lebendigen, rückhaltlosen Art machte er es gut durch einen herzlichen Brief. Von dem erzählte Joachim seiner Frau mit einer kurzen Bemerkung. „Justus hat geschrieben. Es ist alles glatt und richtig zwischen uns."

So herzlich nun der Brief war, so ernst war er gleichzeitig. Justus bat, dem Bruder raten zu dürfen, und rechtfertigte seinen Wunsch mit dem Hinweis darauf, daß er durch Verkehr und Verbindungen, wie dadurch, daß er mitten im Wirtschaftsleben stehe, in der Lage sei, mehr und Zuver-

lässigeres zu erfahren als der Fernstehende. Joachim beantwortete den Brief freundlich, aber er zog einen deutlichen Strich und erklärte, daß er den gleichen seiner Frau gegenüber gezogen habe. Er werde sich Rat holen, aber nicht bei Bruder oder Gattin, weil er keines mit Verantwortung belasten wolle und in seinen Entschließungen frei und unbeeinflußt bleiben müsse. Er bat den Bruder um Entschuldigung dieser scheinbaren Starrköpfigkeit, aber er könne von der schwer genug erkämpften Überzeugung nicht weichen. Justus legte den Brief beiseite, halb verletzt, halb versöhnt, nach wie vor entschlossen, die Entwicklung der Wirtschaft nun doppelt aufmerksam zu verfolgen.

Der Herbst kam, der Winter löste ihn ab. Ilse hatte beide schon einmal in Hoheneiche verlebt, sie aber damals nicht voll erfaßt. Der Schwiegervater war krank gewesen. Die Sorge um ihn hatte Herz und Augen von dem Draußen abgelenkt. In diesem Jahre erlebte Ilse beide, Herbst und Winter, bewußt. Sie waren anders als in Urbig. Drunten in Park und Garten der feine, wehmutgesättigte Modergeruch des fallenden, taunassen Laubes, das sich schwer auf die schreitenden Schuhe legte. Hier nur im Garten mit seinen Kastanien ähnliches. Im übrigen an den Waldrändern und Rainen oder mitten aus den dunklen Wäldern heraus ein Flammen und Glühen, das fast unvermittelt in sich erstarb. Kein mahnender Modergeruch. Die Winde wehten stärker als drunten in Urbig und verwehten die Blätter. Das Herbststerben geschah leicht und freudig. Auf sonnige Tage folgten ziehende Nebel. Sie lasteten nicht, wie in Urbig, schwer und dumpf auf dem Lande, sondern waren reisigen Scharen in wehenden Mänteln gleich. Der Wind führte

sie einmal von dieser, einmal von jener Seite heran. Immer waren sie in Bewegung. Sie schlichen nicht heuchlerisch und tückisch einher, kamen so rasch und frei wie die Winde selber, hüllten das junge Weib, das sich ihnen auf dem schmalen Gebirgssattel darbot, ein, gaben es frei und zogen weiter. Ein Wallen und Wogen aus der Unendlichkeit in die Unendlichkeit. Einmal ein wunderbares Erleben. Um Hoheneiche dünn schweifende Nebel von Bachfeld her. Zu beiden Seiten in der Tiefe ein unbewegtes Nebelmeer, darüber blauer Himmel und Sonne. Die Wolken zogen in der Tiefe. Droben war Licht.

Und wie der Herbst seine unvergleichliche eigene Note hatte, so der Winter. Auch er kam frei und herrisch. Der Sturm rüttelte den schlafenden Alten wach, der noch gar nicht glauben wollte, daß seine Zeit schon da sei. Griesgrämig vorerst erhob er sich in dem verschwiegenen Waldtale, in dem er geschlafen, reckte witternd die Nase in die Luft und ließ die Augen spähend umhergehen. Als er erkannte, daß der Herbst wirklich seine Arbeit bereits getan, strich er sich behaglich den Bart und machte sich auf den Weg. Er kam über die Wolfskuppe, streute vorerst nur ein paar Hände Flocken aus, schweifte den hohen, fernen Bergen zu und ließ sie am anderen Morgen unter weißen Zipfelmützen her in das Land schauen. Das geschah alles in aller Behaglichkeit. Dann ward es ernst. Flockengeriesel heute und morgen und übermorgen. Nun war alles weiß, und nach acht Tagen sah in Hoheneiche kein Distelkopf mehr aus dem Schnee. Jetzt nahm es das alte, behäbige Haus auf der Höhe wieder so ernst mit seiner Aufgabe, wie es das seit dreihundert Jahren getan hatte. Freundliche Geistlein hockten in allen Winkeln

und auf allen Treppenstufen und wisperten: Spürt ihr denn nicht, wie schön es daheim ist?

Sie spürten es, Frau Ilse, Mutter Dorothea und Onkel Waldemar. Joachim war wenig daheim. Er war nicht wieder so geworden, wie er es einmal gewesen, aber es war auch nicht so geblieben, wie es etliche Tage nach Justus Besuch war. Für Frau Ilse gab es nichts mehr zu kämpfen. Sie wußte, die Dinge gingen nun rascher ihren Weg, und sie hatte, lieb oder leid, keinen Teil daran. Sie fand sich damit ab und war still. Nun aber begann Mutter Dorothea sich zu wehren. Joachim war nicht nur an den späten Nachmittagen oder Abenden auswärts, er blieb tagelang. Ein außerordentlich starker Briefverkehr hatte eingesetzt. War Joachim daheim, dann saß er in seiner Stube und schrieb und schloß sich nicht nur bildlich, sondern auch buchstäblich ab.

Frau Dorothea kam an die verschlossene Tür, Joachim öffnete, die Mutter entrüstete sich darüber, daß er sich einschloß. „Was soll das heißen? Das ist doch bei uns nie Mode gewesen. Hast du denn etwas zu verstecken? Es scheint mir beinahe so."

„Geschäfte, Mutter, Geschäfte, weiter nichts."

„Was sind das für Geschäfte?"

„Solche, die ich allein abmachen muß."

„Allein? Du kannst nicht darüber mit mir reden?"

„Können? Warum sollte ich nicht können, aber ich will nicht."

„Joachim, begreifst du denn nicht, daß mich das ängstigt?"

„Mache es doch wie Ilse. Sie hat sich daran gewöhnt."

Mutteraugen richteten sich ernst auf den Sohn. „Joachim,

halt ein, das tut nicht gut. Nicht einmal deine Frau weiß, was du vorhast?"

„Doch, das weiß sie, und das kannst du auch wissen. Ich bin auf der Suche nach dem Unternehmen, an dem ich mich beteilige."

„Joachim, wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um."

Der Sohn lächelte. „Ich denke nicht, daß ich umkomme; denn ich will mich ja eben nicht in Gefahr begeben."

„Vater hat auch manches getan, was ihm nicht ganz leicht war. Er hat Holz gekauft, er hat Felder gekauft. Einmal hat er all unser Bargeld zusammengerafft und es auf einmal hineingesteckt. Wir haben schlaflose Nächte darum gehabt, aber wir haben zusammen beratschlagt. Ich habe ihm Mut gemacht und gesagt: Tue es, Vater. Und ich habe ein andermal gesagt: Laß es. Es hat nichts gegeben, was wir nicht beredet, nicht zusammen begonnen und durchgeführt hätten. Du aber willst etwas, das keiner von uns gemacht, ganz allein ohne deine Mutter, ohne deine Frau, wohl auch ohne deinen Bruder tun."

„Richtig, Mutter, ganz allein, selbst ohne Justus."

„Siehst du, auch ohne Justus."

„Warum sollte ich denn den hinzuziehen?"

„Wenn du schon von uns Frauen glaubst, daß wir nichts verstünden und dir nicht raten könnten, so kannst du das doch nimmermehr von Justus glauben."

„Du meinst, er sei gescheiter als ich?"

Mutter Dorothea geriet in Verlegenheit. „Das — meine ich nicht, aber — du bist doch nur ein Bauer."

„Nur ein Bauer!" Joachim lachte. „Ich bin nur ein Bauer, habe nicht studiert, bin mit Mühe und Not mit dem Gymnasium fertig geworden – –"

Die Mutter ließ sich nicht einschüchtern. Entschlossen trat sie dem Sohne einen Schritt näher. „Was du da sagst, das sieht aus, als hätten wir, Vater und ich, von Justus mehr gehalten als von dir, als hätten wir ihn lieber gehabt als dich. Willst du deinen Vater im Grabe beschimpfen? Willst du mir auf mein Alter Unehre antun? Womit haben wir das um dich verdient? Hat dir der Vater Hoheneiche nicht gegeben, ganz allein gegeben, ohne es zu teilen, obwohl es ihm bitter leid getan hat, daß Justus, der so an daheim hängt, hinaus mußte? Ich will vor Gott hintreten und ihm in das Gesicht sehen: Ich bin mir nicht bewußt, den einen lieber gehabt zu haben als den anderen. Justus ist gezwungen gewesen, in die Welt hinauszugehen. Nun steht er mitten darin in dem, was du nur aus der Ferne sehen kannst. Deinen besten Ratgeber, der es gut mit dir meint und gut mit Hoheneiche, lehnst du ab, wie du deine Mutter und deine Frau ablehnst. Weißt du, was du Ilse damit antust? Sie soll deine Frau sein, dir allein gehören, aber du willst ihr nicht, du willst nur dir gehören. Ohne Rat kommst du nicht aus. Wo suchst du ihn?"

„Wo ich weiß, daß ich ihn recht kriege."

„Joachim, fürchte das Unrecht, das du an mir und an uns allen tust. Ich sage dir: Fürchte es! — Daß ich das erleben muß! Siehst du nicht, wie wir alle darunter leiden?"

„Sag einmal, Mutter, hast du mit Ilse darüber gesprochen?"

„Nein."

„So. — Ich glaubte."

„Was glaubtest du?"

„Ach, nichts. Es ist ja gut."

„Nein, es ist nicht gut. Ich will dir sagen, was du glaubst. Du glaubst, sie habe mich geschickt."

„Wäre denn das so unmöglich?"

„Wäre es möglich, dann wäre es traurig genug. Nein, Ilse hast du so weit, wie du mich haben willst. Freue dich nicht darüber. Du weißt nicht, was du in deiner Frau hast, du wirst es erst einsehen, wenn es zu spät ist."

„Ach, Mutter! Was soll denn zu spät sein?"

„Das will ich dir sagen. Du läßt Ilse vor der Tür stehen. Da ist es kalt. Du weißt nicht, wie kalt es ist. Sie hat Wärme in sich, viel Wärme, aber sie kann keine Wärme mehr in sich aufnehmen, du willst es nicht, du gibst sie ihr nicht. Immer gibt sie nur aus. Und einmal ist sie fertig, hat sich an das Draußenstehen gewöhnt, wenn sie es nicht eines Tages satt hat. Ja, so ist es, du brauchst nicht zu lachen. Ich kenne das Leben länger als du. Eines Tages hast du keine Frau mehr."

„Mutter, traust du einer Freidank zu, daß sie davonläuft?"

„Das traue ich jeder Frau zu und das kann jede Frau, ob das ‚von' vor ihrem Namen stand oder nicht. Aber auch wenn sie nicht davonläuft, wenn sie neben dir hergeht, so kann sie doch so weit von dir ab sein, wie der Himmel von der Erde ist. Daß du mich draußen stehen läßt, das möge dir Gott vergeben. Daß du aber auch deine Frau draußen läßt, das wird er dir nicht vergeben."

„Mutter, du regst dich unnütz auf. Ich will ja nur euer Bestes."

„Lüg nicht, Joachim. Ich weiß jetzt nur noch eines: Du hast weder mich und den Vater, noch Justus, noch Ilse liebgehabt. Du hast nur dich lieb. Und eines weiß ich noch: Du

ziehst dich in dich selber zurück und läßt alle anderen draußen stehen, weil du uns fürchtest und auch Angst vor dir selber hast. — So, das war die bitterste Stunde in meinem Leben. Ich habe Ilse manchmal nicht begriffen. Ich verstehe sie jetzt und will gutmachen, was du falsch und schlecht machst. Du trittst auf ihrem Herzen herum, ich will sehen, daß ich dem armen Herzen wohltun kann."

Mutter Dorothea ging so fest und entschlossen hinaus, wie sie in Joachims Stube getreten war. Der saß grübelnd an seinem Schreibtisch und riß sich trotzig wieder auf. „Auch das mußte ausgestanden werden. Jetzt ist es soweit, und ich habe meine Ruhe."

Ilse aber hatte von dem Tage ab eine Mutter, die sie in Liebe und Fürsorge einhüllte. Ihren Sohn ließ die Mutter spüren, daß sie verletzt war. Sie sah über ihn hinweg, sie war kurz, sie sparte auch scharfe Worte nicht. So weh es ihr tat, sie wich keinen Schritt von dem Wege, den sie für richtig erkannt.

Es war Joachim schwerer, die Mutter gegen sich zu wissen, als er geglaubt. Gute Worte aber gab er nicht. Er nahm an, daß ihm die Zeit zu Hilfe kommen werde. Dafür verlangte er von seinem Weibe, der Mutter Herbheit und Schroffheit ihm gegenüber dadurch wettzumachen, daß sie um so fester an seiner Seite stünde. Ilse lehnte es ab. Ja, in einer bitteren Stunde, in der ihr Joachim harte Vorwürfe machte, sagte sie: „Wer hat es so weit gebracht? Nur du selbst. Und das sage ich dir: Wenn ich denn schon keinen Mann habe, der mehr in mir sieht als ein Arbeitstier, dann will ich Gott danken, daß ich wenigstens wieder eine Mutter habe."

6.

Ein langer, harter Winter ging zu Ende. Joachim Knobler, der sich planmäßig einsam gemacht und die treuesten Hände von sich gestoßen, begann seine Entschlüsse zu verwirklichen. Schweigsam und verbissen ging er neben Frau und Mutter einher. Justus war Weihnachten dagewesen, niemand hatte mehr versucht, das innere Zerwürfnis vor ihm zu verbergen, nur daß sich die Lage insofern geändert, als die Mutter rückhaltlos für die Schwiegertochter eintrat und alle Schuld dem Sohne aufbürdete. Die Brüder hatten wiederholt zusammengesessen. Mutter Dorothea hatte es ebenso mit heimlichem Hoffen gesehen wie Ilse. Wenn nun auch in den Tagen, ja, über diese Tage hinaus Justus unter allen dem Bruder am nächsten stand, so vermochte doch auch er nicht mehr zu erreichen, als daß er ihn aufs neue schwankend und bedenklich machte. Er hatte sich in der Stadt nicht vergeblich umgesehen und hatte eine ganze Tasche voll Material gesammelt, das er mitbrachte. Was er aus eigener Erfahrung vorzubringen vermochte, ergänzte er durch Ausführungen anderer, durch statistische Unterlagen und Auswertung der politischen Verhältnisse. Das Bild war nicht nur für die Gegenwart trübe, sondern ernst und gefahrvoll für die Zukunft. So erreichte Justus, daß der Bruder in seinen Erwägungen fast an den Anfang zurückgeschleudert wurde.

Es gab in der Zeit Tage, da alles möglich gewesen wäre und auf dem Spiele stand. Joachim kam scheu und suchend an Frau und Mutter heran, blieb aber so in der Ferne stehen, daß sie wohl ein Beobachten ahnten, nicht aber ein Suchen spürten. Wäre in diesen Tagen eines von ihnen entschlossen an den Mann herangetreten, hätte ihm den Arm um den Hals gelegt, ihn mit werbender Liebe von sich selber erlösend, er hätte aufgeatmet: Ich will euch folgen. Weg mit allen Plänen, ich drücke Hoheneiche fest an mein Herz und nehme es fest in die Hand.

Es war weder Frau Ilses noch Mutter Dorotheas Schuld, daß das befreiende Wort nicht gesprochen, die trennende Wand nicht niedergerissen ward. Das Schicksal waltete. Joachim Knobler, durch seine Vereinsamung verbittert, nahm wiederum alle Schuld und warf sie auf die andern. Er wußte, daß es ein verlogen Unterfangen war, aber er brauchte ein Fundament für die Rechtfertigung vor sich selbst. Und eines kam ihm zu Hilfe. Aus zagem Zweifel an der Richtigkeit der Darlegungen des Bruders ward die Gewißheit, daß er bewußt und absichtlich zu schwarz gemalt.

Im Februar war es so weit, daß Ilse mit der Mutter allen Ernstes darüber sprach, heimzugehen. Joachim bürdete ihr mehr an Demütigungen auf, als sie ertragen konnte. Man besprach untereinander kaum noch das Nötigste, und auch das geschah von Joachims Seite aus gewollt unfreundlich. Er hatte sich etwas Neues angewöhnt, das zwar merkwürdig gegen seinen Trotz abstach, aber durchaus mit ihm vereinbar war. Der Mann gebärdete sich wehleidig. In dem Augenblick aber, da Mutter und Gattin versuchten, auf seine innere Not einzugehen, wies er sie ab. „Laßt mich, ich weiß, was ihr

von mir haltet." Es war eine neue Form des Unterjochenwollens. Wieder einmal rätselte Frau Ilse an ihres Mannes zwiespältiger Natur herum, und wenn sie verhältnismäßig rasch damit fertig wurde, so kam es nur daher, weil der Schwiegermutter gesunde Art ihr zu Hilfe kam. Frau Dorothea begann, ihren Sohn zu verachten.

Und alles ward im Frühjahr mit einem Schlage anders. Weg die Wehleidigkeit, weg der unmännliche Trotz. Der Herr von Hoheneiche ging breitbeinig und fest über seine Erde, riß den Kopf in den Nacken, ließ die Augen blitzend über seinen Besitz wandern, holte seine Worte tief aus der Brust herauf, war klar, entschlossen und bestimmt. Mit seiner Frau durchwanderte er die Ställe. Die Tiere werden nicht mit in den Sommer hinübergenommen. Der Zuchtbulle wird ersetzt durch den jüngeren Rotscheck. Komm, wir wollen zum Schäfer gehen. — Was kann weg, Hannjörg? Gut, die und die. Weniger und gutes Material. — Ich habe Saatgerste auf dem Kammergut in Lippmannsdorf bestellt. Sie ist besser als unsere. Du meinst, der Rappe werde dämpfig, Ilse? Weg damit. Ich habe es auch schon gemerkt. Ersatz ist für dies Jahr nicht nötig. Wir kommen aus. Dem Schweizer wirst du etwas auf die Finger sehen müssen. Ich traue ihm nicht recht. Hannjörg macht auch höchstens noch zwei Jahre mit. Er wird überständig, und so weit darf man die Rücksichtnahme nicht treiben, daß man die Herde darunter leiden läßt. — Mutter, wenn dir die Hausarbeit zu viel wird, dann sage es. Du kannst dir gern Hilfe nehmen. Ich glaube, Hannjörgs Enkelin wäre nicht unpassend.

Hoheneiche hatte einen Herrn. Dieser Herr ließ, ohne mit Frau oder Mutter ein Wort darüber zu sprechen, im Laßgraben

und am Windpfahl schlagen. Von den vierhundert Morgen Wald, die zu Hoheneiche gehörten, fielen rund fünfzig unter Säge und Axt. Joachim hatte mit dem Holzhändler Berwig abgeschlossen. Der Mann gab nicht die höchsten Preise, aber Knobler hatte keine Schererei. Das Holz war vermessen worden. Schlagen, Schälen, Abfahren ging zu Lasten des Käufers. Der zahlte bar. Das Geld ward einem Bankhaus überwiesen, das Joachim die Abrechnungen zustellte.

Alles Schwanken war vorüber, die Entscheidung gefallen. Joachim Knobler beteiligte sich mit hunderttausend Mark an der Firma Ritter. Was an Feststellungen möglich, war geschehen. Joachim hatte sich die Sache insofern anders gedacht, als er geglaubt, nun eine gewisse Kontrolle über den Ritterschen Betrieb ausüben zu können. Er mußte sich damit abfinden, daß er von dem Betrieb nichts sah und hörte. Sein Geld arbeitete, nicht er selbst. Es war eine harte Belastungsprobe. Er bestand sie, fand sich damit ab, war meist daheim, war tätig, und das Zusammenleben wurde wieder erträglicher.

Die Mutter blieb zurückhaltend wie zuvor. Weder sie noch Ilse hatten ein Wort über die große Abholzung verloren, keines hatte nach dem Verbleib des Geldes gefragt, keines wußte von Joachims Beteiligung an der Textilfirma. Der Verkehr hin und her war freundlich, aber beide Teile legten sich eine gewisse Zurückhaltung auf, wärmere Herzenstöne blieben ausgeschaltet, Joachim nahm ein weltmännisches Gebaren an, kleidete sich sorgfältiger und befleißigte sich einer gewissen Höflichkeit gegenüber Frau, Mutter und Onkel Waldemar. Der ging am stärksten neben der Entwicklung her. Er wollte mit allen Frieden und gab keinen Anlaß zu Auseinandersetzungen. Als die Schwägerin vor

Monaten ihm ihre Not geklagt, hatte er wehleidig den Kopf geschüttelt. „Dorothea, da laßt mich aus. Ich kann euch nicht raten. Was soll ich sagen, und wem soll ich recht geben? Die paar Jahre, die ich noch habe, möchte ich in Frieden verleben.“ Er schrieb derzeit an einem Buche über die Tier- und Pflanzenwelt des Hochmoores und wollte, wenn das fertig war, über die aus der Eiszeit stammenden Lehmlager der näheren und weiteren Umgegend schreiben. Wenn ihm Gott dann noch Zeit ließ, dachte er das Problem ‚Hannjörg‘ zu untersuchen und zu erörtern. Das waren seine Pläne, und die beherrschten ihn.

*

In Urbig hatte der Winter ein anderes Gesicht gehabt als auf Hoheneiche. Bernhard von Freidank war im Bade gewesen. War er auch nicht völlig geheilt, so hatte sich doch sein Zustand erheblich gebessert. In dem Badeort hatte er in einem älteren Oberst, der den Krieg von Anfang bis zu Ende an der Front mitgemacht, ihm zusagenden Verkehr gefunden. Die beiden Herren hatten miteinander Zeitfragen erörtert, beide grundsätzlich gleich gerichtet und sich nur dadurch unterscheidend, daß der eine aus der Zeit herausgerutscht war, während der andere mitten darin stand. Sie hatten alle Tage im Kursaale auf das Aushängen der neuen Zeitungen gelauert, sie dann mit Beschlag belegt und untereinander ausgetauscht. Dazu hatten sie sich auf die Minute zwei Stunden bewilligt, nicht mehr, nicht weniger. Sie hatten überhaupt ein Programm vereinbart, das sie mit militärischer Pünktlichkeit innehielten. Nach dem Studium der Zeitungen blieb ihnen bis zum Mittagbrot eine Stunde Zeit, die, einerlei

ob es regnete oder die Sonne schien, zum Spazierengehen benutzt wurde. Auf dem Spaziergange tauschten sie belanglose Bemerkungen aus. Die Erörterung des Gelesenen begann um drei Uhr, nach der Mittagsruhe, und endete gegen sechs, wobei allerdings die Zeit je nach der größeren oder geringeren Fülle des Stoffes nicht genau innegehalten wurde.

Oberst Berger vermochte neben dem politischen Teil auch den Handelsteil zu verstehen. Die Gespräche schweiften also auch in das Gebiet der Wirtschaft, das allerdings auch immer unter dem politischen Gesichtswinkel gesehen wurde. Allmählich arbeitete sich auch Bernhard von Freidank in den ihm bislang fremden und gleichgültigen Stoff ein und war nun nicht mehr nur Nehmer, sondern, wenn auch in geringerem Maße, auch Gebender.

In ihren Urteilen und Feststellungen waren die Herren stets einig. Sie glossierten die Korruption, verwünschten die Parteien, wetterten gegen die Schlappheit der Regierungen und versprachen sich von der so stark geförderten Volksbildung nur eine Steigerung der Ansprüche der Masse.

Von den gleichen Fundamenten und Voraussetzungen ausgehend, die gleichen, von vornherein feststehenden Ziele im Auge, konnte es nicht anders sein, als daß sie sich auch über die einzuschlagenden Wege einig waren.

Was sich im Bade angesponnen, fand nach der Rückkehr beider seine Fortsetzung. Armin tat dem Vater gern den Gefallen, eine Reihe von Zeitungen zu bestellen. Ihr Inhalt und lebhafter Briefwechsel zwischen Oberst Berger und Bernhard von Freidank gaben Stoff zu abendlichen Unterhaltungen. Die verliefen jedoch selten so friedlich wie die im Badeorte. Armin war hellen Auges aus dem Krieg zurück-

gekehrt. So unbedingt er für eine nationale Erneuerung von den alten Grundlagen aus eintrat, so sehr weigerte er sich doch, gesellschaftlich unter ihm Stehende summarisch als Kanaillen abzutun und ihnen Mündigkeit und Urteilsfähigkeit abzusprechen. Die Männer gingen beispielsweise auch in der Beurteilung des Geistlichen von Hirzau, der vier Jahre im Felde gewesen war, auseinander. Während er Armin in seiner Weitherzigkeit und der Betonung des Tatchristentums zusagte, lehnte ihn der Vater als viel zu weich und wahrscheinlich mindestens demokratisch angehaucht ab.

So war es denn nur natürlich, daß Stunden kamen, in denen der alte Herr geradezu an seinem eigenen Fleisch und Blut zweifelte. Er begrüßte es darum, als sich Armin einer vaterländischen Bewegung anschloß und sich deren Abzeichen auf den Rockaufschlag steckte. Sehr viel weniger gern sah er es, daß sich der Sohn auch tätig in die Bauernbewegung einreihte und sich damit, wie der Vater meinte, proletarisierte. Er riet immer wieder, sich davon zurückzuziehen, aber Armin blieb starrköpfig dabei, daß er mit seinem Beitritt und seiner Mitwirkung nur eine heute unabweisbare und selbstverständliche Pflicht erfülle.

Die in der Wirtschaft eingeschlagenen Wege hatte Armin im allgemeinen weiter zu verfolgen vermocht, wenn sich auch eine scharfe Trennung der einzelnen Gebiete auf die Dauer nicht aufrechterhalten ließ. Etliche der kleinen Kläffer waren abgefunden, mit anderen schlug sich Armin noch herum. Dabei blieben ihm Demütigungen, die er verbissen hinzunehmen gezwungen war, nicht erspart. Noch sträubte er sich dagegen, die letzten Reste eines einst großen und reichen Besitzes aus der Hand zu geben, glaubte auch nicht, daß die alten

Bilder, auf die ihn Ilse hingewiesen, nennenswerten Wert besäßen. Im Frühjahr ward die Lage infolge Drängens eines Gläubigers so, daß Armin gezwungen war, auch das Letzte zu versuchen.

Er hatte den Winter über mit Justus Knobler etliche Briefe gewechselt. Die Freundschaft zwischen den beiden jungen Männern war fester und herzlicher geworden. Nun hatte Armin den Freund gebeten, sich bei den Kunsthändlern umzutun, ob einer Interesse an alten Bildern habe. Justus hatte es getan, darüber hinaus aber mit dem Museumsdirektor, den er in einer Gesellschaft kennengelernt, gesprochen und ihn gebeten, doch ein sachverständiges Urteil abzugeben, bevor man mit Hermann Leipold, dem ersten Kunsthändler, in Verhandlung trete. Armin hatte daraufhin dasjenige der Bilder, das nach seiner Ansicht das beste war, in die Stadt gesandt und war für den ersten Mai zur Aussprache bestellt worden. Die Museumsleitung war nicht abgeneigt, das Bild zu erwerben. Es handelte sich um einen alten Holländer, der zwar an Wert weit hinter den bekannten Meistern zurückstand, immerhin aber eine Summe zu bringen schien, die die Freidanks von dem übelsten ihrer Gläubiger wenigstens nahezu befreite.

Justus hatte sich für den Tag frei zu machen vermocht, die Verhandlungen waren günstig verlaufen, Armin, von drückender Sorge befreit, war übermütig und beschloß, in der Stadt über Nacht zu bleiben und sich und Justus einen angenehmen Abend zu bereiten. Mutter Seifert hatte sich von der Nachbarin ein Feldbett geliehen und es aufgeschlagen. Die Freunde konnten zusammen wohnen.

Auf den Wegen, die sie im Laufe des Tages hin und her

durch die Stadt zu machen hatten, waren sie Feiernden begegnet und hatten am Nachmittage einen langen Zug, der hinaus vor die Stadt strebte, an sich vorübergehen lassen. Finstere Blicke waren auf Armin von Freidanks Abzeichen gefallen, ohne daß er oder Justus darauf achtgehabt hätten. Justus Knobler war durchaus unpolitisch, und auch Armin lag es fern, Andersgesinnte reizen zu wollen.

Die Freunde aßen in Vater Schwarzens Weinstube Abendbrot. Marie kannte die Freidanks dem Namen nach, während Armin ihren Großvater gut kannte. Wieder grüßte das schöne Bergland, und das Stadtkind, das seit seinem Besuch in Hoheneiche die Sehnsucht nach Stille und Weite nicht losgeworden war, erwiderte den Gruß hellen Auges.

Im Laufe der Unterhaltung machte einer der Bekannten Justus Knoblers die Bemerkung, es sei vielleicht ratsam, daß Armin von Freidank sein Abzeichen abnehme, zumal heute der erste Mai sei und sie im Arbeiterviertel wohnten. Armin lehnte es ab. Sowenig er sich an den Abzeichen der anderen stoße, so wenig werde man sich über das seinige aufregen. Justus bestärkte ihn darin. Er kenne die Leute seines Viertels genau. Es seien fast durchweg harmlose, stille Menschen. Ihre Lage sei nicht beneidenswert, aber sie fänden sich damit ab und verstünden es, sich ein Teilchen Freude und Gemüt zu erhalten. So pflegten sie beispielsweise ihre bescheidenen Gärtchen mit einer rührenden Sorgfalt. Es seien nicht wenige, mit denen Justus so stünde, daß sie sich nicht nur die Zeit böten, sondern öfters kleine Unterhaltungen pflegten.

Damit war die Sache abgetan. Die Freunde schlenderten noch eine gute Stunde durch den Stadtpark, tranken in einem der bekanntesten Lokale ein Glas Bier und gingen dann

heim. Keiner achtete darauf, daß eine Schar jüngerer Leute hinter ihnen her kam. Was war dabei? Es waren junge Männer, die von der Feier im Grünen heimkehrten und morgen wieder in ihren Fabriken stehen würden.

So waren sie unter leichtem Geplauder bis an den Wallgraben gekommen, der, zur Anlage umgewandelt, die Altstadt von dem jenseitigen neueren Stadtviertel trennte. Die hinter ihnen herschreitende Schar war indessen so nahe gekommen, daß Justus eine bestimmte Absicht vermutete und mit Anrempeleien rechnete. Er beschleunigte seinen Schritt, aber gerade an der einsamsten Stelle unter hohen Platanen waren sie umringt. Links drüben bimmelte die Elektrische vorüber, rechts huschten die Autos, hier war eine menschenleere Insel.

Worte fielen aus dem Haufen. „Die haben heute mittag gelacht, wie wir vorbeizogen. — Der Kleine, das ist einer von den Großkopfeten, und der Lange hat auch eine zerhackte Fresse. — Das Abzeichen herunter!"

Justus ließ sich auf keine Verhandlungen ein. Er faßte den Stock fester und hieb drein. Schon bei dem dritten Schlage splitterte der Stock. Da sprang Justus den nächsten an, umklammerte ihn und schleuderte ihn zu Boden, daß er aufbrüllte. Es waren aber ihrer sechzehn gegen zwei. Justus blutete von einem Hiebe in das Gesicht und taumelte gleichzeitig infolge eines von hinten geführten Schlages über den Schädel. Sich umwendend, sah er Armin aufstöhnend zusammenbrechen. Im gleichen Augenblicke rannte der Haufe davon, ohne den am Boden liegenden Gefährten mitzunehmen. Polizisten kamen gesprungen, Pfeifen gellten, zwei Schüsse krachten hinter den Fliehenden drein.

Justus warf sich über den Freund. Der sah ihn mit großen, traurigen Augen an. Und das Blut schoß ihm in hohem Bogen aus dem Halse. „Justus!“ Armins Hände wurden kalt. Ein Polizist versuchte, den Daumen auf die Wunde drückend, das Blut zu dämmen. Armin begann zu röcheln. Sein Gesicht verfärbte sich. Justus rüttelte ihn, streichelte ihn, schrie auf vor Schmerz und Trauer. Ein müdes Lächeln auf den jungen Lippen.

Und immer mehr verfärbte sich das Gesicht. Einer der Polizisten rannte hinüber an die Straße und hielt das nächste Auto an. Justus löste den Polizisten ab, nahm Armin in den Arm, drückte den Daumen auf die Wunde, trug den Freund in den Wagen. In der nächsten Straße wohnte ein Arzt. Unterwegs ein krampfhaftes Schluchzen aus Armins Halse. „Ich ersticke.“ Justus lockerte den Griff. Gräßlich schoß das Blut, durchdrang den leichten Verband. Der Arzt war nicht daheim, der zweite ebenso. Und Armin ward ganz still und schwer, und das Blut rann unter dem pressenden Daumen hervor. Endlich ein Arzt. Zu spät. Sie brachten ihm einen Toten. Die Polizisten nahmen ihn mit nach dem Krankenhause.

Armin hatte sich tapfer gewehrt. Ein Dolchmesser hatte ihm die Schlagader durchschnitten. Soviel Blut nach außen geströmt war, soviel hatte sich nach innen ergossen. Rettung wäre nicht möglich gewesen, auch wenn ein Arzt sofort hätte zuzugreifen vermocht. Justus mußte sich die Wunde im Gesicht klammern und verbinden lassen. Ein Polizist wollte ihn nach dem Verhör auf der Wache nach seiner Wohnung begleiten. Er lehnte ab. Auf der Wache lag der, den Justus zu Boden geschleudert. Das rechte Bein war im Fallen

gebrochen, der Schädel schwirrte und summte ihm, aber der Mann war bei Besinnung und jammerte. Er benahm sich weibisch, log, er sei angegriffen worden. Sie hätten überhaupt nichts von den Herren gewollt, aber die hätten sie gereizt durch Bemerkungen über den Umzug von heute mittag. Die Polizisten waren, obschon sie sich weder in Tat noch in Wort zu einer Überschreitung der ihnen gesteckten Grenzen hinreißen ließen, rauh und kurz. „Quatsch nicht! Was, du hast die andern, die dabei waren, nicht gekannt? Na, laß mal, Junge, das wollen wir schon kriegen. Der junge Mann ist tot. Was haste? Weh tut's? Wärste daheim geblieben."

Justus taumelte heim. Mutter Seifert war noch wach, hörte ihn, als der die Flurtür aufschloß, sah seine entsetzten Augen aus weißen Binden her, schrie auf und geleitete ihn, seine Hand mit ihren beiden Händen umklammernd, in das Zimmer. Mit zitternden Fingern entfachte sie das Licht. Justus hatte sich in die Sofaecke geworfen. Er drückte den Kopf auf die Lehne und stöhnte jämmerlich. Mutter Seifert setzte sich neben ihn und streichelte seine Linke.

„Ach Gott, lieber Herr Doktor, reden Sie doch. Ich vergehe ja vor Angst. Was war denn, was ist denn geschehen?"

„Armin ist tot!" Zwischen knirschenden Zähnen kam es dumpf hervor.

Dem alten Mütterlein flogen alle Glieder. „Ach nee, ach nee, lieber Herr Doktor, das müssen Sie nicht sagen. Nee, nee, das liebe junge Blut, der hübsche junge Herr — — Ach nee, Herr Doktor, das müssen Sie nicht sagen. Da steht doch schon sein Bett, das ich frisch überzogen habe. Und es ist doch nicht wie dazumal, wo man nicht auf die Straße gehen konnte."

„Mutter Seifert, Armin ist tot. Das verfluchte Gesindel hat ihm die Halsschlagader durchstochen. — O Gott, o Gott, Armin! Und Ilse! Was soll ich dir bloß sagen? Er war doch der Letzte. Und sein Vater lebt noch!" Justus nahm den Kopf in beide Hände. „Tot! — Tot!"

Da umhalste ihn Mutter Seifert und zog seinen Kopf an ihr Herz. Sie sagte nichts mehr, sie streichelte nur immer über Binden und Scheitel. Es war ein so wohltuendes, gütiges Streicheln, daß Justus das Elend um so tiefer fühlte. Allein, arm, hilflos, an der Menschheit verzweifelnd, drückte er den Kopf ganz fest gegen des Mütterleins Brust, als habe ihn seine eigene Mutter im Arme. „Tot!" Er hatte keine Tränen. Die Augen blieben trocken, die Leidwasser rannen in starken Strömen nach innen.

Es war eine Weile vergangen. Justus hob den Kopf, nahm Mutter Seiferts beide Hände. „Ich danke Ihnen, Mutter, nun gehen Sie schlafen."

„Aber, Herr Doktor, wo kann ich denn jetzt schlafen!? Kein Auge kann ich zutun."

„Dann legen Sie sich wenigstens nieder. Bitte, lassen Sie mich allein. Ich habe jetzt so viel zu denken, ich weiß doch noch gar nicht, was ich nun mache. Er hat doch einen alten Vater und eine Schwester. Bitte, lassen Sie mich allein."

Mutter Seifert ging. Nach einer Weile schlich sie wieder in das Zimmer und stellte eine Kanne Kaffee und belegte Brote auf den Tisch. Justus saß in der Kammer am offenen Fenster.

Er saß Stunde um Stunde, hörte die Glockenschläge vom Dom, von St. Andreas, von drei, vier anderen Türmen, sah

den blutroten Schein, der die ganze Nacht über der Stadt lag, vernahm dann und wann den Schritt eines Menschen, der heimkehrte oder davonging.

Wühlende Gedanken jagten ihn auf, so daß er im Zimmer hin- und hergehen mußte. Da drüben ist die Stadt. Da liegen sie bei feilen Dirnen, zechen, spielen, hassen einander, betrügen einander. Lauter wüste, wilde Bilder. Sie wurden abgelöst durch andere. Sie ruhen nebeneinander, Mann und Weib, schlafen oder haben sich lieb oder lauschen den Atemzügen ihrer Kinder. Und wieder andere: Ein Mensch wird geboren, ein Mensch stirbt. Kranke werfen sich im Fieberwahn auf ihren Lagerstätten, Mütter schicken die angstvollen Gedanken hinter den Söhnen her, Frauen hinter den Männern. Hände krampfen sich im Gebet, Fäuste recken sich dem Satan entgegen, Lippen stammeln ein Vaterunser, Zungen schleudern der Welt einen Fluch ins Angesicht.

Im Osten rötet sich der Himmel. Herrgott, jetzt kommt der Morgen wieder, das Untier beginnt zu erwachen. Es schleudert seine Menschen aus allen Türen, allen Kellerlöchern. Da, in der Ferne bimmelt bereits die erste Elektrische. Alles ist wieder da, die Menschen, die Maschinen, die Wagen, Bäume und Sträucher, Parkanlagen und Hausgärten, Steinstraßen und Landhäuser. Alles ist da. Drüben, das Gebirge ist auch da. Hoheneiche, Urbig, der Wald, das Meer, die Wolken, alles ist da. Und Armin ist tot, ich wollte ihn um acht zur Bahn bringen und wollte ihm Grüße mitgeben.

Lerchentriller über dem Armeleuteviertel. Der Vogel hat sich nicht verflogen, er kommt jeden Morgen, den erwachenden Menschen zu künden, daß es noch etwas anderes gibt als Hetze,

als Taumel und Genuß, als Arbeit und Kampf. Flieg heim, kleine Lerche. Was willst du? Meinst du, es hörte ein Mensch auf dich? Flieg heim, hierher gehörst du nicht. Hier wohnen Wesen, die sich Menschen nennen, aber keine sind. Zum Teufel, hör auf mit deinem Gedudel! Morgen holt dich der Fuchs oder das Wiesel, und wenn sie dich nicht selber holen, dann holen sie deine Brut.

Gallenbitter steigt der wilde Schmerz in dem Manne hoch, der vier Jahre vor dem Feinde gelegen, dem Würdelosigkeit einst fast den Verstand genommen, und der sich doch wieder zurückgefunden hatte zu dem Glauben an Menschenwürde und -güte, der seines Wesens Kern immer gewesen war. Der Tod hat sich ihm gräßlich in den Weg gestellt, sein Weltbild hat einen neuen, schauerlichen, schreienden Zug bekommen. Nichts von seinen bitteren Schmerzen preisgebend, sich nicht wehrend gegen die Anklage der Menschheit, zwingt sich Justus doch zu sachlichem Denken. Er ist rasch damit zu Ende. Was sachlich zu tun ist, ist einfach. Zunächst Nachricht an Ilse. Justus zieht die Uhr. Es ist sechs. Vor acht ist keine Verbindung mit Hoheneiche zu kriegen, aber er kann das Gespräch vorher anmelden. Ilse! Wenn doch ein Mensch dich vorbereitete! Aber es ist niemand da. Man kann die Mutter an den Fernsprecher fordern oder den Bruder. Sie sind beide nicht so stark wie du. Du bist die Stärkste. Aber bist du so stark, daß man dir das Gräßlichste sagen kann? Wenn doch jemand zuvor wenigstens den Nebel um dich schaffte, der dich das Furchtbare ahnen und erwarten ließe, so daß du nicht gar zu sehr erschräkst, wenn es daraus hervortritt. Oder wenn dich einer in ein so helles Licht stellte, daß du in ihm über die Dinge hinaussähest. Wenn dir einer einen Maßstab der

Geschehnisse in die Hände gäbe, mit dem du Ungeheuerstes zu messen vermöchtest, ohne zusammenzubrechen. Wenn es Hannjörg wüßte!

Justus zieht abermals die Uhr. Es ist ein paar Minuten nach sechs. Jetzt seid ihr beide auf dem Hofe, du und Hannjörg, du, Ilse, gehst nach dem Viehstall, Hannjörg geht zu seinen Schafen. Ihr lauft euch in die Hände, sagt euch guten Morgen. Halt, Hannjörg, geh nicht vorüber. Du hast immer gesagt: Es wird alles gut. Siehe, so gut hat es der Teufel gemacht. So gut! Nun springe in die Bresche. Mit leeren Augen, aber sich tief in seinem Hirn malend, sieht Justus greifbar deutlich ein Bild. Hannjörg und Ilse, der Schäfer heiter, ganz eigenartig, fast jenseitig heiter, die Schwägerin erschrocken umkehrend auf dem Wege, den sie gehen wollte.

Was war das? Justus reibt sich die Augen. Wie einen die Nerven im Stich lassen. Ruhe! Also daheim anrufen. Nein, oder doch. Aber nichts weiter sagen als: Es ist ein Unglück geschehen. Ich komme sofort. — Joachim mit dem Wagen herbestellen? Nein, nein. Man muß ein Auto in der Stadt mieten. Es ist keine Zeit zu verlieren. Vielleicht ruft man am besten gar nicht an und fährt gleich los. Mein Gott, das konnte doch schon lange geschehen sein! Ruhe, Ruhe! Da steht Essen. Justus ißt im Stehen ein paar Brote und trinkt kalten Kaffee dazu. Er schlingt und schluckt. Also zuerst zur Polizei, damit die nicht erst anruft. Sie wird es doch nicht inzwischen getan haben? Zuerst zur Polizei! Von dort aus das Krankenhaus anrufen, daß man Armin anständig aufbahrt, ein paar Blumen hinlegt, ihm ein Sterbehemd anzieht.

Justus will zur Tür hinaus. Da tritt ihm Mutter Seifert entgegen. „Also, Mutter Seifert, ich gehe jetzt rasch noch einmal zur Polizei, dann fahre ich los. Richtig. Tun Sie mir mal den Gefallen und gehen Sie gleich nach dem Krankenhause. Man soll Armin anständig aufbahren. Hier haben Sie Geld. Wenn es nicht reicht, zahle ich heute mittag. Zu mittag bin ich mit meiner Schwägerin und Armins Vater wieder da. Also Blumen, Mutter Seifert, viel Blumen."

Die Polizei hat noch nicht angerufen. Urbig hat keinen Fernsprecher, die Hilfsstelle in Hirzau ist erst von acht Uhr ab offen. Gut, man wird sich den Anruf sparen. Herr Doktor Knobler mag die Sache in die Hand nehmen.

Und auf Hoheneiche. Joachim ist nicht da. Man weiß nicht, wo er ist, er ist am Nachmittag weggefahren. Ilse liegt allein in der Schlafkammer. Sie schreckt auf aus unruhigem Schlaf. Das Herz schlägt rasch und hart. Das ist sie nicht gewohnt. Es ängstigt sie. Ist denn etwas mit Joachim? Sie tritt an das Fenster. Die Maienluft ist herb. Es tut gut. Das Herzklopfen läßt nach. Was sollte denn mit Joachim sein? Droben stehen die Sterne still und fromm. Die Sonne kommt. Herrlich steigt ihr leuchtender Schein hinter den Bergen auf. Breitflächig rötet er den Himmel. Ganz zart hingetuscht liegt die Röte über den Baumwipfeln und wird stärker nach oben zu. Die Sonne kommt. Erst eine schmale Sichel, dann ein Halbrund, dann eine scharf abgegrenzte rote Scheibe. Die Grenzen verwischen sich. Das Gestirn wird strahlend und groß und hell. Nun kann man nicht mehr hineinsehen. Dafür ist das Licht über alle Weiten ausgegossen. Die Welt ist herrlich jung. Die Wälder sind jung und die Wiesen, die Bäche und die Winde, die Vögel und all

das Getier, das draußen surrt und schwirrt. Alles ist jung. Nur ich bin alt. Ich bin nicht mehr jung. Ach, was hat das Leben aus mir gemacht. Ich habe das Freuen verlernt, ich bin alt geworden, und ich möchte doch so gern, so gern jung sein! Komm, schöner Tag, und mache mich, wie ich einmal war. Es ist noch so früh. Halb fünf ist es. Ich will nach der Wolfskuppe gehen. Von da aus sieht man die Morgennebel wie weiche weiße Kinderbetten in den Gründen liegen.

Hannjörg ist gestern abend unruhig geworden. Mitten aus des Abends Frieden brach die Unruhe über ihn herein. Das kennt er. Es geht ihm immer so, wenn Schweres unterwegs ist. Er tastet, des Schicksals Weg zu erspähen. Das hat keinen Zweck. Wenn die Stunde da ist, wird es sich ihm entweder von selbst enthüllen oder die Unruhe sich legen. Dann ist die Gefahr vorüber, es ist alles gut gegangen. Nein, es hat keinen Zweck, Riegel sprengen zu wollen, die menschlicher Kraft spotten. Um Mitternacht ist aus der Unruhe eine starke, auf ein bestimmtes, aber nicht erkennbares Ziel gerichtete Spannung geworden. Ein Ruck geht durch Hannjörgs Körper. Er hält still. Es ist da, die Spannung sprang auseinander und ward zur fühlbaren, fest umrissenen Belastung. Ein schwerer Ballen liegt auf des Mannes Seele, aber wie heißt die Aufschrift? Um sechs, als Hannjörg nach dem Schafstall gehen will, ein Befehl. Er steht, lauscht, sieht in sich hinein, die Augen unter den Lidern vergraben. Ah! O weh! Ja, ja, ich tue es. Ich muß es ja tun. Er kreuzt Frau Ilses Weg.

„Guten Morgen."

„Guten Morgen, Hannjörg. Gut geschlafen?"

„Nein, ich habe nicht geschlafen."

„Merkwürdig. Ich auch nicht. Ich komme schon von der Wolfskuppe her.“

„Es ist etwas passiert.“

„Mein Gott, Hannjörg! Wissen Sie das genau?“

„Ja, das weiß ich.“

„Mein Mann wird doch nicht mit dem Wagen verunglückt sein? Oder sollte etwas mit dem Vater sein oder mit meinem Bruder? Hannjörg, können Sie nichts sagen?“

„Nein. Aber Sie müssen ganz still sein. Ich kann doch nichts dafür, daß ich es Ihnen sagen muß. Aber der Herr? Nein, das ist es nicht.“

„Dann kann es nur mein Vater sein. Er ist alt.“

„Frau, man muß das richtig ansehen. Die Leute sagen immer, man stirbt. Das Herz schlägt nicht mehr, aber das ist nicht gestorben. Es sind viel mehr Menschen tot als lebendig und essen und trinken doch. Ja, das wollte ich sagen. Wie sollte denn Gott das tun, was auch er tun muß, wenn er nicht da und dort einen Menschen aus dem Wege nähme? Er ist immer gut, das wollte ich sagen, bloß wir können das nicht begreifen. Wenn wir einen Weg bauen, müssen wir auch Steine forträumen und müssen Bäume und Sträucher roden, die noch gar nicht sterben wollen und nicht sterbensreif sind, wie man sagt. So ist das mit den Menschen, und so muß man es ansehen, und wenn es einen selber betrifft, ist es auch nicht anders.“

„Hannjörg, ich bin oft bei Ihnen in der Schule gewesen, aber wenn ich es mir überlege, so war doch alles, was wir sagten, nicht mehr als Theorie. Nun soll es anders sein, nun soll ich vor etwas Bestimmtes gestellt werden, das schwer ist,

sehr schwer, und das ich nicht erwarte. Und, Hannjörg, jetzt kann ich nicht mit."

„Nein, das kann man auch nicht verlangen. Wenn es alles so weit ist, dann werden Sie das von oben aus sehen, was Sie jetzt von unten her sehen möchten und nicht können. Ich meine nicht vom Himmel, nein, das meine ich nicht."

„Ich danke Ihnen, Hannjörg, und nun will ich gleich anspannen lassen und nach Urbig fahren."

„Ja, ja, das mag wohl richtig sein."

Hannjörg ging seitab. Es ist schon richtig. Fahr nur nach Urbig. Dahin kommt es.

Mutter Dorothea versuchte, Ilse zu beruhigen. Ihr die Fahrt versagen, das vermochte sie nicht, aber Hannjörg sollte sein Teil kriegen, Hannjörg, der Schwätzer. Stark erregt trat sie vor ihn hin, indes draußen Ilse rasch davonfuhr.

„Hannjörg, was in aller Welt hast du denn angerichtet? Nun fährt die arme Frau in heller Angst davon, und wenn sie auf Urbig ankommt, dann trifft sie den Vater wohlauf, und es ist weiter nichts, als daß sie den armen Mann nun auch unruhig macht."

„Ja, genau so ist es."

„Was willst du dann mit deinem Geschwätz? Schämst du dich nicht in dein Herz hinein, einen Menschen in solche Angst zu jagen, wenn du weiter nichts weißt, als daß etwas passiert sein kann?"

„Frau, ich habe es machen müssen. Helf mir Gott, ich habe gemußt. Justus hat es verlangt. Der Frau ihr Bruder ist tot."

„Hannjörg, Hannjörg! Behüte Gott! Du frevelst! Der junge Herr Armin ist daheim, Justus ist in der Stadt.

Was sollen die beiden miteinander zu tun haben? Ach, Hannjörg, was hast du bloß angerichtet!"

Der Greis stand still und traurig da. Die dichten grauen zerfransten Dächer seiner Brauen verdeckten die tief in sich gekehrten Augen. Schreiend verlangten die Schafe in das Freie gelassen zu werden. Der Schäfer saß mitten unter ihnen auf dem Hauklotz, so in sich versunken, daß er weder das Schreien der Tiere hörte noch spürte, wie sie ihn mit den Schnauzen anstießen. Da hörte er das Surren eines heranfahrenden Wagens. Nun war die Spannung restlos gelöst. Er erhob sich und führte seine Tiere auf die Weide.

Mutter Knobler hatte nach dem Gespräch mit Hannjörg nicht vermocht, sich um die Wirtschaft zu kümmern. Alles Wehren half nichts. Der Alte hatte mit grauenvoller Bestimmtheit gesprochen. Nun wartete sie, ahnte, daß sie nicht vergeblich warten würde, hörte den Wagen, trat vor die Tür und fing Justus in ihren Armen auf.

„Also doch, Justus. Es ist schrecklich."

„Woher weißt du es, Mutter?"

„Hannjörg sagte, du hättest es ihm befohlen."

„Hat er auch mit Ilse gesprochen?"

„Ja."

„Mein Gott. Was ist er für ein Mann! Wo ist Ilse?"

„Sie ist zu ihrem Vater gefahren, weil sie glaubte, ihm wäre etwas geschehen."

„Hat das Hannjörg nicht gewußt?"

„Ja, er hat gewußt, daß es der alte Herr nicht ist, aber er hat nichts gesagt. Komm, Justus, du darfst dich nicht lange aufhalten, aber erst mußt du mir wenigstens sagen, wie es zugegangen ist."

„Wo ist Joachim?"

„Er ist gestern nachmittag fortgefahren."

„Wohin? Man muß ihm doch Nachricht geben."

„Wir wissen nicht, wohin er fährt. Vielleicht kommt er heute oder morgen wieder. — Setz dich einen Augenblick, Justus. Ich muß es auch. Meine Beine tragen mich nicht mehr."

Justus berichtete. Als er zu Ende war, nahm ihn die Mutter in den Arm und küßte ihn. „Nun mußt du nach Urbig fahren, und Gott helfe dir. Unsere arme Ilse! Ach, Justus, wie ist es gut, daß der Vater das nicht erleben muß! Sieh dir unsere Felder und Wiesen an! Und keine Freude daran, keine! Bloß immer Unruhe! Und kein Lachen mehr im Hause. Ach, Justus, wo soll das hinaus!"

Bernhard von Freidank saß am Frühstückstisch, als Ilse kam. Er hatte gut geschlafen. Armin hatte gestern telegraphiert, daß er das Bild verkauft, der Morgen war wonnig, der alte Herr so zufrieden wie seit langem nicht.

Da trat Ilse ein.

„Guten Morgen, Vater. Gott sei Dank, da sitzest du, und es geht dir gut."

„Sehr gut, mein Kind."

„Und ich hatte solche Angst um dich!"

Der Vater lachte. „Um mich? In aller Welt, warum denn?"

„Hannjörg sagte – –"

„Das ist euer alter Schäfer? Der Schwätzer. Man sollte solchen Leuten das Handwerk legen. Na," er lachte wieder, „wer tot gesagt ist, lebt dafür um so länger."

„Wo ist Armin?"

„Der kommt um elf mit dem Zuge. Denke dir, er hat das Bild verkauft, weißt du, die Flußlandschaft. Das Museum hat es gekauft. Glänzend, was? Was ich an dem Jungen für Freude erlebe!"

„Vater," Ilse sah aus angstvollen Augen auf den Vater, „Vater, es wird doch nichts mit unserem Armin sein?"

Der alte Herr versuchte abermals zu lächeln, aber seine Lippen wurden blaß, das Messer fiel klirrend auf den Teller. Er nahm es wieder auf und schnitt das Brot. „Ilse, sei doch nicht so närrisch. Ich bitte dich, ein gesunder Mensch von fünfundzwanzig Jahren! Der kommt doch weder unter eine Elektrische noch unter ein Auto. Ach, laß doch den Unsinn."

Und Ilse in tiefem Herzweh: „Hannjörg hat es doch aber gesagt, und der irrt nicht."

„Hannjörg, Hannjörg! Ich werde dem alten Esel den Kopf waschen. — Nun hast du mir glücklich den Appetit verdorben."

Tränen in Ilses Augen. „Bitte, sei nicht böse, Vater. Ich will ja alles wieder gutmachen, aber — können wir nicht in der Stadt anfragen?"

„Wir haben keinen Fernsprecher mehr. Armin wollte das Geld sparen. Und wo sollte man denn anfragen?"

„Wenn nicht unmittelbar bei der Polizei, dann bei Justus auf der Handwerkskammer."

„Meinetwegen. Nein, so was! Kommst am frühen Morgen dahergesaust, weil – – Nein, so was!" Er rief eines der Mädchen und gab entsprechenden Auftrag. Sie war unterwegs nach der Posthilfsstelle in Hirzau. Ilse lief in höchster Erregung auf und ab, der Vater saß im Lehnstuhle.

Er vermochte sich vor Unruhe nicht mehr auf den Beinen zu halten.

Justus Wagen brauste in den Hof. Sie hörten es. Ilse drückte die Hand auf das Herz. „Da ist es!" Sie stand mitten im Zimmer. Bernhard von Freidank hatte sich erhoben. Das Zittern war vorüber, der alte Edelmann war Herr seiner selbst.

Justus trat ein, bandagiert, todtraurige Augen unter weißen Binden. Kein Wort im Zimmer. Eine Stutzuhr tickte hastig. Die drei Menschen standen sich gegenüber, das Grauen war zwischen ihnen.

Justus tat einen Schritt, Ilse kam ihm einen Schritt entgegen. Auge ist in Auge gebannt. Eine Männerhand bietet sich dar. Die Frauenhand legt sich darein. „Tot?" Ganz leise und klanglos und doch gräßlich laut. Justus nickt. Bernhard von Freidank in höchster Spannung vornübergeneigt. Ein kurzes knirschendes: Aeh! Aber er steht, er steht wie ein Eichbaum, bebend von unten bis oben.

Justus neigt sich innerlich tief vor den beiden Menschen. Das ist das Ergebnis jahrhundertelanger Erziehung. Kein Aufschrei. Blasse Lippen, tiefe, strenge Augen, die Bitte: „Komm, Vater, setz dich."

„Nein, ich will stehen. Berichten Sie!" Im knappen militärischen Befehlston. Der Bericht ist kurz. Es sind ja nur Tatsachen zu berichten.

„Wo liegt mein Sohn?"

„Im Krankenhause."

„Sie haben dafür gesorgt, daß er nicht wie ein Selbstmörder daliegt? — Ich danke Ihnen. Sie werden erschöpft sein, Herr Doktor. Dürfen wir Ihnen ein Glas Wein an-

bieten? Sie gestatten, daß wir in Ihrem Wagen mit in die Stadt fahren? Danke. — Ich bitte einen Augenblick um Entschuldigung. Ich will mich umziehen. Danke, Kind, ich werde allein fertig. Bleib inzwischen bei deinem Schwager."

Drei Zimmer weiter. Bernhard von Freidank sitzt auf hartem Stuhle. Er wirft den Kopf auf den Tisch. „Mein Junge! Mein lieber, lieber Junge! Mein — mein — mein — Junge!" Die Tränen rinnen in heißen Strömen, alte Hände klammern sich an die Tischkante, müde Schenkel können den Sitz, auf dem sie ruhen, nicht behaupten, die Knie geben nach, mehr, mehr, ruhen auf der Diele, die scharfe Tischkante gräbt ein rotes Mal in gefurchte Stirn. „Mein — Junge! Der letzte — Freidank! Nun muß ich über deinem Sarge unser Wappen zerbrechen. Der alte Stamm hat — kein Mannesreis mehr." Ein letztes Aufstöhnen. Bernhard von Freidank wischt jegliche Tränenspur aus Augen und Bart. Er kleidet sich um. Als er wieder zu Ilse und Justus tritt, ist sein Gesicht eisern, sein Gang fest. „Wir können fahren."

Ilse hat die Zeit über vor Justus gesessen, demütig, still und groß. „Bitte, Justus, erzähle es noch einmal. Recht genau, bitte jede Kleinigkeit."

Er tut es, die Schwägerin sitzt da, die gefalteten Hände vor sich auf dem Tische, die Augen unentwegt auf den Schwager gerichtet. Und aus diesen Augen rinnen Tränen, ganz schwer und langsam, jede groß, jede einzeln. Kein Zucken im Gesicht, über das die Tropfen rinnen.

Als Justus seinen Bericht beendet, reißt er sein Herz weit auf und wühlt darin mit wilden Händen. Der Irrsinn des Überfalls glotzt, der Wahnsinn des Schicksals stiert, der lächerliche Widerspruch der letzten Nacht braust auf. Stück

um Stück reißt es Justus aus seinem zuckenden Herzen. Eine Frauenhand legt sich auf seine geballte Faust. Die Hand ist kühl und lind. Dunkle Augen verlieren ihre Starrheit und sind voll Güte und Erbarmen. Ein Strom wallt auf, ein heiliger Strom. Er wallt zum ersten Male auf, aber er kommt in machtvoller Breite. „Armer Justus!"

Der neigt sich erschüttert über die kühle Frauenhand und küßt sie. Er küßt die Hand einer Priesterin, zu der er aus seiner Kleinheit emporsieht. Sie erschrecken beide und wissen nicht warum.

*

Die Glocken hallen vom Hirzauer Dorfkirchlein. Es sind dünntönige Glocken, aber ihr Hall brandet gegen die Waldmauern und kehrt lauter zurück, als er ausging. Und die Heimat singt dem Toten das letzte Lied. Der Sturm braust. Maiensturm! Aus den tiefsten Tiefen kommt er her, rafft unterwegs von allen Wiesen den Blumenduft zusammen, bringt ihn mit und schüttet ihn in das offene Grab. Herrlich ist des Maiensturmes Lied. Jauchzt er nicht auf: Was ist Sterben? Sterben ist nichts. Lebe, du Toter! Du wirst leben! Ich komme her aus Gottes Herzen und weiß mehr denn ihr alle. Das möchte ich euch künden, aber ihr glaubt es mir nicht.

Im wehenden Winde, der ihm das weiße Haupt- und Barthaar zaust, tritt Bernhard von Freidank an das Grab. Er hat keine Träne, er wankt nicht, er nimmt die dünne Wappentafel, die ihm der Maler aus leichtbrechendem Holz hergestellt, biegt sie mit seinen Greisenhänden, daß sie aufstöhnt und splittert. Die Scherben klappern auf dem Sarge. „Der letzte

Freidank vom Mannesstamme starb. Gott segne die Freidanks." Da ist ein Schluchzen unter denen, die kamen. Es sind nur vier oder fünf aus der Verwandtschaft der Familie gekommen, aber es sind Hunderte schlichter Bauern da. Und sie stehen mit zuckenden Gesichtern. „Der Mann wäre uns ein Führer geworden, wie wir ihn brauchen!"

Von Anfang an war ein Suchen unter den Trauernden. Es fehlt doch einer. Dort steht ja die junge Frau allein. Wo ist ihr Mann? Hat man ihn nicht benachrichtigen können oder hat er nicht kommen wollen? Als die ersten Schollen auf den Sarg poltern, braust der Kraftwagen vor das Friedhofstor. Joachim Knobler hat den Tod des Schwagers heute früh durch Alfred Ritter erfahren.

Er tritt heran, reiht sich ein, wirft drei Hände voll Erde hinab, und sein Gesicht ist rot vor brennender Scham.

Der alte Freidank steht am Grabe, bis sich die anderen verlaufen haben. Das ist wider die Sitte. Landläufig ist es, daß die Angehörigen des Toten zuerst vom Grabe gehen; die Leute warten darauf, daß es auch heute geschieht. Sie gehen erst auf eine bittende Geste des alten Edelmannes. Als sie alle den Friedhof verlassen haben, geht auch die Familie. Sie stehen draußen vor dem Tore. Bernhard von Freidank reicht ihnen die Hand, Justus, Mutter Knobler, Onkel Waldemar. Er steht vor Joachim: „Du fährst wohl deine Angehörigen heim. Ich will mit Ilse allein sein." Es ist leise gesagt, aber der Gesichtsausdruck und Joachims Erröten zeugen, daß hier zwei Menschen auseinander gehen.

In Urbig ist es ganz still. Ein kaum berührtes Abendbrot ist abgetragen, Vater und Tochter sitzen in der Fensternische, vor der die grünen Bäume rauschen. Bernhard von Freidank

ruft das Leben wieder. Seine Trauer ist nicht einen Deut geringer als die anderer Väter, aber er zwingt sie nieder.

„Ilse, ich weiß nicht, ob ich den Anforderungen, die die Wirtschaft heute stellt, noch gewachsen bin.“

„Wir müssen uns nach einem Mann umsehen, der an Armins Stelle tritt.“

„Meinst du, daß ich verpachten soll?“

„Vielleicht ist es das richtigste, Vater.“

„Man könnte auch einen Inspektor nehmen.“

„Den trägt das Gut nicht. Ich weiß überhaupt nicht, ob wir es werden halten können.“

„Es wäre bitter, wenn ich auf meine alten Tage noch von Urbig fort müßte, zumal ich nicht recht wüßte, wohin.“

„Vater,“ Ilse stockt, „es ist mir gestern ein Gedanke durch den Kopf gegangen, ganz, ohne daß ich es wollte. Justus!“

„Wie meinst du, mein Kind?“

„Ich weiß es selbst noch nicht, nur das eine weiß ich: Wenn Justus Urbig übernimmt, dann ist alles gut. Wenn er in der Stadt bleiben muß, weiß ich nicht, was mit ihm werden soll.“

„Meinst du, daß er Urbig kaufen sollte?“

„Nein, Vater. Oder: Ich kann gar nichts sagen. Man müßte mit ihm reden.“

„An das Nächstliegende denkst du nicht?“

„Das wäre?“

„Daß dein Mann Urbig mitverwaltete.“

„Nein.“ Ilse sagte es hart und abweisend.

Der Vater streichelte ihre Hand. „Ich danke dir. Und du warst mir heute nicht böse?“

„Nein, Vater.“

„Laß uns jetzt nicht weiter darüber reden. Es ist gut."

Bernhard von Freidank sah hinauf zu einem Stern, der durch eine Lücke der Baumkrone schimmerte. „Unser Armin! Auf meine alten Tage! Nun habe ich nur noch dich. Wenn man es nur wüßte, aber man bleibt ein Stümper. Wie soll man den Namen Gottes noch einmal in den Mund nehmen können? Ach ja, man stümpert an diesen Dingen herum, um es zuletzt gehen zu lassen, wie es geht."

„Vater, ich bin viel mit Hannjörg zusammen gewesen –"

„Richtig. Der Mann ist auch ein Rätsel. Er hat es gewußt."

„Mehr als das. Er sagt, es wird alles gut."

„Ich möchte wissen, wie. Aber weiß er das eine, warum sollte er das andere nicht wissen?"

Ganz still, fast ohne Bewegung in der Stimme, erzählte Ilse von den mancherlei tiefschürfenden Gesprächen, die sie mit dem alten Schäfer geführt. Er wäre kein Philosoph, frage nicht nach Logik, aber er habe es erreicht, Schwingungen zu spüren, Stimmen zu vernehmen, für die der Mensch des Tageshastens abgestumpft sei. Er gliche einem feinen Instrument mit zarten, empfindlichen Saiten. Diese Saiten tönten bei einer Berührung, die unabhängig sei von Raum und Entfernung. Es wäre Hannjörgs Schmerz, daß er wohl aufnehmen, aber nicht senden könne. Dazu sei er zu schwach, und sooft er es versucht, er habe nie einen Menschen nach seinem Willen lenken können. Das habe ihn so demütig gemacht, daß er nichts weiter wisse als: Man muß es Gott überlassen, und er sei in langem Nachdenken dahin gelangt, zu sagen: Gott hat mir, was ich von mir aus gern möchte, darum versagt, um mir die Verantwortung abzunehmen.

So traure er wohl zuweilen, wenn er ein Geschick sich vollenden sehe, das er wenden möchte, aber er bescheide sich und kehre aus der Trauer immer sehr bald wieder zu der stillen, inneren Ruhe des Weisen zurück.

Einmal habe er von der Wertung der Geschehnisse gesprochen, von der Menschen Auflehnung gegen das Unbegreifliche. Es sei lange her und damals gewiß nicht in der Absicht gesagt, Ilse eine Hilfe zu geben in Stunden schwerster Not. Woran wir krankten, habe er gesagt, sei das, daß wir Gottes Wege mit dem Metermaß messen wollten. Das könne nie und nimmer gelingen. Es gäbe keinen Maßstab, der an den Gottes heranreiche, es gäbe auch keine Möglichkeit, Gründe und Ziele dessen zu erkennen, was Gott tue. So schwer es uns werde, es hülfe nichts, man müsse sich damit abfinden, daß vor dem Ewigen das Zeitliche in allen seinen Arten und Formen, in seinem Leben und Sterben, Siegen und Unterliegen gleich sei. Soweit es sich um den Menschen handle, werde davon sein ewiges Teil nicht berührt. Für dies ewige Teil aber sei die Zahl der Jahre nebensächlich.

Das waren Hannjörgs Gedanken gewesen, nur hatte er sie schlichter und unbeholfener dargestellt, als es Ilse jetzt tat. Sie widerstrebten Bernhard von Freidank zunächst. Als er aber am anderen Morgen nach einer schlaflosen Nacht seine Tochter in den Arm nahm, sagte er unvermittelt: „Ilse, es bleibt einem gar nichts weiter übrig, als es dem alten Hannjörg gleichzutun. Man hat das übrigens schon immer gemacht, aber man hat die Gedanken nicht seziert. — Geschlafen hast du nicht viel, Kind. Ich auch nicht. O ja, es ist schwer. Man kommt mit seinem Jammer noch gar nicht zurecht, und schon ist man gezwungen, sich um Dinge zu kümmern,

die man am liebsten wer weiß wie weit wegwerfen möchte, und sich mit Fragen herumzuschlagen, die so gar nichts mit dem zu tun haben, woran man jetzt einzig denken will. Das erscheint einem grausam gegen den armen Armin." Der Vater streichelte Ilse. „Komm, Kind, du mußt mir wieder anfangen zu essen. Nachher tragen wir Armin einen Strauß Feldblumen hinaus."

Der Maientag war sonnig. Die Stare jauchzten in den Linden, die Lerchen jubelten, die ganze Welt war Lachen und Sieg. Bernhard von Freidank und seine Tochter erwogen im Laufe des Tages still und ernst alle Fragen, die sich aus der veränderten Lage ergaben. Soweit es sich um die Wirtschaft handelte, einigten sie sich dahin, daß Ilse mit dem Schwager reden solle. Was an sich unsinnig erschien, war im Hinblick auf Justus augenblickliche innere Verfassung und seine angeborene Neigung vielleicht eine gern ergriffene Lösung. Die beiden Menschen scheuten sich, auch nur mit einem Worte dahin zu deuten, daß sich möglicherweise an Justus Schicksalswollen zu vollziehen begänne, — es wäre dem Toten gegenüber herzlos gewesen, — aber Ilse spürte deutlich, wie der Gedanke an ihr Innerstes pochte. Justus, der sich unter Schmerzen von Hoheneiche losgerissen, der in der Stadt nicht Wurzel zu schlagen vermocht, den sie nun vollends anstierte wie ein rasendes Tier, er konnte zurück zur Mutter Erde.

Bernhard von Freidank ging auch dem nicht aus dem Wege, was ihn am tiefsten beunruhigte. Armins Leben war vollendet. Wie wollte sich das Ilses gestalten? Er war vorsichtig, aber er vermied eine Erörterung der Frage nicht, ob es nicht richtiger sei, Ilse selbst kehre nach Urbig zurück.

Was Armin seit langem gefühlt, das sähe er, der Vater, nun auch. Die Ehe sei nicht glücklich. Ilse fand nicht den Mut zu einem entschiedenen Widerspruch, sondern gab zu, daß auch sie geglaubt habe, das Zusammenleben mit Joachim werde sich anders gestalten. Ihn davon zu entlasten, daß es nicht möglich gewesen war, ihm Nachricht zu geben, das vermochte sie nicht, und die versuchte Entschuldigung, er habe Geschäfte und sei nun einmal der Meinung, sie nur allein durchführen zu können und zu müssen, mißlang.

Bernhard von Freidank geriet in starke Erregung. Joachim sei kein Geschäftsmann, er sei Bauer. Gebärde er sich als Geschäftsmann, dann müsse man Armin recht geben, der ihn einen Überläufer genannt. Es bedürfe aber in jedem Falle gar keiner Erörterung: Wenn ein Mann vorhat, etliche Tage auszubleiben, dann hat er seiner Frau, wenn er ihr schon durchaus nicht sagen will, um was es sich handelt, mindestens mitzuteilen, wo und wie er zu erreichen ist. Das nicht zu tun, ist nicht nur rücksichtslos, sondern es ist auch dumm. Kann es nicht auch daheim unvorhergesehen auftretende Dinge geben, die des Mannes Anwesenheit, mindestens seine Entscheidung erfordern?

„Ilse, bist du dir denn nicht zu gut dazu, daß dein Mann über dich hinweggeht?"

Die junge Frau sah in ihren Schoß. „Vater, man kann manches nicht sagen. Du verlangst es auch nicht, nicht wahr? Laß mir Zeit. Joachim ist in manchen Dingen ein Stiefkind des Lebens gewesen. Er ist nicht allein für sich verantwortlich zu machen. Es wäre gewiß vieles anders, wäre eben manches Frühere nicht gewesen. Nun hat er Not mit sich selber, möchte vielleicht, kann nicht, will und will doch auch

nicht. Ach, so leicht ist er nicht zu beurteilen." Sie sah den Vater mit weit offenen Augen an. „Wenn du mich fragen würdest, wie ich mir die Zukunft denke, dann müßte ich sagen: Ich weiß es nicht. Ich hoffe, und ich will meine Pflicht tun." Ihr Gesicht ward entschlossen und fest: „Mein Recht werde ich fordern. — Und sonst -- Vater, erhalte dich mir. Ich brauche dich."

„Ja, mein Kind. Unser beider Herzen liegen jetzt mit in dem Grabe drüben. Armin gibt sie uns eines Tages wieder; denn wir leben. Und nun wollen wir abwarten, wie es Gott fügt. Wenn dein Schwager nach Urbig käme, würde ich froher sein, als ich sagen kann. Ich habe den Menschen lieb."

Die Nacht feiert. Ilse ruht grübelnd auf ihrem Lager. Wie wird sich Joachim jetzt geben? Wird ihn das harte Erleben so erschüttert haben, daß sie nun nicht mehr nur ein Leib, sondern auch ein Herz sind? Wie wird er ihr von sich aus über den Jammer hinweghelfen? Es ist furchtbar, daß man solche Fragen aufwerfen muß. Sie kann es nicht wehren, sie muß an Justus denken. Wie sie in bitterer Stunde ineinanderfluteten, eines dem anderen helfend. Wie er sein Herz vor ihr auftat, sich über ihre Hand neigte und dankbar war für die geringe Wohltat, die sie, die selber Schmerzzerwühlte, ihm erweisen konnte. Es ist so leicht, einander Gutes zu tun. Aber furchtbar ist die Einsamkeit, das Draußen-stehen-müssen. Das kann sie nicht auf die Dauer ertragen.

Sie haben beide, Vater und Tochter, erwartet, daß Joachim wenigstens am anderen Tage kommen werde, sich zu entschuldigen und seine Frau heimzuholen. Er kommt nicht. Da geht Ilse kurz nach dem Mittagbrot hinauf nach Hoheneiche. Sie begegnet unterwegs Hannjörg und unterhält sich

eine Weile mit ihm. In des Mannes Augen ruht trotz allen Mitgefühls mit der jungen Frau, die er liebhat, eine wunderbar stille, ihrer selbst sichere Heiterkeit. Ewigkeitsodem lebt in dem Manne. Mit einer im Allerletzten wurzelnden Kraft hat er das aus sich zu machen vermocht, wozu die Menschen einmal wohl überhaupt bestimmt waren, den Wanderer aus Ewigkeiten in Ewigkeiten. Was der schnellebige Tag mit seinem Glitzern und Gleißen wie mit seinem Ringen und Hasten in den anderen erschlagen, das hat er sich zu erhalten vermocht, indem er sich eingliederte in die große Einheit der Schöpfung und lächelnd auf Dinge verzichtete, an denen die Menschheit den Fortschritt zu messen sich gewöhnt hat. Scheinbar in engen Grenzen wandelnd, hat er seine Grenzen in Wirklichkeit bis in die fernsten Fernen des Alls gesteckt. So kann er geben, und so gibt er. Er gibt wie die Weisen aller Völker und Zeiten, die auch nie anders wurden und lebten als abseits des bunten Jahrmarktes des Lebens. Er gibt der wunden Frau auch heute. Stille sein, es wird alles gut. Man muß nur immer tun, was einem das Herz gebietet, das der beste Berater ist. Der Kopf lügt, das Herz lügt niemals. Ja, das arme Herz muß oft bittere Schmerzen leiden, aber es ist dafür auch ein Riese an Kraft. Stille sein. Es kommt nichts aus Gottes Händen, das nicht gut ist.

Unbeholfene Worte, aber Augen, die hinein in ihre Güte bannen. Das letzte Stück Weges nach Hoheneiche wird Ilse leichter als der Weg aus dem Tale herauf. Mild gestimmt, weich, bereit zu vergeben, schreitet sie auf das Haus zu. Sie findet die Mutter in der Stube.

„Guten Tag, Mutter."

„Guten Tag, Ilse." Dorothea Knobler umfängt die

Schwiegertochter und drückt sie an das Herz. Wie gut es tut. Wie warm Mutterarm ist! Aber es ist etwas in und um Mutter Dorothea, etwas Unaussprechliches. Halb ist es Trauer, abseits des Trauerfalles, halb schmerzvoller Zorn.

„Nun bist du allein gekommen."

„Joachim hat gewiß geglaubt, ich würde noch ein paar Tage bei dem Vater bleiben."

„Ja, das hat er wohl geglaubt."

„Ich muß in der nächsten Zeit öfters einmal nach Urbig gehen. Der Vater ist so allein."

„Der arme Mann! Komm, Ilse, Joachim ist in seiner Stube."

Sie nimmt die Schwiegertochter an der Hand und geleitet sie die Treppe hinauf. Der Griff ist hart, der Schritt entschlossen. Sie haben in Hoheneiche zwei schwere Tage hinter sich. Die Brüder haben sich entzweit. Die Mutter hat es Justus schon auf der Rückkehr vom Grabe angesehen, daß es mächtig in ihm arbeitete. Daheim hat er dem Bruder keine Zeit gelassen, sich umzukleiden. Er hat kurzerhand eine Aussprache gefordert. Die Mutter ist nicht dabei gewesen, aber Justus hat ihr berichtet, daß das Tuch zwischen ihm und Joachim zerschnitten ist. Er ist noch am selben Abend in vollem Zorn zur Bahn gegangen. Den ihm durch die Mutter angebotenen Wagen hat er abgelehnt. Nein, er will Joachim in nichts mehr verpflichtet sein.

So, in heißer Erregung, hat er die Mutter an sich gerissen.

„Leb wohl, Mutter, und denk nicht böse von mir, aber ich kann da nicht mehr mit. Lieber Gott, was tut er der armen Frau an, was dir und Hoheneiche! Nein, das habe ich von meinem Bruder nicht erwartet!"

Frau Dorothea begütigt, sie bittet, Joachim rufen zu dürfen, um zu vermitteln. Sie beruft sich auf ihre Mutterrechte; Justus ist außer sich. „Später, Mutter, wenn es sein kann und muß, heute nicht. Ich kann nicht mehr."

Es war eine harte Auseinandersetzung zwischen den Brüdern gewesen. Justus hatte es bestimmt falsch angefangen – – aber wer will ein heißes Herz schelten? Kurz und knapp war er vor den Bruder hingetreten. „Wo warst du?"

Schon die Frage hatte Joachim, der sich durch seinen Schwiegervater gekränkt fühlte, die Röte in das Gesicht gejagt. „Justus, so lasse ich mich nicht fragen. Ich gebe zu, daß ich einen Fehler gemacht habe, aber – –"

„Was hast du gemacht? Bloß einen Fehler? Einen Fehler macht ein Schuljunge, der Äpfel maust, du – –"

„Nun, ich?"

Ein Fluch aus Justus Munde. „Keine Möglichkeit, dich zu erreichen, kein Teufel weiß, wo du steckst. Ist das eine Art? Schliefst ein wie der Dachs in dem Bau. Deine Frau hat keine Ahnung, Mutter weiß nichts. Glaubst du denn, du hast Holzklötze vor dir? Wenn du keinem Menschen ein Wort sagen kannst, nicht mal sagen kannst, in welchem Nest du steckst, dann muß es faul um deine Sache stehen, das sage ich dir."

„Was du mir zu sagen hast, das ist nebensächlich."

„Glaube ich. Tust wenigstens so, aber ich kenne dich besser. Dir ist verdammt nicht wohl unter der Weste. Wenn ich es nicht Mutter zuliebe gelassen hätte, dann hätte ich deine Tür eingetreten und deinen ganzen dreckigen Laden durcheinander geschmissen. Ich hätte schon rausgekriegt, wo du warst. Aber ich hab's Mutter zuliebe nicht gemacht."

Joachim lächelte. „Es wäre dir auch schlecht genug bekommen."

„Mach dich nicht lächerlich. Ich komme ohne dich aus. Wer von uns beiden den andern zuerst brauchen wird, das weiß ich. Für mich stehe ich nicht hier. Ich stehe für deine Frau und die Mutter."

„Für meine Frau?"

„Du brauchst dich nicht auf den Mißtrauischen hinauszuspielen. Wir haben nichts miteinander und werden nichts haben. Schäme dich, daß du auch das fertigbringst! Laß jedes Wort. Deine Augen reden deutlich genug. Ja, ich stehe da für deine Frau, die zu gut für dich ist. Sie ist groß, du bist eine Krämerseele. Den Bauern hast du in dir totgeschlagen. Jetzt bettelst du vor fremden Türen."

„Justus, ich rate dir, halt ein, wenn du nicht willst, daß es aus ist zwischen uns."

„Gerade das will ich. Es soll aus sein. Ich mache mich nicht mitschuldig an deinen ‚Geschäften'. Ich will reine Hände haben, wenn Hoheneiche zum Teufel geht. Aber ich habe deine Frau gesehen und habe den alten Herrn gesehen, als ich ihnen die Nachricht von Armins Tode brachte. Wir sind Stümper gegen die zwei, Stümper. Ich kann mich in meine Tretmühle zurückziehen und die beiden Menschen, die ich innerlich nicht erreiche, ihre Wege gehen lassen. Dir ist einer von beiden, der wertvollere vielleicht, in die Hand gegeben, und du weißt nicht, was du an ihm hast, weist ihn von dir, während er dir hundertmal überlegen ist, schmeißt Dreck auf ihn, weil du seinen Glanz nicht vertragen kannst. Du willst sie nicht mit deinen Sorgen belasten. So hast du ja wohl immer gesagt. Belasten! Nee, ganz anders. Du willst

dich nicht belasten lassen. Eine Schande ist es, wie du die Frau behandelst. Aber das will ich dir sagen: Sie ist stark genug, die Einsamkeit, in die du sie hineinjagst, zu überwinden. Du bist es nicht. Wenn du nicht von allen guten Geistern verlassen bist, dann dreh um. Und die Mutter? Sieh sie dir an. Grau war sie schon lange. Jetzt ist sie schneeweiß. Du machst auch ihr das Haus zur Hölle. Sie werden beide, Mutter und Ilse, wenn es not tut, auch mit dem Schwersten fertig, aber zu sehen, daß sich hier etwas tut, das du vor ihnen verbirgst, obwohl ihr eigen Schicksal davon abhängig ist, das sie fürchten müssen, eben weil sie es nicht kennen, das zermürbt. So quälst du Menschen, die weiter nichts wollen, als mit dir zusammengehen. — Ich bin fertig. Eine Antwort brauche ich nicht."

Damit war Justus zur Tür hinausgegangen. Eine reichliche Stunde später, der Sohn wanderte indessen nach Bachfeld zu, trat die Mutter ein. Sie ließ sich müde auf einen Stuhl nieder. „Joachim, mußte das sein?"

„Was meinst du, Mutter?"

„Daß du dich mit Justus, der es doch nur gut meint, entzweitest und daß du nicht zu erreichen warst."

„Das erstere ist nicht meine Schuld. Ich frage nicht, ob er seine Sache als Syndikus versteht, er soll mich ebenfalls meinen Weg gehen lassen. Das andere? Pech. Wem, außer mir, passiert so etwas?"

Mutter Dorothea aber ließ nicht nach. Sie war nicht so ungestüm wie Justus, redete und warb mütterlich warm, aber sie war gleich entschlossen und in ihrer Forderung klarer und bestimmter. „Ich verlange, daß ich weiß, was mit und um Hoheneiche, in das ich auch ein Vermögen eingebracht,

geschieht, und ich verlange, daß du deine Frau endlich zu der Gefährtin machst, die sie zu sein verdient."

Joachim schüttelte den Kopf. „Ihr habt euch alle miteinander geradezu in den Gedanken verrannt, daß ich Hoheneiche zugrunde richte. Wie kommt ihr dazu? Was gibt euch ein Recht? Habt ihr irgendwelchen Beweis in der Hand? Keinen. Wäre Justus an meiner Stelle, täte er, was ich tue, niemand dächte daran, ihm in den Arm zu fallen."

„Das alte Lied, Joachim. Du willst nicht. Aber da du die Rede auf Justus bringst: Er würde eben anders sein. Ich will gar nicht fragen, ob er überhaupt etwas anderes gewollt hätte als nur Hoheneiche. Wahrscheinlich nicht. Hätte er es aber getan, dann wüßten wir, was er wollte, wie weit er ginge. Er säße unter uns, und wir redeten darüber."

„Der eine so, der andre so."

Das Wort klang unfreundlich. Mutter Knobler machte einen letzten Versuch, holte alle Sorgen ganz tief aus dem Herzen heraus und sah, daß sie doch nicht einen Schritt weiter kam. Als Joachim, um sich zu rechtfertigen, vollends erklärte, Weihnachten, da er mit Justus verhandelt habe und unsicher geworden sei, habe er sowohl seine Frau als auch seine Mutter gesucht, sei er bereit gewesen, seine Pläne aufzugeben, aber niemand habe sich um ihn gekümmert, sie hätten die Beleidigten gespielt, da war die Mutter empört. So weh es ihr selber tat, sie nahm alle Schuld, die Joachim ihr und Ilse aufbürden wollte, und warf sie auf ihn selber zurück. Das sei seine Art, das wisse sie, immer andere verantwortlich zu machen. Sie erkläre ihm aber, daß sie sich damit nicht einfangen lasse. Nun möge er machen, was er wolle. Sie werde

dafür zu sorgen wissen, daß ihr Teil an Hoheneiche unberührt bleibe.

Joachim saß nach den beiden Aussprachen mit zusammengekniffenen Lippen an seinem Schreibtisch. Es gelang ihm weder ein überlegenes Lächeln noch der Trotz, der sich fester verbeißt. Was er begonnen, wirkte sich aus, und der Anfang war schlecht. Ein Brand hatte einen Teil der Ritterschen Fabrik zerstört. Man forderte von ihm keine Nachzahlung, aber eine Verzinsung der Einlage war in diesem Jahre kaum zu erwarten. Der Zufall spielte. Joachim hatte nur vorgehabt, einmal wieder mit Alfred Ritter zusammenzusitzen. Er bedurfte dessen, um ruhig zu sein, da ihm die Ruhe des Geschäftsmannes restlos fehlte, er zu jeder Stunde nicht mehr als ein spekulierender Bauer war. Allzuviel fragen durfte er nicht. Die Ritters hatten es ihm deutlich gemacht, daß Geldgeben noch nicht hieße, mit entscheiden können. Es war ihnen leicht gewesen, ihm zu zeigen, daß er praktisch nichts verstand. So blieb Joachim Knobler nichts übrig, als sich zu bescheiden. Erklärungen, daß das Geschäft gut gehe, nahm er dankbar hin. Nun hatten sie plaudernd zusammengesessen. Da hatte der Fabrikwächter in das Horn gestoßen. Das Wollager stand in Brand, die ganze Fabrik war gefährdet. Sie ward erhalten, der Schaden war durch Versicherung leidlich gedeckt, aber es trat vorerst ein mindestens achttägiger Arbeitsausfall ein. Ob die Neukäufe zu den alten Preisen zu tätigen waren, war sehr fraglich. Die Ritters waren beide verstört gewesen. Zum ersten Male hatte Joachim gesehen, daß sie ihre Ruhe verloren. Zumal der alte Herr war aufs höchste erregt. Es war zuweilen, als suche er Hilfe bei seinem Sohn. Erst am zweiten Tage hatte er sich wiedergefunden.

Dies alles, ein paar unbeherrschte Blicke zwischen Vater und Sohn hin und her, ein paar Seufzer, es hatte Joachim beunruhigt. Das kaum niedergehaltene bäuerliche Mißtrauen war wach geworden. So war Knobler länger geblieben, als er gewollt, hatte in keine Zeitung gesehen, war zu der Bank gelaufen, die ihn seinerzeit beraten, hatte eine unbestimmte Auskunft erhalten — Schicksalsschläge könne niemand voraussehen — und war von Alfred Ritter mit der Nachricht vom Tode seines Schwagers überrascht worden.

Dies alles in sich verarbeitend, dazu durch die Aussprachen mit Mutter und Bruder beschwert, saß Joachim fast die ganze Zeit über an seinem Schreibtisch. Er hatte für die junge Maienwelt draußen weder Auge noch Ohr. Auf Hoheneiche lebend, war es doch tot für ihn. Man sah und hörte ihn da oder dort, aber immer kehrte er bald wieder an seinen Schreibtisch zurück, gequält von dem deutlicher werdenden Empfinden, daß er dem begonnenen Unterfangen nicht gewachsen sei. Geld war für ihn nicht Geld schlechthin. Er stand ihm nicht kalt wägend, unpersönlich gegenüber. Geld war ihm Wald, den er hatte schlagen lassen, war ihm Hoheneiche, das er belastet.

So grübelnd fanden ihn Mutter und Ilse. Die Mutter stieß die Tür hart auf. „Da bringe ich dir unsere arme Ilse.“ Dabei ein scharfer, fordernder Blick in seine Augen hinein. „Du weißt, was ich erwarte.“ Frau Dorothea ging wieder hinaus.

Joachim erhob sich langsam und schwer. Er streckte Ilse die Hand entgegen. „Es tut mir aufrichtig leid. Wer hätte das erwartet oder nur für möglich gehalten! Die Menschen sind wie die Tiere! — Komm, setz dich.“

Die Frau aber stand und sah den Mann an, der ihrem Blicke unsicher auswich. Sie spürte noch warmen Mutterarm um ihre Hüften, spürte noch des Vaters Herz an dem ihren schlagen und seine Hand auf ihrem Scheitel ruhen. Und dem sie zu eigen war, der ihr unter allen Menschen jetzt am nächsten stehen mußte, nahm sie nicht in den Arm und küßte nicht ihre Augenlider, daß sich die wohltuenden Tränen lösten. Ilse begann gleichzeitig zu frieren und zu erglühen.

Die Hände lösten sich. Joachim begann wieder zu reden. „Und nun mußte ich ausgerechnet nicht daheim sein."

Der Blick irrte wieder ab. „Solches Pech kann auch nur ich haben! Ausgerechnet, wenn ich einmal zwei Tage weg bin! Andere sind vier Wochen weg, und wenn sie heimkommen, finden sie alles beim alten. — Aber setz dich doch wenigstens, Ilse."

Die Frau stand. „Joachim!" Sie sah ihn an, als frage sie: Ja, bist du es denn überhaupt? Und als sich ihr verlegen trotzige Augen entgegenhoben: „Mein Gott, Joachim!"

Der Mann bog die Schultern vor und strich sich über die Stirn. „Ja, ja, ich weiß es ja. Natürlich."

„Was weißt du denn?"

„Daß ich — schuld bin."

„Das weißt du? Mehr weißt du nicht? Mehr nicht?"

Joachims Wangen röteten sich. „Nun fallt nur alle über mich her. Mit Justus bin ich auseinander, mit Mutter ist es nicht viel besser. Jetzt fang du noch an."

Ilse setzte sich. „Nein, nein, du brauchst keine Sorge zu haben. Ich dachte nur — — Ich hatte es mir anders vorgestellt, aber du kannst nicht. Nun ja."

„Hat sich denn dein Vater wieder einigermaßen beruhigt?"

„Er ist keinen Augenblick außer sich gewesen. Das ist nicht unsere Art."

„Du mußt nicht denken, daß ich es deinem Vater übelgenommen habe."

Ilse beobachtete ihren Mann und erschrak vor sich selber. Mein Gott, was ist das? Hier redet ja ein Fremder. Lieber Gott im Himmel, was ist das? Wo habe ich denn die ganze Zeit her meine Augen gehabt? Wo ist denn mein Herz gewesen? Was will denn der Mann von mir?

Sie zerbeißt einen Aufschrei zwischen den Zähnen, rückt sich zurecht, begrenzt den Blick, der in das Unendliche ging.

„Joachim, so leid es mir tut, aber auch ich muß mit dir reden. Es ist nicht nur schmerzlich, es ist beschämend und erniedrigend für mich, daß ich in Stunden, in denen wir Seite an Seite gehören, dich nicht zu finden weiß."

„Es war Pech, ich sage es ja. Genau so, wie es Pech war, daß ich ausgerechnet hineinplatzen mußte, als dein Vater – –"

„Bitte, nicht. Das tut zu weh." Und ernst und kalt: „Es soll also auch jetzt bleiben, wie es war?"

Joachim strich über die Stirn. „Bleiben, wie es war!" Er schüttelte den Kopf. „Nun sind auch wir zwei glücklich so weit. Was entbehrst du denn? Habe ich es hier auf Hoheneiche, hier, wo wir eben Mann und Frau sind, dir gegenüber an etwas fehlen lassen?"

„Ja, auch, aber ich muß zugeben, daß wir da immerhin miteinander reden, dann und wann beraten und zusammen arbeiten."

„Siehst du, und wenn ich es wirklich manchmal habe fehlen lassen, ich will es ja anders machen, es soll nicht an mir liegen. Bringe es doch fertig, den Mann, der hinaus muß,

weil er draußen seine Geschäfte hat, von dem zu trennen, der daheim ist."

„Das bringe ich so wenig fertig, wie du es selbst fertigbringst. Meinst du, wir spürten und sähen es nicht, wie dich deine Geschäfte hier verfolgen? Gib mir Unrecht, wenn du kannst: Du denkst an nichts weiter und beschäftigst dich mit nichts anderem. Das ist natürlich. Anders wäre es widernatürlich. Genau so, wie es widernatürlich ist, von mir zu verlangen, ich soll den Landmann auf Hoheneiche von dem Geschäftsmann draußen trennen. Es ist demütigend für mich, dich immer wieder um eine Selbstverständlichkeit bitten zu müssen. Du brauchst nicht zu glauben, daß es Neugierde wäre, ich will mich nicht in deine Geschäfte mischen, ich frage nicht einmal danach, ob du Hoheneiche gefährdest oder nicht, es ist ganz einfach so, daß zwei Menschen, die nicht miteinander streben und sich aufwärtsringen, zwei Menschen, zwischen denen Offenheit und Vertrauen nicht vorhanden sind, sich auseinanderleben."

„Ilse," Joachim war in ehrlicher Not, „muß denn das alles sein?"

„Du meinst dies Auseinanderfallen? Das geschieht von selbst und so naturnotwendig, wie auch das stärkste Tau reißt, wenn du es zu sehr belastest. Aber ich sehe, wir kommen nicht zum Ziele. Wie es ausgehen wird, das weiß ich heute noch nicht. Vorerst muß ich dir das eine sagen: Es wäre jetzt das Nächstliegende und Selbstverständliche, daß du fragtest: Was wird nun aus Urbig? Joachim, hier liegen m e i n e Geschäfte, und ich werde sie genau so regeln wie du die deinen, allein und ohne Aussprache."

Ilse drückte die Hände gegen die Schläfen. „O weh!

Und um ein Phantom! — Ich will jetzt gehen, Joachim, oder hättest du noch etwas zu erörtern?"

„Zu erörtern nichts, zu sagen, daß ihr beide, du und Mutter, ebensoviel Schuld habt, wenn du schon von Schuld reden mußt." Er kam wieder auf die Zeit kurz nach Weihnachten.

Ilse sah ihn erstaunt an. Sie schüttelte den Kopf, schwieg und ging hinaus.

Joachim fuhr am Abend wieder davon. Er fuhr nur in die nächste Stadt und suchte wieder einmal den Kreis auf, den er lange gemieden hatte.

Auf der Bank aber, die gegen den Wiesenhang aufgestellt war, saßen Mutter Knobler und Ilse. Die Mutter hatte harte Worte gesprochen und den Sohn nicht geschont. Ilse hatte ihr den letzten Ausgang des Gespräches mit Joachim erzählt, und Mutter Dorothea ihn entschlossen gebilligt. Nun offenbarte Ilse ihre Absicht, Justus zu fragen, ob er Urbig übernehmen wolle. Mutter Knobler erschrak zunächst und wehrte ab. Justus könne doch seinen Beruf nicht aufgeben.

„Mutter, soviel ich weiß, ist er nicht unvermögend. Könntest du dir nicht denken, daß er Urbig eines Tages einfach kaufte?"

Mutter Knobler sah die Schwiegertochter nachdenklich an. „Das wäre allerdings ein Gedanke."

„Er würde einen großen Teil der Schulden abstoßen können. Es wäre auch dann nicht ganz leicht, aber ein Mann wie Justus schafft es."

„Und du? Dann habt ihr keinen Freidankschen Besitz mehr."

„Nein, aber wozu auch. Es ist ja kein Freidank mehr da. — Mutter, meinst du, daß sich Justus wirklich in einer ihm so wesensfremden Arbeit, wie er sie jetzt hat, jemals wohlfühlen wird?"

Ein scharfer Blick aus Mutteraugen. Nein, es ist nichts Unlauteres in Ilses Augen. Sie sind traurig, aber rein und klar. Und nun spinnt die Mutter den Gedanken, den die Schwiegertochter durch ihre Frage anregte, weiter. Ja, in Justus lebt die Erde. All sein Sehnen geht zu ihr. Sie gibt ihm Kraft, sie befreit ihn.

„Ilse, der arme Armin! Daß er so jung sterben mußte! Aber wenn ihn einer dir, deinem Vater und Urbig ersetzen kann, dann ist es Justus." Sie faltete die Hände und sah in das dunkelnde Land hinaus. „Vater, es hat dir so weh getan, daß Justus aus der Heimat fort mußte, es hat dir so leid getan und nun — — Ja, Ilse, fahre hin zu Justus und sage ihm, daß ich es gern sähe, wenn er heimkäme. Wir brauchen ihn beide."

„Gut, Mutter. Ich weiß, ich tue Joachim weh, aber es muß sein."

„Ja, es muß sein."

„Um eines bitte ich dich noch: Wir wollen Joachim nicht richten. Ich weiß, er ist nicht glücklich. Nicht wahr, Mutter, wir wollen ihm helfen, wenn es nötig ist."

Jetzt glänzte eine Träne in Mutter Knoblers Augen. „Gott gebe, daß er sich helfen läßt."

7.

Justus hatte sich kopfüber in seine Arbeit gestürzt. Er ging selten in Vater Schwarzens Weinstube. Die Freunde verstanden ihn. Das Erlebnis hatte ihn zu stark erschüttert, er kam noch nicht wieder mit dem Leben zurecht. So angenehm es dem Kammerpräsidenten war, daß sich sein Syndikus der Handwerkersache in solch außerordentlicher Weise annahm, er warnte ihn. Herr Dr. Knobler sähe schlecht aus. Er möge nicht übertreiben.

Justus achtete es nicht. Jeden Abend nahm er sich einen Haufen Arbeit mit heim und saß bis weit nach Mitternacht. Die Vorträge, die er hielt, waren gegenüber früher wesentlich schärfer in den Forderungen. Aus Trotz hatte sich Justus derselben vaterländischen Vereinigung angeschlossen, deren Abzeichen Armin verhängnisvoll geworden war. Tag für Tag trug er dies Abzeichen mit deutlicher Herausforderung durch die Straßen. Ein älterer Arbeiter, mit dem er früher wiederholt gesprochen, gesellte sich auf dem Heimwege zu ihm. Er verstand Justus Gedankengang. „Herr Doktor," sagte er, „die Leute, die Ihren Freund totgestochen haben, gehören nicht zu uns. Wir wollen so wenig mit ihnen zu tun haben wie Sie. Tragen Sie ruhig das Ding da. Es reißt es Ihnen keiner von uns herunter, und wenn es ein anderer versucht, und wir kommen dazu, dann sind wir auf Ihrer Seite. Wir führen unseren Kampf anders als mit Messern und Knüppeln."

Justus antwortete gereizt, der Arbeiter blieb ruhig. Sie trennten sich nicht im Einvernehmen, aber sie achteten einander.

Neben der Erledigung seiner beruflichen Arbeiten beschäftigte sich Justus eingehend mit der Lage der Industrie. Mit ingrimmigem Behagen stellte er fest, daß auch sie mehr und mehr in den großen Niedergang hineingezogen wurde. Es war nicht schön, aber Justus schickte des öfteren Drucksachen an seinen Bruder, ohne den Absender anzugeben. Joachim würde ihn natürlich erraten. Er sollte es. Höllenqualen sollte er leiden. Nie wählte Justus einen zuversichtlichen Artikel. Die Statistiken über die wachsende Zahl der Konkurse, der Geschäftsaufsichten, die sandte er, vieles rot unterstrichen. Und die trüben Ausblicke auf die Gesamtwirtschaftslage sandte er. Auch in ihnen rote Striche und Ausrufungszeichen am Rande. In wildem Grimm freute er sich, daß das alles den Bruder beunruhigen mußte. Er erreichte seinen Zweck. Joachim, der nie ein Mann klaren, besonnenen und gesunden Wollens gewesen war, las alles, lief wie gehetzt über seine Felder und durch seine Forsten. So hatte Justus gerechnet, und das hatte er gewollt. Eines aber übersah er. Er traf nicht nur den Bruder, er traf auch Mutter und Schwägerin. Die drei Menschen rückten immer mehr auseinander. Aller gute Wille von Ilses Seite war umsonst. Weniger denn je war der spekulierende Geschäftsmann von dem Bauer von Hoheneiche zu trennen.

Mit einem Schlage hörten die Sendungen auf. Justus bereute zwar nicht, aber er schämte sich.

Es war ein regnerischer Tag gegen Ende Mai, als Ilse ihren Besuch ankündigte, ohne dessen Zweck zu verraten.

Justus holte sie anderen Tages an der Bahn ab. Er wollte sie in ein Lokal führen, aber sie bat, mit ihm in sein Büro gehen zu dürfen. Der nüchterne Raum sei zu nüchterner Erörterung am geeignetsten.

Und nun saß sie vor ihm auf hartem Stuhle, ernst, dunkel gekleidet, ganz ohne Erregung.

„Justus, willst du Urbig übernehmen?"

Alles hätte Justus für möglich gehalten, hundert Dinge, um die es sich vielleicht handeln könne, hatte er erwogen, aber daß die Frage an ihn herantreten würde, das hatte er nicht erwartet, ja, er hatte sich, so nahe es eigentlich lag, überhaupt noch nicht mit der Zukunft Urbigs beschäftigt, sondern war wie ein Gaul am Göpel immer in einem bestimmten engen Kreise gelaufen.

Nun schloß er einen Augenblick wie geblendet die Augen. Ilse wartete ruhig. Justus atmete tief. Er sah die Schwägerin an.

„Ist das dein Ernst, und will es dein Vater auch?"

„Ja, Justus."

„Was — was — sagt denn Joachim dazu?"

„Ich habe erwartet, daß du das fragen würdest. Er weiß nicht, daß ich bei dir bin, weiß nicht, daß ich dir die Frage vorlegen wollte, wird von mir aus nicht erfahren, wie du dich entscheidest, auch nicht, wann du nach Urbig gehst, falls du annimmst. — Ich muß rückhaltlos mit dir reden."

Frau Ilse tat es. Justus hörte finsteren Gesichts zu. Die Ausführungen der Schwägerin waren kurz. Sie genügten. Justus hörte zwischen den Worten. Es war ein Jammer.

„Und nun, Justus," endete Ilse, „wiederhole ich meine Frage. Ich kann dir keine Bedenkzeit geben, es sei denn ein

paar Stunden. Ich will nicht dein Herz anrufen, ich sage dir, daß wir schwer verschuldet sind, daß du einen harten Kampf kriegen wirst, ich fühle mich sogar verpflichtet, dich zu warnen, aber ich biete dir heute Urbig als was du willst, als Treuhänder, als Pächter, und ich erkläre dir, daß, wenn du eines Tages das Gut erwerben willst, es nur eines Wortes bedarf, sei es zu Vaters Lebzeiten, sei es nach seinem Tode."

Das alles klang ruhig und sachlich und hatte doch einen herzinnigen Unterton. Justus neigte sich der Schwägerin entgegen. Er wollte sagen: Laß mir eine Stunde Zeit, aber alle Gedanken und Erwägungen, Freude, daß ihm Erlösung winkte, Bedenken um des Bruders wie um der Sache selbst willen, alles versank und ertrank. Eine mächtige Bewegung erschütterte ihn, ein Strom brandete herein, Augen, die sich nicht mehr beherrschen konnten, verrieten die Entdeckung, die die Seele eben gemacht. Langsam stieg die Röte in Frau Ilses Wangen, sie ward befangen, schlug die Augen nieder.

Da kam Justus zur Besinnung: „Laß mir eine Stunde Zeit."

Er stützte das Haupt in die Hand. „Nein, du kannst die Antwort sofort haben. Ich nehme an. Über die Form werden wir einig. Mir ist sie einerlei." Ein Jubel in der Stimme. „Ich komme!" Er griff nach dem Hörer. „Bitte, Herrn Präsidenten Kramer. — Herr Präsident, kann ich Sie in einer dringenden Angelegenheit einen Augenblick sprechen? Ich komme sofort."

Justus kehrte zurück. „Alles erledigt. Vierwöchige Kündigung, davon drei Wochen Urlaub, die mir zustehen. In acht Tagen bin ich in Urbig."

Demütig und still stand die Schwägerin vor ihm. Lang-

sam streckte sie ihm die Hand entgegen. „Glück zu, Justus!"

Justus hielt die Hand mit festem Druck. „Ich danke dir. Und nun komm. Ich muß hinaus. Wir wollen nach dem Bismarckturm gehen. Es hat aufgehört zu regnen. Wann fährst du zurück? Heute abend? Dann haben wir noch viel Zeit."

Die Schwägerin legte Justus unterwegs dar, was sie von der Lage Urbigs wußte. Sie gerieten, ohne des innezuwerden, ins Planen. Von den Bildern seien noch etliche da? Wenn Ilse und ihr Vater nicht besonderen Wert darauf legten, dann müsse man versuchen, sie zu verkaufen. Vielleicht ließe sich an anderer Stelle, zum Beispiel in Berlin, mehr erzielen als hier. Es seien auch sonst noch Dinge von Wert da? So leid es ihm täte, er, Justus, müsse dringend raten, zu Gelde zu machen, was dazu zu machen sei, um die Schulden herabzudrücken. Nicht nur, daß die Zinssätze immer höher würden, es sei so, daß man über einen Strohhalm purzeln könne. Nur heute so wenig als möglich Schulden.

Und mitten in lebhafter Erörterung legte er, stehenbleibend, die Hand auf Ilses Arm. „Ich könnte ja mein Holz schlagen, aber ich darf nicht. Es sind achtundneunzig Morgen gutes, starkes Holz. Das ist mehr, als heute ganz Urbig kosten würde, aber ich darf nicht. Du verstehst. Das ist die Reserve für — Hoheneiche, wenn es einmal nötig sein sollte."

Er lief wieder rascher, es trat eine lange Pause im Gespräch ein. Sie kamen höher den Berg hinan, eine Lichtung öffnete sich, drüben stand der Bismarckturm. Kaum zwei oder drei Leute saßen in dem dazugehörigen Garten. Ilse und Justus stiegen auf den Turm. Die Sonne räumte mit den Wolken

auf. Stück um Stück zog sie den Schleier von dem Gebirge drüben fort und legte ihre lichte Hand darauf.

„Siehst du, das ist der Pfaffenberg. Links davon ist der Krähenhügel. Dann wieder links — mein Gott, ich sehe ja sogar die Straße — liegt Hoheneiche. Siehst du die Straße? Ja, ja, der dunkle Strich. Und dann wieder links im Grunde ist Urbig." Justus nahm ungestüm der Schwägerin Hand. „Du weißt ja gar nicht, was du mir damit antust, daß du mir Urbig anbietest. Ich danke dir, nein, ich danke dir wirklich."

Da lächelte Ilse zum ersten Male. Es war ein wehmütiges Lächeln, aber es war voller Güte. „So hatte ich es mir gedacht, Justus. Ich kenne dich doch. Und nun kann ich dir auch sagen, was ich dir von Mutter ausrichten sollte. Sie sagte, sie würde es gern sehen, wenn du heimkämst."

„Das hat sie gesagt? Ja, so ist die Mutter." Justus schüttelte den Kopf. „Wie lange ist es her mit dem armen Armin? Ach, ein paar Wochen. Da glaubte ich, es gäbe für mich keinen frohen Tag mehr. Und nun – – Man darf eigentlich gar nicht wagen, sich zu freuen."

„Wenn du es kannst, Justus, dann tue es, und wenn Armin noch etwas von dem weiß, was hier nach ihm geschieht, dann freut er sich mit dir. Und noch einer freut sich, mein Vater."

Das machte Justus verlegen. „Wenn ihr nur nicht zuviel von mir erwartet, vor allen Dingen du nicht."

Ilse sah ihn mit offenen Augen an. „Ich? Justus ich — vertraue dir."

Das Wort war zugleich Bann und Erlösung. Justus verstand, wie es gemeint war. Er gab den Blick ernst zurück. „Das darfst du."

Damit war gesagt, was gesagt werden mußte, eine leichte Spannung war beseitigt. Die beiden Menschen waren frei. Keines hätte die Offenbarung hinüber und herüber missen mögen, sie blieb ihr streng gehütetes Heiligtum, aber sie zogen einen Vorhang davor, den nicht zu berühren jedes entschlossen war.

Auf Hoheneiche war indessen gekommen, was hatte kommen müssen. Joachim war auf dem Felde gewesen, da war Ilse aus dem Hause gegangen. Er kehrte zum Mittagbrot zurück, setzte sich an den Tisch, und die Mutter ließ auftragen. Joachim berührte Messer und Gabel nicht. Er wartete, indes die Mutter und Onkel Waldemar aßen.

Scheinbar nebensächlich fragte die Mutter, ob der Sohn auf seine Frau warte. Als die Frage bejaht war, sah ihn Mutter Dorothea ruhig an. „Ilse kommt nicht zum Essen. Sie ist verreist."

„Wohin?"

„Ich — weiß es nicht."

„So. Und wie lange will sie bleiben?"

„Ich denke einen Tag, vielleicht auch zwei."

Da stand Joachim, rot im Gesicht, auf und ging in sein Zimmer. Onkel Waldemar fragte bekümmert, ob denn das sein mußte.

„Ja, Waldemar," entgegnete die Schwägerin, „das mußte sein."

„Ich verstehe euch nicht. Warum tut ihr einander so weh?"

„Ein Geschwür muß man ausdrücken, und das tut nun einmal weh."

Wieder einmal saß Joachim grübelnd in seinem Zimmer. Also darauf will es hinaus, und so ist es, wenn man draußen

stehen muß. Aber, er schlug die Faust auf den Tisch, es ist denn doch ein Unterschied. Der Mann hat das Recht, seine Geschäfte auf eigene Faust zu führen, und es wäre ein schöner Zustand, wenn es die Frau in gleicher Weise für sich beanspruchen wollte! Da bietet denn doch das Gesetz noch Handhaben. Was des Mannes Pflicht ist, ist auf seiten der Frau Anmaßung, Eigensinn, Trotz. Es wird sich um Urbig handeln. Der Mann ist der Sachwalter des Vermögens seiner Frau. Joachim wird seine Rechte zu behaupten wissen. Der Zorn schüttelt ihn, aber in den Zorn mischt sich das Schuldbewußtsein. Es hilft nichts, es ist da, er kann es nicht hindern. Er versucht, es niederzutreten, — Recht oder Unrecht, ich bin der Herr — und kneift, fährt in die Stadt, kommt lange nach Mitternacht heim, findet seine Frau wach und wirft sich mit einem Fluche auf das Bett.

Am anderen Morgen ist er ruhiger und beginnt zaghaft: „Du warst gestern fort?"

„Ja."

„Konntest du mir nicht sagen, daß du fortgehen wolltest? Ich hätte dich doch nicht gehindert."

„Gewiß hätte ich dir das sagen können. Wenn es sich um Hoheneiche gehandelt hätte, dann hätte ich es wahrscheinlich auch getan."

„Es handelt sich also um Urbig?"

Ilse sah ihren Mann einen Augenblick an. „Ich habe dir doch gesagt, daß ich es genau so halten werde wie du. Ich führe meine Geschäfte allein."

„So ist die Sache denn doch nicht. Ich bin als Mann verpflichtet, mich um den Besitzstand meiner Frau zu kümmern."

„Tue es ruhig. Das verwehrt dir niemand."

„Urbig ist dein."

„Mein? Daß ich nicht wüßte. Der Herr und Besitzer heißt Bernhard von Freidank."

„So. Ach ja."

„Und der kann damit tun, was er will."

„Ja, ja, natürlich. Im übrigen willst du dich rächen."

„Rache? Nein. Nicht einmal Vergeltung. Bis jetzt glaube ich immer noch, daß du unglücklich bist. Du brauchst mich nicht so starr anzusehen. Wenn ich das nicht glaubte, hätte mir die Selbstachtung längst geboten zu gehen. Ich will weder Rache noch Vergeltung üben. Daß ich mit gleicher Münze zahlen würde, wußtest du, und das mußte sein. Du sollst spüren, wie es ist, wenn das Vertrauen fehlt. Aber ich bin eine Frau. Ich will den Anfang machen. Du sollst wissen, was ich getan habe. Urbig wird einen — ich weiß noch nicht — Treuhänder, Verwalter oder Käufer haben. Ich war bei Justus. Er wird Urbig übernehmen."

Joachim prallte zurück. „Ju–stus?" Seine Augen begannen zu glimmen, wilde Angst rannte gegen sein Herz; immer kleinlich, ward er jämmerlich. „Du warst bei meinem Bruder? Ausgerechnet bei meinem Bruder? Ilse, Ilse!"

Er schrie es heraus in ringender Not.

Seine Frau sah ihn an, ihn durchaus verstehend. Es war ein kalter, demütigender Blick.

„Und, Joachim? Bitte."

Da schlug er die Tür hinter sich zu und verkroch sich in sein Zimmer. Hier, in seinen vier Pfählen, ließ er Schmerz und Zorn freien Lauf. Er krümmte sich vor Schmerz, er stöhnte, erwog hundert Dinge, wollte zu seinem Weibe gehen

und ihm sagen: Komm her, hier breite ich alles vor dir aus, worin ich mich bis jetzt festgelegt, nun laß uns die Dinge zusammen anpacken, aber — halt zu mir. Um Gottes willen, löse dich nicht von mir. Frag nicht, ob ich dich liebhabe. Ich weiß es nicht, aber ich habe keine andere neben dir. Laß dir daran genügen. Es schien ihm nicht schwer, sich zu demütigen. Der Zorn aber löste den Schmerz ab. Ein lächerlicher Zorn. Nicht Zorn darüber, daß sein Weib eigenmächtig gehandelt, daß sie ihm mit gleicher Münze gezahlt, nein, an ihrer Art, ihrer Hoheit und Stärke und Reinheit entzündete sich sein Zorn. Und der kleinliche Zorn riß ihn zu kleinlicher Rache.

Im Handumdrehen hatte er sich umgezogen, saß er im Wagen, fuhr davon, fuhr zu Alfred Ritter. Er kam zu guter Stunde. Nichts hätte Ritter erwünschter sein können als die Stimmung, in der Joachim Knobler kam. Was der Bauer nie getan, das tat der verbitterte Ehemann. Er setzte seinen Namen unter einen Bürgschaftsschein. Rasch, mit leichter Hand, schrieb er seinen Namen. Ein kurzes Erwägen: Gefährdest du Hoheneiche? Weg damit, was frage ich nach Hoheneiche Wenn es verloren ist, nun, dann seid ihr mitverloren, ihr, du, Ilse, du, Justus, du, Mutter. Warum tut ihr mir das an!

Alfred Ritter führte den Freund durch die Fabrik. Er glaubte sich dazu verpflichtet. Der Betrieb war zur Zeit fast ganz auf einen bestimmten Artikel eingestellt. „Siehst du, der bringt alles wieder ein. Du brauchst um dein Geld keine Sorge zu haben."

Es war falsch, was Ritter tat. Er hätte ein paar Flaschen Sekt auf den Tisch stellen sollen. Joachim wäre vielleicht

auch bereit gewesen, mit zu gefälligen Mädchen zu gehen. Daß Ritter sagte: Du brauchst keine Angst um dein Geld zu haben, das war falsch. Geld? Geld ist Hoheneiche. Herrgott, was habe ich getan? Der Bauer sprang Joachim an. Er krallte seine Hand in des anderen Arm. „Mensch, ich weiß ja gar nicht, was ich unterschrieben habe."

Ritter lachte. „Um so besser."

„Du, ihr seid doch gut dafür? Ich muß doch nicht aufkommen?"

Ein verächtlicher Blick. „Ich sage es ja, aus dir wird im Leben kein Geschäftsmann. Hättest du die Finger von Geschäften gelassen."

„Es wäre vielleicht besser gewesen."

„Ich habe dich genug gewarnt."

„Du? Du hast mich gewarnt? Ach ja, immer so, so, wie soll ich sagen, so: Wenn du der Kerl danach wärst, dann könntest du mit deinem Gelde Geld verdienen, aber du hast keinen Mumm in den Knochen. So hast du mich schon in Frankreich gewarnt."

„Joachim, das verbitte ich mir, und wenn du ein ähnliches Wort draußen sagst, oder auch nur andeutest, wir wären auf dein Geld angewiesen gewesen, — bitte überlege dir, daß du gebettelt hast, nehmt mich auf, — dann verklage ich dich wegen Geschäftsschädigung. Du brauchst nicht aufzufahren," Joachim kroch im Gegenteil in sich hinein, „in geschäftlichen Dingen kenne ich keine Rücksicht. Dazu ist die Zeit nicht angetan."

Ein letzter, schwacher Versuch zu trotzen. „Und wenn ich heute mein Kapital kündige?"

Alfred Ritter sah ihn, gleichmütig lächelnd, an: „Dann

melde ich morgen Konkurs an. Furchtbar einfach." Im Anschluß daran aber ein herzhafter Schlag auf Joachims Schulter und ein lautes Lachen. „Nimm mir's nicht übel, aber du müßtest doch endlich einmal mit dem Waschlappen in dir aufräumen. So warst du schon im Felde. Immer vor dem Letzten hast du abgestoppt, und wenn es ein Zentimeter vor dem Ziel war. Du hast dich mit deiner Frau verkracht. Warum? Wahrscheinlich um einen Dreck. Hau doch mal auf den Tisch. Warum geht es denn bei uns? Wir sind hier an die dreißig Industrielle. Es wäre ein schöner Salat, wenn sich unsere Weiber in die Geschäfte mischen wollten. Heiliger Sebastian! Die denken nicht daran, und wenn eine drunter wäre – – Unsinn, das gibt's einfach nicht. Die haben ihre Kinder, ihren Staat und ihren Klatsch. Genügt vollständig. Schafft euch Kinder an. Was ist das überhaupt für eine Art. So lange verheiratet, und der Storch hat noch nicht angebaut. Oder?"

„Nein."

„Na, was nicht ist, kann noch werden." — Wieder ein lautes Lachen. „Ich habe dir vorhin einen Schreck eingejagt, was? Nee, mein Lieber, das Wort Konkurs spricht sich verdammt leicht aus, aber was dahinter steckt! Wenn alle Firmen so dastünden wie wir, dann wäre es gut. Sieh mal, Joachim, ich verstehe deine Sorgen. Hunderttausend Mark sind ein Stück Geld, wenn auch, an den Werten unseres Betriebes gemessen, nicht viel, aber du kannst ganz ruhig sein. Wir sind augenblicklich durch den Brand ein bißchen angespannt, aber laß mal ein Vierteljahr vergehen. Ich glaube bestimmt, daß wir dann zu den ersten der Branche gehören werden."

Joachim Knobler ließ sich beruhigen. Solange er Ritter um sich hatte, — und sie gingen nachher noch zusammen in eine behagliche Weinstube und aßen und tranken gut, — vergaß er Drohung und Überlegenheit. Beide wachten unterwegs wieder auf und sahen ihn, als er auf Hoheneiche war, mit hellwachen Augen an. Diese Augen, erst nüchtern und kalt, verschleierten sich und wurden damit um so grausamer.

In seiner Unsicherheit versuchte der Herr von Hoheneiche zur Erde zurückzukehren. Die Heuernte war im Gange. Joachim übertrieb. Er stellte sich in die Reihe der Schnitter, wo die Mähmaschine nicht gehen konnte, setzte sich auf die Maschine, wo sie zu verwenden war, nahm dem und jenem seiner Leute die Zügel aus der Hand und lenkte den Wagen heim. Und Heimaterde verließ den Schwankenden nicht. Sie ließ ihn vergessen, weitete ihm die Brust, machte ihm helle Augen, bannte die Sorgen. Herrgott, es war doch schön, ein Bauer zu sein!

In der Zeit näherten sich auch die drei wieder, die das Schicksal miteinander verflochten. Ilse ging fast nie nach Urbig. Sie war, als Justus eingezogen, an zwei Tagen hintereinander drüben gewesen, um mit ihm den Stand der Wirtschaft festzustellen und Maßnahmen zu beraten. Dann hatte sie sich zurückgezogen. Der Vater entbehrte sie, aber er hatte in Justus einen Ersatz seines Sohnes. Die beiden Männer waren glücklich aufeinander abgestimmt.

Joachim empfand es wohltuend, daß seine Frau so gut wie nie vom Hofe kam. Daß sie dann und wann Hannjörg aufsuchte, übersah er als eine kleine Schwäche. Was er vermißte, ließ sich nicht erzwingen. Ilse umwarb ihn nicht mehr, sprach kein Wort mehr über irgendwelche geschäftlichen Dinge. Sie

war freundlich, aber ohne Zutraulichkeit. Liebkosungen, zu denen Joachim dann und wann Laune hatte, ließ sie entweder mit abgewandtem Gesicht über sich ergehen, oder sie entzog sich ihnen. Im Gegensatz dazu aber konnte es geschehen, daß sie ihm heißen Blickes nachsah. Es geschah in Stunden, da sie der Gedanke an Justus peinigte. Sie hatte den Kampf gegen eine von ihrer Seite immer stärker werdende innere Verbundenheit, die sie klar und ohne Hehl Schuld und Untreue nannte, nicht aufgegeben und bangte vor dem Unterliegen. Was dann? Dann war Joachims Schuld, der — vielleicht — das Gut gefährdete, ein Kinderspiel gegen die eigene. Der Mann übersah die Not seines Weibes, die Mutter erkannte sie.

„Joachim," bat sie, „nimm Ilse und fahrt ein paar Wochen miteinander fort."

Der sah sie verwundert an. „Warum, Mutter? Kann es denn irgendwo jetzt schöner sein als auf Hoheneiche?"

„Es kommt darauf an, daß es anders ist. Schöner braucht es nicht zu sein."

So fragte denn Joachim seine Frau, ob sie mit ihm verreisen wolle. Er war überrascht, als Ilse erregt abwehrte. Warum wollten sie verreisen? Sie sei so gesund, daß sie weder eine Kur noch Erholung brauche. Ihre heiße Abwehr verstimmte Joachim. Ärgerlich erklärte er, wenn sie nicht mit ihm zusammen reisen wolle, dann möge sie es allein tun. Ilse antwortete gereizt. Das Gegenteil dessen, was der Mann gewollt, war erreicht. Im Grübeln wandelte sich in Joachim die Verstimmung zum Mißtrauen. Er begann, sein Weib zu belauern. Ihre Worte, Blicke und Wege belauerte er. Ilse saß neben Hannjörg am Waldrande. Sie

hörte ein Rascheln im Gebüsch. Zweimal zwang ihr Blick Joachim herauszutreten. Sie ertrug das Mißtrauen, legte sich das Ertragen als Sühne schuldhafter Gedanken auf. Viel weiter ging sie. Bis zu dem Entschlusse: Ich halte neben meinem Manne aus, mag kommen, was da will, mag er sein, wie er will. Um ihre Kraft zu erproben, ging sie nach Urbig. Sie tat der Mutter den Entschluß kund. Die sah ihr gütig in die Augen.

„Geh, Ilse, freilich. Du hättest schon lange wieder einmal gehen müssen. Dein Vater sehnt sich doch nach dir. Grüße Justus und sage ihm, ich käme auch bald einmal."

Und Frau Ilse war stark. Sie brachte es über sich, Justus mit heiterer Unbefangenheit zu begegnen. Der erwiderte sie, dankbar, daß ihm die Schwägerin eigene Not tapfer überwinden half. Dazwischen der alte Herr. Heiter, soweit es das Gedenken an den Sohn zuließ. Er hing sich in der Tochter Arm und schlenderte mit ihr und Justus durch die Wiesen. Es war ein schöner Nachmittag. Ilse lehnte des Schwagers Begleitung für den Heimweg ab. Auf der Wolfskuppe begegnete sie Joachim. Sie hatte es erwartet. Er war „zufällig" da. Nun versuchte er zwar vor den reinen Augen seiner Frau stark zu sein, aber er brachte es nicht fertig. Stockend begann er nach diesem und jenem zu fragen, um zuletzt in ein häßliches Keifen zu verfallen. Wiederum aber verriet er dabei nicht Eifersucht, sondern spielte sich auf den Verletzten hinaus, weil ihm der Bruder den Weg zum Vater seiner Frau verbaue. Sich in Erregung steigernd, erklärte er es gradezu als einen Akt der Rücksichtslosigkeit ihm gegenüber, daß man Justus nach Urbig geholt. Ilse war zu stolz, auf das Keifen einzugehen, und zu stolz, erneut ihren Mann auf

seine Schuld hinzuweisen. Ja, es bereitete ihr eine gewisse Wollust, gehässige Kleinlichkeit zu ertragen. Sie wehrte sich nicht, nahm es nicht demütig hin, war einfach still. Lade auf. So befreist du mich am ehesten von mir selbst. Schuld erfordert Sühne, und ich will sühnen.

Joachim sah in ihrem Schweigen Eingeständnis äußerer Schuld. An innere wagte er in dem Augenblick so wenig zu glauben wie jemals, wenn er seinem Weibe Auge in Auge gegenüberstand. Dazu war er nur in der Enge seiner Stube fähig.

Schweigend kehrten die beiden nach Hoheneiche zurück. Ilse wandte sich der Mutter zu, als wäre nichts gewesen. Heiter berichtete sie von Justus und dem Vater, und Frau Dorothea neigte sich innerlich vor der starken jungen Frau, deren Augen so rührend dankbar blickten.

*

In Urbig war frisches Leben. Justus hütete sich, irgendeine der von Armin getroffenen Maßnahmen zu ändern. Das gebot ihm nicht nur die Achtung vor dem Toten, sondern was er eingerichtet und aufgebaut, war gut. Bernhard von Freidank hatte Justus einige Tage beobachtet. Es gab aber nichts zu beobachten. Alles, was Justus tat, geschah mit einer selbstsicheren Offenheit. Man hielt es von Anfang an so, daß der Treuhänder völlig freie Hand hatte, weder Bericht erstatten, noch sich Anweisungen holen mußte. Trotzdem sprachen die Männer über alles, was der Tag brachte. Die Art, in der das geschah, brachte sie so nahe, daß der alte Edelmann aus dem Bedürfnis heraus, den anderen ganz an sich zu binden,

ihn bat, den Vater in ihm zu sehen, wie er gerne den Sohn in Justus sehen möchte. Vater und Sohn! Justus schoß die Röte in das Gesicht. Was weißt du, lieber alter Mann, wie gerne ich dein Sohn wäre!

Die wirtschaftliche Lage Urbigs war besser als an dem Tage, da Ilse fortging, aber sie war noch immer bedrohlich. Es gelang Justus, noch fünf alte Bilder zu annehmbarem Preise zu verkaufen. Vor den Schränken und Truhen, auf die ihn die Schwägerin verwiesen, machte er ebenso halt wie Armin. Die sollten erst drankommen, wenn es gar nicht mehr anders ging.

Bernhard von Freidank machte die Entlohnung Justus Not. Das war eine Frage, der man von beiden Seiten mit einem fast übertriebenen Zartgefühl aus dem Wege gegangen war. Einmal aber mußte sie angeschnitten werden. Bernhard von Freidank tat es vorsichtig, sich von vornherein entschuldigend. Justus half ihm lachend. Er wäre nicht hergekommen, sich hier zum reichen Manne zu machen. Was er brauche, das wolle er haben. Mehr nicht. Über einen anderen Weg könne man später reden. Der alte Edelmann fühlte sich dadurch zwar belastet, aber er ließ sich überwinden.

„Justus," erklärte er, „wenn wir erst noch ein bißchen weiter sind, dann kaufen Sie Urbig. Ihr Bruder kriegt es nicht. Es muß noch zu meinen Lebzeiten geschehen, aber ich glaube, der Herrgott gibt mir noch ein paar Jahre. Wir brauchen es also nicht zu überstürzen."

„Nein," erwiderte Justus. „Es ist wohl besser, wir reden nicht weiter darüber."

Eine welke Greisenhand lag auf Justus Linker, ernste Augen

sahen ihn an. „Justus, seien Sie mir nicht böse, aber ich bin Ilses Vater. Sie hat es anders verdient. Wer das geahnt hätte! Ach Gott! Man muß auch hier stillhalten, aber sie ist jung, und soll das ein ganzes Leben so fortgehen? Daß Joachim seinem Bauerntum untreu wird, ist traurig, aber man kann sich in ihn hineindenken. Daß er aber seine Frau wie eine Bettlerin vor der Tür stehen läßt, daß sie ihn nicht einmal erreichen kann, wenn es notwendig ist, daß er nichts mit ihr bespricht, mit dieser Frau, die unser Urbig überhaupt vor dem Zusammenbruch bewahrt hat, — ich weiß es heute, — daß er es am Selbstverständlichsten fehlen läßt, daß die beiden Menschen nur äußerlich aneinander gebunden sind, nein, dafür gibt es kein Verstehen und kein Verzeihen. Ich habe es Ilse nahegelegt, sich zu lösen. Man darf nicht daran rühren. So habe ich meine Tochter noch gar nicht gesehen, wie das letzte Mal, als ich mit ihr darüber sprach. Ich verstehe das nicht. Ach ja, Justus, je älter man wird, um so rätselhafter wird einem das Leben. — Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind. Es wäre mir furchtbar gewesen, mich mit einem Fremden einzuleben. Nein, das wäre überhaupt nicht gegangen. Ich hätte auf meine alten Tage ganz allein dagestanden. — Sie sagen ja nichts. Ich schwätze ein bißchen viel. Wie es halt alten Leuten geht."

„Das ist es nicht. Ich höre meinen eigenen Vater. Aber — es tut weh."

„Ich will Ihnen nicht weh tun. — Sagen Sie, Justus, was halten Sie von dem alten Schäfer? Ich habe ihn ja mal für einen Schwätzer angesehen, dem man das Handwerk legen müßte, aber ich habe unrecht getan. Wofür halten Sie ihn?"

„Ich glaube ihn zu verstehen und maße mir an, ihn auf eine Formel bringen zu können."

„Das wäre?"

„Ich will von mir ausgehen. Von der Erde losgelöst, ohne Aussicht, je zu ihr zurückkehren zu können, war ich ein anderer, als ich heute schon wieder bin. Gebunden an einen Beruf, der mir nicht lag, — so geht es nach meiner Erfahrung den meisten, — gezwungen, man kann sagen, das Leben in ein Rechenexempel umzuwandeln, gezwungen, auf allen Seiten mit Gegnern zu rechnen, Gemüt, Seele, Herz vollkommen auszuschalten, erstirbt die Fähigkeit, die stummen Töne der Stille zu vernehmen. Man ist nur noch sachlich. Damit aber, meine ich, werden die Menschen sich selber untreu. Sie lösen sich von der Natur, deren Teil sie von Hause aus genau so sind wie Tier oder Pflanze. Aus feinsten Saiten, mit denen sie einst ausgerüstet waren, sind Stricke geworden, die zwar eine starke Beanspruchung vertragen, aber nur noch antworten, wenn die Zahl, meinethalben auch in Form von Genuß, gegen sie anrennt, aber nicht mehr auf feinere und weichere Klänge. Dafür sind Herz und Ohr taub. Nun gibt es Menschen, die noch nicht ganz so übel daran sind, Bauern beispielsweise. Einige wenige aber haben sich die feinen Saiten überhaupt zu erhalten vermocht, weil sie ein Leben lang ganz in Erde und Himmel aufgingen, nichts weiter wollten und alles andere fern von sich hielten. Kommt dazu eine Begabung, die sie befähigt, restlos unterzutauchen in den ewigen Kräften, dann wird aus einem solchen Menschen einer, der sich eben auch in das Unbegreifliche hineinversenken kann. So, denke ich mir, wurden die alten Propheten und Weisen. Hier liegt zwar das Geheimnisvolle, das keine

Deutung zuläßt, aber den Weg dazu glaube ich richtig zu sehen."

Bernhard von Freidank nickte. „Das kann man gelten lassen." Er strich den Bart. „Warum ich fragte? Nicht wegen Vergangenem, sondern Ilse erzählt mir, der Mann sagt nach wie vor: Es wird alles gut. Wie soll es gut werden? Was soll gut werden? Die Zukunft Urbigs oder Hoheneiches? Ob Sie sich wegen Hoheneiche Sorge machen müssen, weiß ich nicht. Ich nehme es nicht an, selbst wenn Joachim Verluste haben sollte. Er kann etwas vertragen, und so weit, daß er sich in gewagte Experimente einließe, geht er nicht. Und Urbig? Es ist bei Ihnen in guten Händen, aber ich muß Ihnen offen sagen, wenn ich an das Leben denke, das Ilse führen muß, dann tritt Urbig vollkommen zurück, es ist mir einerlei, was daraus wird. Meint Ihr Hannjörg also den Besitz, dann holt er mir mit seinem: Es wird alles gut, keinen Hund vom Ofen. Ich glaube aber nicht, daß er den Besitz meint. Er meint die Menschen, und er meint Ilse. Nun bitte ich Sie: Was soll da gut werden? Den Gedanken, ihre Ehe zu lösen, weist meine Tochter entschieden zurück. Also sie bleibt, wo sie ist. Bleibt es nun auch, wie es ist? Dann wird es nicht gut, niemals. Es könnte also nur darauf hinauskommen, daß sich eines von beiden änderte, Joachim oder Ilse. Für Ilse würde es ein Herabsteigen sein. Gott bewahre sie. Joachim aber? Ach, Justus, ich habe wenig Hoffnung, sehr wenig. Er ist nicht schlecht und ist nicht gut. Ich kann einem Menschen ein Verbrechen verzeihen, aber ich kann es nicht verzeihen, wenn ein Mensch nicht kalt und nicht warm ist. Und so ist Joachim. Halb Bauer, halb Geschäftsmann, heute offen, morgen verschlossen. Man weiß nie, wie man mit

ihm daran ist. Das ist furchtbar, und das haben wir alle miteinander nicht gedacht. Was soll nun gut werden? Fragen Sie doch mal bei Gelegenheit Ihren Hannjörg. Man hat nur noch ein Kind und macht sich doch bittere Sorgen."

Justus versuchte, eine Lanze für den Bruder zu brechen. Er erwarte, daß der Zustand von heute nicht mehr lange dauere. Habe Joachim die Erfolge, die er erhoffe, dann werde er eines Tages vor Frau und Mutter treten: So, hier habt ihr den Beweis, daß ich richtig gehandelt habe. — Das ginge gar nicht anders. Es werde und müsse so kommen. Habe er dagegen Mißerfolge, dann werde seine innere Not wahrscheinlich größer sein als nötig; denn dann breche der Bauer durch. Der Erfolg werde insofern der gleiche sein, als er dann ebenso auf seine Frau zukommen werde, um Kameradschaft und Hilfe zu suchen. Nur so könne es wohl Hannjörg meinen, und so werde es kommen.

Justus sagte es helltönend, war froh, daß er diese Deutung fand, und war sich doch bewußt, daß er Hannjörgs: Es wird alles gut werden, anders verstehe, ohne indes fähig zu sein, es auch nur vor sich selbst klar zu umreißen. Der Hoffnung, die sich für ihn etwa daraus herleiten ließ, wagte er nicht in das Gesicht zu sehen, sowohl um seines Bruders wie um Ilses willen.

Das Gespräch schlief nach Justus Ausführungen ein. Bernhard von Freidank sann vor sich hin. Aus müdem Sinnen sagte er schließlich: „Es ist alles dasselbe. Man muß es gehen lassen, wie es Gott gefällt. — Gute Nacht, Justus. Ich bin müde."

In tiefer Bewegung schritt Justus kurz nachher durch die Nacht. Er stieg den Weg zur Wolfskuppe hinauf und saß oben

lange auf der einsamen Bank. Die Sommernacht hatte nichts Besonderes an sich. Sterne wie immer, Waldweiten, Wiesengründe, Stille. Und sie war doch so eigen, diese Nacht. Das Gespräch, das Justus mit dem väterlichen Freunde geführt, ging ihm nach. Es war ihm so leicht von den Lippen geflossen: So wird es werden. Noch während des Sprechens hatte er sich gesagt: Du sprichst gegen deine Überzeugung. Nun saß er unter dem Himmel der Heimat, sah Hoheneiche, breit und fest in sich, auf dem Platze stehen, auf dem es Jahrhunderte gestanden, sann dem Leben nach, das ein und aus und daran vorübergegangen war, und landete bei der alten Schicksalsfrage: Was nun? War es richtig, daß sich Menschen, die trotz allen Wehrens, gegen ihr Wollen, in das Wunder einer heiligen Liebe hinabtauchten, voneinander fernhielten, obwohl sie innerlich verbunden waren und zueinander gehörten? War es Schuld, daran zu denken, daß des Bruders Weib nach des Schicksals Willen ihm gehöre? Was ist Schuld? Ist der Mensch verantwortlich zu machen für das, was ihn ungerufen übermannt? Das Gesetz sagt: Banne es, bezwinge dich, tue keine Sünde! Wohl. Es ist eine Leiter, die zur Überwindung führt. Aber bedeutet äußerer Verzicht zugleich auch die Überwindung allerinnersten Sehnens? Kann es hier jemals eine wirkliche Freiheit geben, wird nicht noch im Alter das Wenn aufstehen? Anklagend aufstehen: Wenn du damals den Entschluß zu dem Worte aufbrachtest, das ein verlogen Band löste, dann wäre mir und dir ein glücklos Leben erspart geblieben. Und wir haben nur ein Leben!

Finster runzelt sich des Grübelnden Stirn. Soll er hinabgehen und mit dem Bruder reden? Er wird so wenig Verständnis dafür haben wie die Mutter. Und Ilse? O, er

versteht sie, er ahnt, daß sie es sich auferlegt, durch Treue zu sühnen. Sie ist groß. Wie eine Heilige ist sie, und einer Heiligen naht man sich nur in Verehrung.

Ein bitteres Lachen um Justus Knoblers Mund. Heilige und Verehrung! Ich will Mensch sein, und Ilse ist auch ein Mensch. Ohne sein Wollen zu verneinen, ohne die Hoffnung zu begraben, sich nicht hinaufsteigernd in ein märtyrerhaftes Entsagen, kommt doch die Stille über den Mann. Sie sinkt herab aus dem Nachthimmel und steigt empor aus Gründen und Wäldern. Stille sein, es wird alles gut.

In tiefer Liebe läßt Justus die Augen über Heimaterde gehen. Daß einem solch ein Stückchen Erde soviel sein kann! Daß es hineingegraben ist in das ganze Wesen des Menschen! Hab Dank, Ilse, daß du mich heimholtest. Ich fühle, wie die Saiten in mir wieder feiner werden, höre sie tönen, kann es nicht in Worte fassen, was sie klingen, aber ich weiß, daß keine Orgel heiliger tönt als die Stimme der Heimat, und kein Dom frommer ist als der unter dem Himmel der Heimat.

Stille sein, warten und arbeiten. In Urbig geht es aufwärts, aber gewonnen ist noch nicht. Noch lastet ein Haufen schwerer Steine darauf. Nun muß man Stein um Stein abtragen. Die Ernte wird gut. Der Viehstand ist es nicht minder. Einnahmen werden kommen. Es gilt, das Kunststück fertigzubringen, geringen Einnahmen noch geringere Ausgaben entgegenzustellen. Man wird es fertigbringen, denn es muß sein. Und ist die Zeit schwer, das bringt sie mit sich, dies Gefühl des Auf-dem-Posten-stehens. Wem ein Gut anvertraut war, der war immer ein Kämpfer. Er muß es heute mehr sein denn je, und das ist schön.

8.

Joachim Knobler hat eine Zeit der Ruhe, soweit man bei ihm überhaupt von Ruhe reden kann. Von der Erde herkommend, zu ihrem Hüter auf herrlichem Erbe berufen, ist er ihrem Wesen doch nie so nachgegangen wie zur Zeit. Seine Äcker, Wiesen und Wälder haben Augen, mit denen sie ihn ansehen. Es sind stille, starke Augen. Sie haben eine Stimme, die ihm entgegentönt. Es ist eine zuversichtliche Stimme. Ein Herz hat die Heimaterde, und er hört dieses Herz schlagen.

Daß ihm heute der Erde Offenbarungen aufgehen, das ist der Gewinn aus Stunden der Unruhe und Angst vor sich selber. Joachim vermag das Reizen, Gleißen und Drohen der Ferne, die für ihn Geschäft bedeutete, zu vergessen. Jagt ihn der Gedanke daran ja einmal hoch, so schüttelt es ihn; er friert, es graut ihm wie vor erstarrendem Frost. Dann rettet er sich zurück zu seiner Erde und wird warm.

Alfred Ritter schweigt, Joachim hat Ruhe. Er meidet entweder die Zeitungen oder liest Belanglosigkeiten. Seine Frau ist still, aber sie kommt ihm mit einem wundervollen, zarten Empfinden entgegen. Sie ist es, die ihm dann und wann ein Blatt neben seinen Teller legt. Darin hat sie einen Artikel angestrichen, der die wirtschaftliche Entwicklung in verheißendem Lichte sieht. Die beiden Menschen sprechen nicht darüber, aber Joachim liest den Artikel und sieht sein Weib an.

So geht der Sommer, so gehen Herbst und ein Teil des Winters. Die Zeit der Arbeitsstille bringt zwar wieder mehr der unruhigen Stunden, aber Joachim wird mit ihnen fertig. Es drängt ihn, einmal Alfred Ritter aufzusuchen, ihm wenigstens zu schreiben und zu fragen, wie es stehe; er vermeidet es, bringt den Mut dazu nicht auf. Im Gegenteil, er ist dankbar, daß von dort nichts kommt; denn was könnte anderes kommen als Unangenehmes?

Ein merkwürdiges Verhalten eines Mannes, der glaubte, Großes durchführen zu können, aber aus der Zwiespältigkeit seines Wesens verständlich. Dabei sagt sich Joachim, daß er Fragen nur aufschiebt, die er doch einmal wird tun müssen; denn er muß mindestens eine Zinsrechnung verlangen. Unsicher schleppt er sich über das Weihnachtsfest hin, das nicht ohne Glanz ist. Sie haben sich untereinander kleine Freuden zu bereiten versucht, und es drängt Joachim einen Augenblick vom Lichterbaum weg in sein Zimmer. Da knirscht er mit den Zähnen. Narr du, der du aus der Wärme in die Kälte strebtest! Siehst du nicht, wie schön dein Heim ist? Wo hast du Unglücksmensch deine Augen gehabt? Nun hast du eine Summe hingegeben, die du, wenn sie verloren ist, dein Leben lang nicht wieder einzuholen vermagst. Du hast eine Bürgschaft übernommen, deren Höhe du nicht einmal kennst. Warst du denn von allen guten Geistern verlassen? Ja, warum war Ilse – – Halt ein, lüge nicht. Ein neuer Gedanke: Es kann wohl nunmehr mit der Bürgschaft nichts mehr auf sich haben, sonst hätte man etwas davon gehört. Gott sei Dank, daß wenigstens die Sorge weg ist. Auf einmal faltet derselbe Joachim Knobler, der Gott verneint, die Hände: Herrgott, hilf mir!

Aus weihnachtlicher Stimmung heraus versucht er, das Verhältnis zwischen sich und Ilse herzlicher zu gestalten. Es ist gut, das heißt, man geht in Frieden nebeneinander her, redet über dies und das, plaudert auch einmal, aber die Herzlichkeit fehlt.

So nimmt Joachim in der Schlafkammer sein Weib in den Arm und fragt sie: „Hast du mich lieb?"

Die Frage erschreckt Ilse. Was soll sie antworten? Eine Antwort, wie sie Joachim erwartet, ist eine Lüge. Wo ist ein Ausweg, auf dem man an der Wahrheit vorüberkommen kann, ohne lügen zu müssen.

Frau Ilse sieht ihren Mann, dessen Augen bereits zu flackern beginnen, weil die Antwort nicht sofort erfolgt, an. Er hat die Hände auf seines Weibes Schultern gelegt und hält ihre Augen mit seinem Blick fest. Das Erschrecken in ihrem Gesicht sieht er nicht. Dazu ist das Lampenlicht nicht hell genug.

Frau Ilse hält still. „Joachim, eine Gegenfrage: Hast du mich lieb?"

„Ja, Ilse, soweit ich dich liebhaben kann, so weit habe ich dich lieb."

„Das kann ich dir zurückgeben."

Es genügt dem Manne nicht, es fehlt ihm sogar viel daran. Er löst müde die Hände von seines Weibes Schultern.

„Also, soweit du liebhaben kannst. Nun, wir müssen uns damit abfinden."

Da geht ein Beben durch den Frauenleib. „Soweit ich liebhaben kann? Nein, Joachim, das habe ich nicht gesagt. Ich kann viel mehr liebhaben. Soweit ich dich liebhaben kann, so weit habe ich dich lieb. Dies Liebhaben heißt heute Pflicht-

erfüllung als Sühne. Ich will meine Pflicht erfüllen. Arbeiten will ich, soweit ich vermag, sorgen, soweit du mich herankommen läßt, wortlos dulden will ich. Kinder will ich dir gebären, alles, weil ich meine Pflicht tun will, aber ich habe ein Allerheiligstes in mir, das weder ich zu betreten wage noch du betreten darfst."

So klang der Weihnachtsabend aus wie ein müdes Lied. Es stürmte in der heiligen Zeit mächtig über Hoheneiche dahin. Hannjörg betreute seine Herde und hatte immer ein stilles Lächeln um die Lippen. Frau Ilse begegnete ihm, und sie plauderten. Nun gibt es bald junge Lämmer. Ach, das dauert noch eine Weile. Es ist auch gut. Das Wetter kann ruhig erst ein bißchen besser werden.

„Hannjörg," fragte die junge Frau, „was halten Sie denn von dem Sturme jetzt? Sie wissen doch, daß Sturm in der heiligen Zeit ein schweres Jahr bedeuten soll."

Der Schäfer lächelt. „Das sagen die Leute, aber es ist nicht mehr als ein alter Aberglaube. Was hat der Wind mit der Zeit zu tun? Der weht, wann er will. Nein, nein, darauf kann man nichts geben. — Ich habe an etlichen Stellen Futterplätze für das Wild hergerichtet. Es wird doch dem Herrn recht sein?"

„Warum sollte es denn das nicht? Mein Mann freut sich doch nur, wenn das Wild erhalten bleibt."

„Wissen Sie, daß wir ein weißes Reh darunter haben?"

„Nein. Seit wann ist es da?"

„Ich beobachte es seit zwei Monaten. Es muß von Bachfeld herübergekommen sein. Eins kann man wohl laufen lassen, aber zuviele dürfen es ihrer nicht werden."

„Kann man denn das Tier einmal sehen?"

„Wenn Sie mitgehen wollen, ich glaube, es ist wieder da."

So ging Ilse mit Hannjörg durch den weißen Winterwald. Es war ein sonniger Nachmittag, und der Wind war eingeschlafen. Krähen zogen schreiend über den Forst, still sank da ein Schneebällchen und dort eines, Wildfährten gingen durcheinander. Auch heute schritt Hannjörg als ein Wissender dahin. Ohne auch nur im geringsten aufdringlich zu sein, verstand er es, den Wald auf Schritt und Tritt zu beleben. Er sah unter die Schneedecke, lächelte, wenn er von den verborgenen Wiegen und Bettchen im Heidekraut am Raine sprach, brach da und dort ein Stück Rinde ab und wies auf eingesponnene Puppen und Eier, deutete auf die Marderspur und die Fuchsfährte. So kamen sie plaudernd in den Laßgraben, wo im letzten Frühjahr das Holz geschlagen worden war, überquerten den Platz und kamen an die Futterstelle unter hohen Fichten. Hannjörg besteckte die Raufen. Sie traten zurück. Es dauerte nicht lange, so kam das weiße Reh, das, weil es bereits früher geschont worden, vertrauter war als seine Gefährten.

Frau Ilse freute sich des schönen Bildes. In das stille Schauen hinein sagte Hannjörg: „Das Holz gehört Herrn Justus."

„So, wir stehen hier auf meines Schwagers Grund und Boden?"

„Nein. Bloß das Holz gehört ihm. Der Grund gehört zu Hoheneiche. Wenn Sie jetzt ein bißchen rechts gehen, bloß ein paar Schritt dorthin, dann sehen Sie Urbig."

Ja, da lag Urbig. Man sah das Herrenhaus durch die Bäume. Ilse schickte ihre Seele grüßend hinüber, und ob

sie sich auch mühte, nur den Vater zu grüßen, Justus begegnete ihr und empfing auch seinen Gruß.

Als sie heimkamen, fand Frau Ilse einen Brief ihres Vaters vor. Der beklagte sich darüber, daß ihn Ilse vernachlässige. Für die Briefe zu Weihnachten und Neujahr danke er ebenso wie für das Geschenk, aber es sei keine Art, daß sich die Tochter nun monatelang nicht in Urbig habe sehen lassen. Der Weg sei nicht gut, aber wofür hätten sie denn auf Hoheneiche Pferde im Stall? Und, der Ton ward bitter, falls Joachim ihr etwa das Geschirr verweigere, dann wolle er von Urbig aus einen Schlitten schicken. Er verlange nunmehr, daß Ilse ihn in Kürze besuche. Geschehe es nicht, dann käme er selber, und es wäre vielleicht besser, das unterbliebe.

Frau Ilse legte den Brief lächelnd beiseite und ging hinab, mit Mutter Dorothea zu reden. Die saß, Strümpfe stopfend, am Tische. Ilse trat lächelnd heran.

„Mutter, mein Vater beschwert sich darüber, daß ich ihn vernachlässige."

Frau Dorothea nahm die Brille von der Nase. „Damit hat er recht. Ich wollte nichts sagen, aber ich habe mich gewundert, daß du nicht längst wieder einmal drüben warst."

„Nun, der Vater hat ja Justus. Was wollten wir denn machen, wenn ich drei Tagereisen weit fort wäre? Aber ich wollte dich fragen, ob du nicht einmal mitfährst."

„Ja, das will ich gerne tun. Wann wollen wir fahren?"

Indem trat Joachim zur Tür herein. So sehr er sich beherrschte, Frau und Mutter sahen ihm an, daß er stark erregt war. Sein Gesicht war grau und furchig, die Augen flackerten.

„Joachim," sagte die Mutter, „Ilse und ich wollen in den nächsten Tagen einmal nach Urbig fahren."

„Macht, was ihr wollt. Ihr fragt mich doch sonst auch nicht."

„Joachim," die Mutter erhob sich, „was hätten wir denn zu fragen gehabt?"

„Nichts. Das weiß ich. Bloß ich soll fragen."

„Es scheint dir etwas quer gegangen zu sein. Nun machst du es wie gewöhnlich und lädst deinen Ärger auf uns ab."

„Ich bin gewohnt, unrecht zu haben. Das war immer so."

Die Mutter trat ihm ernst entgegen. „Joachim, ich verlange, daß du mich als deine Mutter behandelst. Ist es etwa schon zu lange ruhig in unserem Hause gewesen? Soll das Leben wieder so werden, wie es vor einem halben Jahre war? Dann rechne damit, daß wir das nicht mehr mitmachen. Jawohl, wir! Ich spreche auch für deine Frau. Nein, nein, laß dein Stirnrunzeln. Ich bin nicht damit beauftragt, aber du machst mich auch nicht fürchten. Schande genug, daß du sofort mißtrauisch wirst. Es muß böse in dir aussehen, wenn du das bei jeder Gelegenheit fertigbringst. Wahrscheinlich stimmt wieder einmal etwas in deinen Geschäften nicht. Du hast von uns verlangt, daß wir den Geschäftsmann vom Hausherrn trennen, aber du selber machst es, wie es dir beliebt. Nein, mein Sohn, so geht das nicht, und das nehmen wir nicht still hin. Wir hätten dir ja nicht zu sagen brauchen, daß wir nach Urbig fahren wollen."

„Fahrt doch," unterbrach sie Joachim höhnend, „fahrt doch zu dem braven, guten Justus. Ich weiß, woher der Wind weht."

Mutter Knobler wollte erwidern, aber Frau Ilse nahm sie am Arm und hielt sie zurück. Sie selber trat dicht vor ihren Mann.

„Joachim, willst du das deutlicher sagen?“

„Ich habe nichts deutlicher zu sagen, aber ist es nicht schlimm genug, daß du nicht zu mir hältst?“

Frau Ilse schüttelte den Kopf. „Was soll man dazu sagen?“

„Sag, was du willst. Ich habe eine Frau, wann und soweit es ihr paßt, aber nicht, wenn ich sie brauche.“

Jetzt griff Mutter Dorothea wieder ein. „Joachim, fürchte die Sünde, die du begehst. Schweig still. Ich rede. Und wenn du noch einmal so alt bist wie heute, deswegen wirst du nie etwas anderes, als du heute bist, mein Sohn, den ich geboren und aufgezogen habe. — Du beklagst dich über Ilse. Still, Ilse, jetzt rede ich. Über dreißig Jahre sind dein Vater und ich verheiratet gewesen, aber er hat es mir nicht eine Stunde so gemacht, wie du es deiner Frau manchmal Tag für Tag gemacht hast. Ich glaubte, die Zeit wäre vorüber. Sie geht wieder los. Warum? Weil du siehst, was du anrichtest, weil du dem nicht gewachsen bist, was du unternommen hast.“

„Wie immer,“ fiel der Sohn spöttisch bitter ein.

Frau Dorothea nahm die Schwiegertochter an der Hand. „Komm, Ilse, dazu sind wir beide zu schade.“

Sie wollte sie hinausziehen, aber Frau Ilse löste ihre Hand. „Bitte, nicht, Mutter.“

Da ging Frau Dorothea allein.

Ilse trat wieder vor ihren Mann. „Joachim, du hast Sorgen.“

„Habe ich.“

„Dann laß mich dir helfen.“

„Was willst du mir helfen?“

„Also auch jetzt nicht. — Joachim, auch die Forderungen, die man an sich selber stellt, haben ihre Grenzen."

„Was stellst du denn an dich für Forderungen?"

„Meine Pflicht zu tun."

„Das nennst du eine Forderung? Du gehst nicht weit. Das tut jedes Häuslerweib."

„Mehr, als ich gegenwärtig tue, läßt du mich nicht tun, aber vielleicht denkst du einmal darüber nach, ob nicht schon das schwer genug ist."

„Laß dich doch trösten. Du siehst ja, daß es die Mutter ganz gut kann, und wenn das nicht langt, dann – –"

„Joachim, halt ein. Einmal auseinander, ist es für immer. Du weißt, woher ich komme, und jetzt muß ich das betonen. — Du unglücklicher Mensch, kannst du es denn auch jetzt noch nicht fertigbringen, aus zweien eines zu machen? Glaubst du denn, ich falle mit Vorwürfen über dich her?"

„Ich lasse mich nicht in die Enge treiben. Ihr habt es mir im Laufe der Zeit alle drei deutlich genug gesagt, wofür ihr mich haltet. Für einen Mann nicht. Und das sage ich dir, ehe ich zu Kreuze krieche, eher – –"

Der erregte Mann brach ab und ging hinaus.

Frau Ilse seufzte. Grübelnd stand sie mitten in der Stube. Ist das, was sie hinnehmen muß, nicht Freispruch? Nein, das ist es nicht. Stille sein.

Joachim war in seine Stube zurückgekehrt. Seine Hand lag schwer auf ein paar Blättern. Zunächst eine rein geschäftliche Mitteilung Alfred Ritters, eine Zinsabrechnung. Ordnungsgemäß war ein bescheidener Zinsertrag herausgerechnet. Dann ein persönlicher Brief, freundlich, liebenswürdig und brutal.

Die Abrechnung beweise, daß der Geschäftsgang ein geordneter sei. Um so mehr bedaure es Alfred Ritter, daß er gezwungen sei, daneben zu einem nicht ordnungsgemäßen Verfahren zu greifen. Er sei bei dem besten Willen nicht in der Lage gewesen, die Zinsen für das Darlehn aufzubringen, für das sich der Freund verbürgt, und habe darum, sein Einverständnis natürlich voraussetzend, den Joachim zustehenden Betrag dem andern Darlehnsgeber überschrieben. Es sei eine rein rechnerische Maßnahme, bei der es auf eins hinauskomme, ob er Joachim die Zinsrechnung zur Erledigung zugesandt oder sie gleich selber erledigt habe.

Joachim Knobler war wütend. Nicht nur über die geschäftliche Brutalität, sondern auch über die ihm gewordene Mißachtung. „Sein Einverständnis voraussetzend!" Und kein Wort über den Darlehnsgeber, keines über die Höhe der Bürgschaft.

Das Wort des Bruders fiel dem Verstörten abermals ein. Justus hatte von gut versteckten Leimruten gesprochen. Sie waren nicht einmal gut versteckt, nur die Stunde war unglücklich gewesen. Diese Stunde aber hatte Ilse verschuldet, die über ihn hinweggegangen war und Justus nach Urbig geholt hatte. Das feststellend, gelang es Joachim doch nicht, alle Schuld seinem Weibe zuzuschieben. Es stand zuviel, dessen er denken mußte, dagegen. Joachim Knobler gebot sich: Lassen wir die Abrechnung mit Ilse. Erst eine andere Abrechnung.

Er raste am anderen Morgen in seinem Kraftwagen nach der Stadt, schob das Mädchen, das ihn den Herren Ritter anmelden wollte, beiseite und trat in deren Schreibzimmer.

Schon die ersten Blicke, die ihm entgegenfielen, waren wie kaltes Wasser. Der alte Herr stand auf, würdig, ernst, weiß-

bärtig, nicht so spöttisch kalt wie sein Sohn, hoheitsvoll und gebietend.

„Was soll das, Herr Knobler? Hier sind wir die Herren. Melden Sie sich an, wie es sich gehört. Wir werden Sie vorlassen, sobald wir können."

Joachim Knobler war weiß bis in die Lippen. Nicht, daß ihm der Mut vergangen wäre, aber aus dem zornigen, lauten Auffahren, mit dem er hatte über die zwei herfallen wollen, wurde ein Stottern.

Sofort lenkte der alte Kaufmann ein. „Schön. Das ist so gut wie eine Entschuldigung. Ich nehme sie an; denn ich kann Ihre Erregung verstehen. Mein Sohn hat unkorrekt gehandelt. Ich bedaure das. Es genügt wohl, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich nichts davon gewußt habe. Soeben hat mir mein Sohn Mitteilung davon gemacht. Er glaubte, aus der Freundschaft zwischen Ihnen und ihm das Recht zu einer Maßnahme herleiten zu dürfen, für die eben einzig und allein Freundschaft eine Entschuldigung sein kann. Die Angelegenheit wird sofort geregelt werden. Es wäre auch ohne Ihren persönlichen Besuch geschehen. Morgen hätten Sie die Mitteilung davon erhalten. Daß der Ertragsanteil Ihrer Einlage nicht höher ist, bedauert niemand mehr als ich, aber die Gesamtlage und das unglückliche Zusammentreffen, daß uns das Lager niederbrannte, Dinge, für die niemand verantwortlich zu machen ist, sind schuld. Ich glaube, das genügt Ihnen."

Der alte Herr hatte ernst gesprochen, und seine ganze Haltung, der Tonfall, der Gesichtsausdruck unterstrichen das Gesagte. Alles zusammen erzwang nicht nur Achtung, sondern auch Vertrauen.

„Eine Frage noch," begann Joachim Knobler nun ebenso ruhig. „Ich habe eine Bürgschaft übernommen. Wie hoch ist die Summe, und wer ist der Gläubiger?"

„Das ist eine persönliche Angelegenheit meines Sohnes. In das Geschäft ist das Darlehn nicht gekommen. Bitte, regeln Sie das mit meinem Sohne. Eines muß ich Ihnen allerdings sagen: Ich verstehe nicht, wie man eine Bürgschaft übernehmen kann, ohne zu wissen wem gegenüber und wie hoch man sich verbürgt. Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Knobler, aber einem Kaufmann wäre das nicht passiert. — Die Herren regeln die Sache wohl unter sich. Ich habe zu tun."

Alfred Ritter nahm den Freund unter den Arm und führte ihn in seine Wohnung. Er ließ Wein bringen und duldete nicht, daß Joachim auf das Geschäftliche kam, bevor sie angestoßen und getrunken hatten. Auch dann nahm er zunächst selbst das Wort. Er begann in burschikosem Tone. „Joachim, du bist und bleibst ein Unglücksmensch. Platzt da herein wie eine Bombe. Und warum? Um einer Lappalie willen. Hättest du mir geschrieben, daß du nicht einverstanden warst, dann war der Fall erledigt. Mensch, kannst du dir denn nicht denken, daß unsereiner anders lebt wie ihr? Nun weiß mein alter Herr den Salat und hat mir den Kopf gewaschen. Ach, rede doch nicht, Joachim. Stürzt da herein, wie der Stier aufs rote Tuch zustürzt. Blödsinn! Was hättest du machen wollen, wenn dich mein Vater durch die Hausburschen hinausschmeißen ließ?"

„Na, so einfach wäre die Sache denn doch nicht gewesen," wehrte sich Joachim.

„Dann hättest du dich des Hausfriedensbruchs schuldig gemacht, weiter gar nichts."

„Alfred, ich will jetzt wissen, wofür und wem gegenüber ich mich verbürgt habe."

Alfred Ritter brannte eine neue Zigarre an und lächelte. „Man soll mit euch Bauern keine Geschäfte machen. Paß mal auf. Ein Musterknabe war ich nie. Ich will etwas vom Leben haben. Nun hatte ich Pech mit meinem Wagen, dann so 'ne kleine Freundin — aber das verstehst du als solider Ehemann nicht —, na und dann noch so'n paar Sachen – –"

„Wie hoch? Das will ich wissen."

„Fünfundzwanzig Mille."

„Das kann nicht stimmen."

„Doch, das stimmt. Du darfst nicht mit normaler Verzinsung rechnen."

„Wieviel zahlst du?"

„Ach, das ist ja nebensächlich."

„Und wer ist der Gläubiger?"

„Herrgott, du bist wie ein störrischer Bock. Das kann dir doch egal sein. Hier ist meine Hand. Es ist in sechs Wochen geregelt."

„Aufs Wort?"

„Zum Donnerwetter, soll ich vielleicht noch schwören?"

„Gut, wenn ich in sechs Wochen die schriftliche Erklärung habe, ist die Sache erledigt. Wenn nicht, gehe ich andere Wege."

„Ach, mach dich doch nicht lächerlich."

Die beiden gingen in Mißstimmung auseinander. Alfred Ritter hatte sich den Ausgang anders gedacht. Es war ihm nicht gelungen, Joachim Knobler zu übertölpeln. Der Bauer in ihm hatte sich zur Wehr gesetzt.

Knobler kehrte in einem guten Lokal ein, um zu essen. Er

traf einen ihm bekannten Herrn, auch einen Industriellen, und setzte sich zu ihm.

Die Rede kam, von Belanglosigkeiten ausgehend, auf die Wirtschaftslage. Der alte, in Ehren grau gewordene Mann fragte Joachim, ob er noch Landwirt sei. Als die Frage bejaht, nickte er vor sich hin. „Die Landwirte klagen, und gewiß nicht mit Unrecht, aber sie sollten nicht übersehen, daß sie wenigstens feste Werte in der Hand haben. Was haben wir denn? Uns kauft der Amerikaner auf. Das tut er mit den Bauern nicht."

„Weil es sich nicht lohnt."

„Seien Sie froh darum. Die Landwirte weisen immer mit Fingern auf uns: Seht, wie sich die Industrie zu wehren versteht. Herr Knobler," der alte Herr begann an den Fingern herzuzählen: „Da hat man fünfhundert Arbeiter entlassen müssen, der und der haben ihre Fabriken geschlossen, sie sind bankrott. Wechsel können nur noch zur Hälfte eingelöst werden, die Not wirft die besten, ältesten Firmen über den Haufen. Und wir stehen erst im Anfang einer Entwicklung, deren Ausgang niemand übersehen kann. Wie hat sich die Lage innerhalb eines Jahres verschoben!"

„Wie steht es eigentlich mit der Firma Ritter?" fragte Joachim.

Sein Gegenüber sah ihn zweifelnd an. „Sie sind doch, wenn ich recht unterrichtet bin, mit Herrn Alfred Ritter befreundet?"

„Ja, aber geschäftlich haben wir nichts miteinander zu tun."

„Ich wollte es Ihnen auch verdenken, Herr Knobler. Was gehen Sie, den Landwirt, Geschäfte an? Es ist uns alten

Fabrikanten, uns, deren Väter und Großväter schon im Betriebe standen, schwer genug, uns zu behaupten, von Auskennen kann gar keine Rede sein, wie wollten Sie sich als Außenstehender da zurechtfinden können. Noch voriges Jahr waren wir zuversichtlich und glaubten, allen Grund dazu zu haben. Und heute? Wir haben uns alle miteinander geirrt, und doch kann man keinem einen Vorwurf machen. Danken Sie Gott, daß Sie auf Ihrem Gute sitzen. — Sie fragten nach der Firma Ritter. Ich habe nichts Unrechtes gehört. Der Alte ist Kaufmann vom Scheitel bis zur Sohle und ist ein Ehrenmann. Seinen Sohn, nun, den kennen Sie ja. Wie dir Firma steht, weiß ich nicht. Würden Sie mich fragen, wie ich selber stehe, so könnte ich Ihnen sagen: Heute weiß ich es noch, aber ich weiß nicht, wie es morgen sein wird. Man kann nur seine Pflicht tun, hoffen und abwarten."

„Sie sprachen von den Werten, die wir in der Hand haben. Herr Bergmann, Land ist unverkäuflich."

„Nun ja, aber es ist doch nicht in dem Maße der Konjunktur unterworfen wie unsere Waren. Und unsere Maschinen!? Ich habe Hunderttausende in Maschinen investiert und weiß, daß ich keine zehntausend Mark Kredit darauf bekommen würde. Nein, danken Sie Gott, daß Sie nichts mit der Industrie zu tun haben. Und noch eins will ich Ihnen sagen. Es geht nicht ohne Industrie, aber es ist mir eine deutsche Industrie ohne deutsches Geld denkbar. Es wird aber erst recht nicht ohne den deutschen Bauern gehen, und der wird sich, wenn er gelernt hat, einig zu sein, sehr wohl aus sich selber behaupten können. Das ist meine Meinung. Wen von Ihnen heut das Fell juckt, der mag verkaufen oder sich belasten und zu uns übergehen. Hätte ich einen Sohn, der

es so machte, würde ich ihn enterben. — Zum Wohl! Danken Sie Gott, daß Sie droben in Ihrem Waldland sitzen. Da sitzen Sie gut."

*

An dem Tage, an dem Joachim in die Stadt gefahren war, hatte Mutter Knobler anspannen und sich und Ilse nach Urbig kutschieren lassen. Justus war nicht nur der große Junge geblieben, sondern war es heute wieder weit mehr als in der Zeit, in der er als Syndikus den Schreibtischstuhl drückte. Braun und breit und helläugig war der Mensch, ging breitbeinig wie ein Bauer und hatte Hände wie ein Holzfäller. Mit denen hob er seine rundliche kleine Mutter aus dem Wagen, trug sie in das Haus und stellte sie auf ihre Füße. „So, mein Kleines, warum sollst du dir erst die Schuhe dreckig machen."

„Justus, du bist wohl ganz ohne Verstand."

„Ach, das war ich immer, Mutter."

„Dann wird es wahrhaftig Zeit, daß du vernünftig wirst."

„Nee, Mutter. Warum denn? So ist es doch viel schöner."

Justus wandte sich Ilse zu. „Tag, Ilse. Du hast dich rar gemacht. Na, die Kopfwäsche, die deiner wartet, möchte ich nicht haben."

„Meinst du, daß es nicht auszuhalten sein wird?"

„Es kommt darauf an, was du überhaupt aushalten kannst."

„O, eine ganze Menge."

„Na, nun kommt mal. Wir haben uns schon viel zu lange bei der Vorrede aufgehalten."

„Weil du soviel schwatzt," scherzte Mutter Dorothea.

Justus sah sie an und lachte spitzbübisch. „Bin ich eigentlich dafür allein verantwortlich zu machen?"

„Junge, nun hör bloß auf. Bei den Zeiten so ein Übermut! Es ist nicht zu glauben."

Ilse war inzwischen vorausgegangen. Sie hatte den Vater umarmt, und dem hatten die Lippen gezuckt.

„Endlich," sagte er, „endlich besinnst du dich wieder einmal auf mich. — Ach, da ist ja auch unsere Mutter Knobler. Herzlich willkommen! Justus, jetzt befehle ich Ihnen, daß Sie sich von der Wirtschaft frei machen."

„Zu Befehl," gab Justus lachend zurück. „Ich muß bloß noch dem Richard moralisch eine hinter die Ohren hauen, weil er vergessen hat, Butter mitzubringen."

„Was, wir haben heute keine Butter?"

„Nee. Heute müssen wir trockenes Brot essen."

„Dann schicken Sie doch – –"

„Geht nicht. Alles festgelegt."

„So macht er es mit mir," scherzte Bernhard von Freidank, „alles festgelegt. Er selber natürlich auch, aber – –"

„Befehl ist Befehl."

„Wer befiehlt hier?"

„Meistenteils ich."

Der alte Edelmann lachte. „Ja, ja, Frau Knobler, so geht es, wenn man alt wird. Justus, gucken Sie mal dort zum Fenster hinaus. — Frau Knobler, Gott sei Dank, daß wir den Kerl haben. — Sie können wieder hergucken, Justus. Und nun, meine Ilse, wie geht es? Gut? Das freut mich. Aber du darfst nicht wieder so lange ausbleiben."

„Dafür lassen Sie mich sorgen," fiel Mutter Dorothea ein.

„Sie bleiben doch über Nacht?"

„Die Mutter wohl," Frau Ilse nahm das Wort. „Ich muß wieder heim. Es geht gar nicht, daß wir beide weg sind."

Bernhard von Freidank versuchte, Frau Knobler anzusehen, aber sie wich seinem Blick aus. Es war ein kurzer, kalter Hauch durch das Zimmer gegangen, aber gleich darauf war die Sonne wieder da.

Ja, es war sonnig in Urbig. Und die Sonne tat Frau Ilse und ihrer Schwiegermutter wohl und zwang sie innerlich zu schmerzhaften Vergleichen.

Man plauderte am Tische über die Wirtschaften von Urbig und Hoheneiche. Justus war nicht mehr übermütig, er war ernst, aber voller Zuversicht. Dies wußte er zu berichten und das, und alles war gut. Nicht rosig, nein, es war im Gegenteil ein harter Kampf, aber man gewann Schritt für Schritt Boden.

Im Laufe des Nachmittags bat er Ilse, sich ein paar Minuten mit ihm über die Bücher zu setzen. Bernhard von Freidank und Mutter Knobler waren allein. Da fragte der alte Herr nach Joachim. Frau Dorothea seufzte. Er sei eine unglückliche Natur, wolle wahrscheinlich das Gute, mache es aber doch beiden, ihr und Ilse, zuweilen recht schwer.

Nach einer Weile des Schweigens sagte der alte Edelmann in aller Harmlosigkeit: „Frau Knobler, die zwei, die jetzt da drüben sitzen, die hätten ein besseres Gespann gegeben. Man muß stillhalten."

Mutter Dorothea schlug die Augen nieder. Guter Bernhard von Freidank, hast du nie hinter deines Kindes Augen zu sehen vermocht? Hast du immer nur das Äußere gesehen?

Justus saß indessen der Schwägerin gegenüber. Er war wie umgewandelt, hatte auf Blick und Wort acht, war sachlich und trocken. Sie waren miteinander die Zahlen durchgegangen. Der Fortschritt war da.

„Ilse," sagte Justus, „die Belastung ist noch zu hoch. Wenn es uns gelingt, zwanzigtausend Mark herunterzubringen, dann ist Urbig gerettet."

„Wüßtest du einen Weg, Justus?"

„Ich glaube, aber er ist schwer."

„Das macht nichts aus, wenn er nur zum Ziele führt."

„Sieh, es ist heute so, daß wir die Zinsen schaffen, wenn nicht Unglück dazwischen kommt. Damit ist uns aber nicht geholfen, denn die Belastung an sich bleibt. Ist die verringert, dann können wir den heutigen Zinsbetrag zu Abzahlungen verwenden, und dann erst geht es richtig aufwärts. Jetzt ist es schade um Arbeit und Mühe, denn wir arbeiten nicht für uns."

„Und dein Ausweg?"

„Ich habe das ganze Haus durchstöbert. Es ist viel mehr an alten wertvollen Dingen da, als du wohl selber gewußt hast. Willst du einmal mit in die Stube kommen, die ihr als Kinder immer die Großmutterkammer genannt habt? Ich habe da alles zusammenstellen lassen. Sieh es dir an und wähle aus, was du behalten möchtest."

Sie stiegen eine Treppe hinauf. Das Zimmer war groß, aber es stand voll von unten bis oben und machte den Eindruck eines Trödelladens. Man hätte lachen mögen, hätte es nicht weh getan. Justus war rücksichtslos vorgegangen. Neben den alten Schränken standen verbeulte Helme, rostige Schwerter, bunte Gläser und Krüge, fast schwarz gewordene Bilder.

„Willst du daraus eine größere Summe lösen, Justus?"

„Ich hoffe auf Glück. Es kann sein, daß wir Pech haben, daß nichts eigentlich Wertvolles darunter ist – –"

„Die Schränke haben bestimmt einen gewissen Wert."

„Ja. Es kann aber auch sein, daß schon etliche Stücke ausreichen. Was möchtest du behalten, Ilse?"

„Gar nichts." Sie legte die Hand an einen Schrank. „Den hat Mutter mitgebracht, das weiß ich, aber das alles kann nichts helfen. Hier gebietet die Notwendigkeit. Es steht dir alles zur Verfügung."

„Dann will ich dem Museumsdirektor schreiben. Der tut mir den Gefallen und kommt her. Es macht hundert Mark Unkosten, aber dann wissen wir, woran wir sind."

„Das ist gut, Justus. Komm, ich will dir noch etwas geben."

Sie führte den Schwager in die Stube, die die tote Mutter innegehabt, und entnahm einem Schube ein Kästchen. „Das ist der Rest des Schmuckes der Freidanks."

Sie legte alte Gehänge, Broschen und Agraffen auf den Tisch. „Es ist alles veraltet, die Steine sind blind geworden, aber sie sind gut, das weiß ich. Nimm es, Justus, es muß sein."

Justus stand bewegt vor ihr. Ein Strom von Erbarmen brach aus seinen Augen. „Ilse, das kann ich nicht."

„Ich bitte dich darum." In rührender Demut sah ihm die Schwägerin entgegen. „Wäre Armin am Leben geblieben, dann hätte der kleine Rest Sinn gehabt. Nun der letzte Freidank tot ist, bedarf es seiner nicht mehr."

„Und du, Ilse?"

„Kannst du dir denken, daß ich mich schmückte?"

„Ja, Ilse," Justus stöhnte es heraus. „Ja, ja."

Sie wußten nicht, daß sie sich an den Händen hielten. Wehmütig sah die sonst so Starke dem erschütterten Manne in die Augen. „Das kannst du dir denken? Ich — nicht."

Da brachen alle Dämme in Justus. Er riß die Schwägerin in seine Arme und küßte sie. Sie wehrte sich nicht. Es war ein Augenblick schmerzvoller Süße. Ein paar Tränen rannen über Ilses Gesicht. „Nun ist es doch geschehen." Es klang wie splitterndes Glas. Sie machte sich frei aus Justus Armen.

„Ilse," des Mannes Stimme bebte, „vergib mir. Und — laß mich mit Joachim reden."

Sie hob das Antlitz. Ihre Augen waren still und stark. „Nein. — Bitte, nicht, Justus. Ich will nicht. Ich lüge schon lange, und ich sühne schon lange. Der Augenblick, der eben war, kommt nicht wieder. Ich bereue ihn nicht. Und nun ist es gut. Ich halte neben Joachim aus. Recht oder Unrecht, ich habe ihm Treue gelobt. Sei still, Justus. Was ich als Frau kann, wirst du als Mann erst recht können. Komm, wir müssen hinabgehen. Ich habe nicht gelogen vor dir, nun, Justus, hab Achtung vor meiner Not. Darum bitte ich dich."

Frau Ilse kehrte zu Vater und Schwiegermutter zurück. Justus mußte erst einmal durch die Wirtschaft gehen, um mit sich selber zurechtzukommen. Als er eintrat, erschrak seine Mutter bis in das Herz. Ihr armen Menschen!

Frau Ilse fuhr gegen Abend heim. Sie hatte eben mit Onkel Waldemar das Abendbrot gegessen, als Joachim kam. Fest und bestimmt trat er auf. Fest und bestimmt sprach er.

„Wo ist die Mutter? So, sie will ein paar Tage in Urbig bleiben? Warum bist du nicht mit drüben geblieben, Ilse? Du wolltest nicht? Aber warum denn? Es ist doch jetzt nicht viel zu tun. Ich glaube übrigens, wir kriegen Tauwetter. Hast

du es nicht auch bemerkt? Was macht dein Buch, Onkel Waldemar? Es geht rüstig vorwärts? Du bist zu beneiden. Warum? Ja, du hast doch deinen Frieden. Den könnte ich auch haben? Vielleicht hast du recht, aber der eine so, der andere so. Was macht dein Weiser, Ilse? Prophezeit er noch nicht den Untergang der Welt? Nicht? Na, dann soll er sich sein Lehrgeld wiedergeben lassen. Was man so draußen sieht und hört, sieht verdammt nach Untergang aus."

So plauderten sie. Draußen hatte sich der Wind aufgemacht und jagte in warmen Wellen über das Gebirge. Am anderen Morgen war die Schneedecke grau, und Rinnsale quollen von den Hängen. Der Wind tat rasche Arbeit, Regen kam ihm zu Hilfe, die Sonne machte gut, wo die beiden wehgetan.

Mutter Knobler war nach acht Tagen aus Urbig zurückgekehrt, Joachim hatte sie empfangen, als wäre nichts gewesen. Klar und bestimmt, wie er am Tage seiner Rückkehr aus der Stadt gewesen, war er geblieben. Keine Zärtlichkeiten seiner Frau gegenüber. Soweit es sich um die Geschäfte handelte, nach wie vor verschlossen, aber gesprächig, soweit es sich um die Wirtschaft auf Hoheneiche drehte.

Er hatte Alfred Ritter einen kurzen Brief geschrieben, keine Antwort erhalten und keine erwartet. In der Zeit, in der draußen wenig zu tun war, hatte er den ganzen Schriftwechsel, den er mit Ritter geführt, noch einmal von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Es hatte einen ganzen Vormittag gedauert. Nun war sein Urteil fertig, und nun war er zum Handeln entschlossen. Vierzehn Tage waren seit seinem Besuch verflossen, er wollte sich noch vier, im höchsten Falle fünf Wochen Zeit lassen. War dann die Zusicherung, daß

die Bürgschaftssache aus der Welt geschafft sei, nicht eingetroffen, dann handelte er.

Joachim hatte bei seinen Grübeleien ein bitteres Lächeln um den Mund. Die Briefe hatten, seiner Zeit im einzelnen und von dem Empfänger mit ganz anderer innerer Einstellung als heute gelesen, auch eine ganz andere Wirkung gehabt. Heute offenbarten sie sich ihm als eine Kette, in der jedes Glied sorgfältig und wohlberechnet geschmiedet war. Die Glieder waren gut ineinandergepaßt. Kluger Alfred Ritter. Du hast den Bauern soweit ganz richtig beurteilt und das schwankende Rohr, Joachim Knobler, zu biegen gewußt, wie du es wolltest. Aber du hast eines übersehen. Du hast übersehen, daß der Bauer in der Erde wurzelt, und hast nicht bedacht, daß dir das Rohr unter einem unvorhergesehenen Windstoß aus der Hand gleiten und sich wieder aufrichten kann.

Justus, du hast recht. Ich bin wie ein Gimpel auf den Leim gegangen. Nun aber sehe ich den Leim und werde die Kraft haben, mich loszumachen. Es muß übrigens zwischen uns zweien auch wieder in Ordnung kommen. Ich werde den ersten Schritt tun, und ich werde ihn dann tun, wenn ich an der anderen Stelle Ordnung gemacht habe. Dabei werde ich wahrscheinlich ein paar Federn lassen müssen, aber ihrer viele werden es nicht sein. Im ganzen steht die Firma Ritter fest. Alfred ist mir zwar nicht gut dafür, wohl aber sein Vater. Sobald die Bürgschaft erledigt ist, ziehe ich auch meine Einlage zurück, und dann ist alles gut. Dann bin ich geheilt, und dann wird auch das Verhältnis zu meiner Frau das richtige werden.

Er bemüht sich um Ilse, aber es ist nicht Joachim Knoblers Art, langsam zu werben. Er fordert. Seine Forderungen

werden nicht erfüllt. Dazu die innere Spannung, mit der er auf Nachricht wartet. Da wird er brutal. Er beginnt, sein Weib zu peinigen. Nichts mehr ist ihm in der Wirtschaft recht. Die Tage bringen Nörgeleien, die sich zu Gehässigkeiten steigern. Und immer steht er den erstaunten Augen seiner Frau gegenüber. Sie sieht ihn schweigend an. Er errötet unter ihrem Blick und wird zornig darüber, daß es geschieht.

„So schlimm ist es?" fragt Ilse eines Tages.

„Was ist schlimm?"

„Die Erfahrungen, die du bei deinen Geschäften machst, sind es."

„Rede nicht von Dingen, von denen du nichts verstehst. Was willst du mit Geschäften? Meine Geschäfte sind gut, jedenfalls besser als deine."

„Du lügst zwar – –"

„Ilse!" Joachim Knobler hob die Faust. Seine Frau stand, ohne einen Schritt zurückzuweichen. Nur ihre Augen wurden noch größer.

„Ja, du lügst, aber vielleicht sagst du mir, woran ich es in meinen Geschäften fehlen lasse."

„Ja, das will ich dir sagen. Eine Schlamperei ist es, eine verfluchte. Hast du schon nichts mitgebracht, dann darf ich wenigstens verlangen, daß du erhältst, was da ist."

Frau Ilse schwankte und hielt sich am Tische fest. Joachim stand auf dem Sprunge, zuzugreifen. Nichts wäre ihm lieber gewesen, als seine Frau schwach zu sehen. Er sah sie nicht schwach. Blaß bis in die Lippen, aber den Kopf stolz zurückgeworfen, ging Ilse hinaus. Sie schloß sich ein. Auf dem Stuhle sitzend, starrte sie vor sich hin. Ist es genug? Bin ich nun frei? Habe ich ein Recht zu gehen? Die blassen Lippen

formten ein Nein. Laut und hart klang es: Nein! Und Ilse setzte dazu: Niemals! Aber ein anderer Gedanke stieg auf: Wehr dich!

Sie tat es. Ernst und entschlossen trat sie ihrem Mann eine halbe Stunde später in den Weg. „Joachim, du hast zwar von Schlamperei geredet, aber du hast sie mir nicht nachgewiesen. Ich verlange, daß du das tust."

„Schlimm genug, wenn du es nicht selber siehst. Nachweisen soll ich dir, was auf Schritt und Tritt zu sehen ist?"

„Ja, das sollst du; denn weder ich noch die Mutter sehen es."

„Dann sperrt die Augen auf."

„Also nicht. Nun ja, du kannst nicht. Ich wußte es ja. — Du hast mir vorgeworfen, ich hätte nichts mitgebracht. Joachim, ich habe zu viel mitgebracht, viel zu viel."

Der Mann lachte hell auf.

Ilse schlug die Augen nieder. „Ich schäme mich für dich, Joachim."

„Tu das mal. Ich habe keine Zeit zum Schämen, und dann hast du wenigstens etwas zu tun."

Frau Dorothea war es, die ihrer Schwiegertochter nunmehr den Gedanken der Trennung nahelegte. Ilse schüttelte den Kopf.

„Dann geh wenigstens fort, bis er zur Vernunft gekommen ist," mahnte Frau Dorothea.

„Ich halte aus."

Die Mutter versuchte ein Letztes. Sie legte dem Sohne die Hand auf den Arm: „Joachim, ist es so schlimm?"

Der Sohn trotzte: „Was wollt ihr denn eigentlich? Was

soll denn schlimm sein? Rein verrannt seid ihr in den Gedanken, daß ich Hoheneiche kaputtmache."

„Nein doch, Joachim, aber wir müßten ja blind sein, sähen wir nicht, daß du nicht mehr aus noch ein weißt. Tu mir wenigstens die Liebe und rede einmal mit Justus."

Mutter Dorothea hatte ihres Sohnes Gesicht nie so verzerrt gesehen. Blaurot lief der Mann an. Er stöhnte. „Mutter! — Das hat mir gerade noch gefehlt." Er überschrie sich, er raste. Der Niemand sei er, wie einen räudigen Hund behandelten sie ihn, der vor der Tür liegen müsse. Es gab keine Steigerung und keine Erniedrigung mehr.

So bitter weh es Mutter Dorothea tat, nun ward sie hart. „Joachim, nach dem eben habe ich keinen Sohn mehr. Kein Wort, sonst vergesse auch ich mich! Es fehlt nur noch eins. Daß du mich aus dem Hause jagst, das fehlt noch. Armes, armes Hoheneiche, armer Vater! Aber Gott hat es gut mit dir gemacht. Wenn du das hättest erleben müssen!" Sie schlug die Hände vor die Augen.

Joachim rannte in seine Stube. Rede mit Justus! Hat er nicht selber den Gedanken gehabt? Das hat er, aber nun ihn die Mutter aussprach, und in der Stimmung, in der Joachim war, wirkte er wie ein Keulenhieb. Haß gegen den Bruder brannte auf. Wo waren seine Leistungen? Glück hatte er, weiter nichts, saß im warmen Neste, indes er, Joachim, sich mit Eiseskälte herumschlug. Verfluchtes Schicksal, das ihn zeitlebens abseits von Glück und Erfolg jagte!

Tage gingen, stumpfe, dumpfe Tage, die doch innerlich voller Spannung waren. Wann kommt der Brief von Alfred Ritter, daß die Bürgschaft erledigt ist? Vier Wochen sind herum. Jetzt sind es vier und eine halbe Woche. Der Herr

von Hoheneiche läuft dem Briefträger alle Tage entgegen. Vergeblich.

Wieder ein Tag, an dem er enttäuscht ist. Frau Ilse gerät ihrem Manne zufällig in den Weg. Er bricht einen Streit vom Zaune.

Hämisch beginnt er, man sähe es ihr an, daß sie aus adligem Hause stamme. Verwunderte, fragende Augen ihm gegenüber, Zorn in ihr hochsteigend.

„So kommst du aus dem Stalle? So ist meine Mutter nicht zum Balle gegangen."

„Ich soll mich anziehen wie eine Stallmagd?"

„Wärest du das, dann wärst du wenigstens etwas. Jetzt bist du gar nichts. Gar nichts bist du als die hochnäsige Tochter eines hochnäsigen Vaters. Ihr habt Grund zur Hochnäsigkeit. Gerade ihr! Ich habe mich erkundigt, wie es mit dem Wagen war, den uns dein Vater seinerzeit zur Hochzeit schenkte. Hahaha! Auf Wechsel gekauft."

„Hast du den Wagen bezahlen müssen?"

„Nein, dein Bruder hat einen Dummen gefunden, der ihm Geld pumpte."

„Das ist nicht wahr."

„Mach mich nicht immer zum Lügner!"

„Ich werde das solange tun, wie du lügst. Es ist schamlos, einen Toten zu beschimpfen."

„Richtig, ja, ihr seid ja ‚ehrenwerte' Leute!"

„Das sind wir, und weil wir das sind, und weil wir es bleiben wollen, und weil ich wahr bin, sage ich dir, daß du mir nicht mehr weh tun kannst, daß du alles, was ich einmal für dich übrighatte, totgeschlagen hast. Zertreten hast du es. Restlos. Es ist nichts mehr übrig. Du kannst mir nicht mehr

weher tun als irgendein fremder Mann einer fremden Frau tun kann. Bitte, sprich das Wort aus, daß ich gehen kann, bitte, sprich es."

„Den Teufel werde ich tun." Mit harten Schritten ging Joachim in seine Stube. Er ballte die Fäuste, aber er ballte sie in diesem Augenblicke weder gegen seine Frau noch seine Mutter, er ballte sie gegen Alfred Ritter. Mensch, was hast du aus mir gemacht!

Der Brief, den er erwartet, kam am anderen Tage, gerade als Ilse zu ihrem erkrankten Vater gerufen worden war. Alfred Ritters Vater schrieb ihn, der Mann, der nach fast fünfzig Jahren, in denen er sich und sein Haus in Ehren erhalten, nicht vermochte, in Ehren zu sterben. Sein Schicksal ähnelte insofern dem, das Joachim Knobler gedroht, als auch er, um das Verlorene und Gefährdete zu retten, nicht einzuhalten vermocht hatte. Aber er war weiter gegangen, er war schuldig geworden. Sein und seines Sohnes letzte Jahre waren ein einziger verzweifelter Kampf gewesen. Den Schein der Wohlhabenheit nach außen wahrend, hatten sie den Schmuck ihrer Frauen zu Gelde gemacht, alle Werte, die flüssig zu machen gewesen, in den Betrieb gesteckt, Darlehn da und Darlehn dort aufgenommen und doch den Ausgang nicht zu wenden vermocht. Und Schuld? Schuld war die Zeit, unter deren Wellen ein Schicksal nach dem anderen zerbrach. Ein erbitterter, verbissener Kampf. Der Kampf einer Nußschale gegen die sturmgepeitschten Wogen des Ozeans. Es gibt Bootsfahrer, denen es gelingt, den Ozean zu überqueren. Die Ritters haben den Kampf mit dem Ozean nicht gewollt, ihr Schifflein ward vom sicheren Strande losgerissen. Sie wandten alle Kraft auf, dahin zurückzu-

kehren. Heute schien es, als gelänge es, und morgen schleuderten sie die Wellen um so weiter hinaus. Sie gaben den Kampf nicht auf. Dort ist der Hafen. Gib deine letzte Kraft her. Wir sind dicht vor der Einfahrt. Frage nicht danach, daß die Hände bluten und die Lungen bersten wollen. Wir müssen es schaffen. Ein neuer Sturmstoß, ein zweiter, dritter. Mitten auf dem Ozean! Woher der Sturm! Aus welcher Hölle herauf? Wo sind die entsetzlichen Hände, die ihn blasen lassen, wie es ihnen beliebt? Du fragst noch? Sie sind im Nirgendland, und das Nirgendland — ist überall. Nun ist es aus.

Nichts von dem gräßlichen Kampfe steht in dem Briefe. Der Greis schreibt rein sachlich. Die Bitten um Erbarmen stehen zwischen den Zeilen. Das ‚Richte nicht!' schwebt darüber. Joachim Knobler erfühlt es. Er hockt, in sich zusammengesunken, vor dem Schreibtisch und faltet langsam die Hände, nicht um zu beten; es ist eine Bewegung aus völliger Hilflosigkeit. Ganz nüchtern steht es da, daß Alfred Ritter auf dem Bürgschaftsschein die Bemerkung eingefügt hat, Joachim Knobler bürge als Selbstschuldner. Die Summe beträgt vierzigtausend Mark und die Verzinsung sechzehn Prozent. Sie sind Verbrecher geworden, Vater und Sohn. Der Vater brachte als Guthaben seine kaufmännische und menschliche Ehre. Nur auf die hin ist es überhaupt so lange gegangen, als es ging. Sie sind Verbrecher geworden, und — sie sind tot. Alle miteinander, der Vater mit seiner Frau, der Sohn mit der seinigen. Einer der Fälle, die eine Stadt drei Tage in Aufregung halten. Dann ist der schauerliche Komet vorüber, die Sonne scheint wieder. Zwar ist es nun in einer Anzahl Häuser dunkel, in einigen wird es vielleicht

überhaupt nicht wieder Tag, aber die Sonne scheint doch.

Joachim Knobler stöhnt auf, aber die entsetzliche Spannung ist vorüber. Er steht auf, läuft im Zimmer umher, knirscht mit den Zähnen, wirft sich in die Sofaecke, gräbt den Kopf in ein Kissen und winselt wie ein Tier, das die Kugel traf, ohne es zu töten. Und er hebt den Kopf, starrt geradeaus, beginnt zu überlegen und zu rechnen.

Wieder einmal ein anderer, tritt er auf den Hof. Ruhig, wenn auch grau und mit tief in ihren Höhlen liegenden Augen. Er weiß, was er zu tun hat. Nur mit einem Gedanken kommt er noch nicht zurecht. Soll er Justus aufsuchen? Die Mutter begegnet ihm.

„Mutter," sagt er, „ich muß auf zwei Tage wegfahren. Vielleicht dauert es auch nur einen Tag."

Frau Dorothea antwortet nicht.

Da bittet er: „Nun sei endlich wieder gut. Ich weiß ja, daß ich Fehler begangen habe, aber ihr habt es mir doch wirklich auch nicht leicht gemacht."

„Solange du dabei bleibst, kommen wir nicht wieder zusammen, Joachim, denn es ist nicht wahr."

„Mein Gott, wir wollen doch nicht alles auf die Goldwaage legen."

„Das tun weder ich noch Ilse, aber was soll das alles? So, wie du heute bist, bist du schon oft gewesen. Wie lange hat es vorgehalten?"

„Grüß Ilse, Mutter."

„Ja."

Der Wagen sprang an. Joachim Knobler fühlte noch einmal nach seiner Tasche. Ja, er hatte alle Papiere.

Drei Stunden darauf saß er vor einem Manne, der ihn ruhig, nicht ohne Mitleid, mit wägenden Augen maß.

„Ich soll also den Betrag als Hypothek eintragen lassen?"

„Ja. An zweiter Stelle."

„Zeigen Sie mir bitte einmal die Papiere her, die Sie mitgebracht haben. Feuerversicherung? Hat keinen Zweck. Taxe? Wann ist die gemacht? Zwecklos. Nur das Holz hat Wert. Bitte, erläutern Sie. Das gehört Ihrem Bruder? Wird der bereit sein, einzuspringen? — Herr Knobler, wir brauchen uns nicht weiter zu unterhalten. Dreihundert Morgen bei der Höhenlage! Verkaufswert dreißigtausend Mark. — Bitte, Herr Knobler, bringen Sie einen Mann, der Ihnen auch nur die halbe Taxe zahlt. Ich lasse Ihnen acht Tage Zeit. Mehr nicht. Und das Holz? Achtundneunzig Morgen schlagbar. Die gehören Ihrem Bruder. Fünfzig Morgen im Vorjahre abgeholzt. Hundertfünfzig Morgen Bestand zwischen zwanzig und dreißig Jahren. Nicht einmal Grubenholz. Fünfzig Morgen, darüber ließe sich reden. Die bringen vielleicht zehntausend Mark. Wie gesagt, ich lasse Ihnen acht Tage Zeit. Ihr Bruder kann helfen, sonst niemand." Der Mann lehnte sich zurück. „Sie sind nicht der einzige Bauer von heute, der spekuliert hat. Ich kann Ihnen zehn, zwölf Fälle anführen, in denen es genau so ausgegangen ist oder ausgeht wie bei Ihnen. Weiß der Teufel, was für ein Geist in unsere Bauern gefahren ist. Auf der einen Seite Klagen über Klagen — und berechtigte Klagen —, auf der anderen eine Geschäftemacherei ohne Sinn und Verstand. Saßen Sie nicht gut in Ihrem Hoheneiche? Wem wird es denn noch so, daß er einen schuldenfreien Betrieb übernehmen kann? Sie brauchen gar nicht versuchen, sich zu rechtfertigen.

Es gibt nichts mehr zu rechtfertigen. Warum erwerben wir Geschäftsleute denn Güter? Man faselt immer von einer sicheren Kapitalsanlage. Das ist Unsinn. Menschen wollen wir sein. Einmal wieder Menschen. Darum kaufen wir die Güter. — Wir wollen aufhören, Herr Knobler. Ich werde sonst bitter. Also kurz und gut: Gehen Sie zu Ihrem Bruder. Der kann Sie retten, der allein. Sie können meinetwegen auch noch einen Versuch bei Ihrer Genossenschaft machen. Vielleicht gelingt er. Schlägt er fehl, und springt Ihr Bruder nicht ein, dann ist Ihr Hoheneiche verloren."

Joachim Knobler erfaßte den Ernst der Lage nicht. Er ging ein wenig betäubt durch die Straßen, aber daß Hoheneiche verloren sein könne, das drang ihm weder ins Hirn noch ins Herz. Nein, da gab es denn doch noch Auswege, ganz abgesehen von der Hilfe des Bruders. Fünfzigtausend Mark waren hypothekarisch eingetragen. Es war ohne Schwierigkeiten gegangen. Und für vierzigtausend Mark sollte keine Deckung zu schaffen sein? Hoheneiche, das breite, feste, weite, das nie ein Sturm erschüttert, wäre gefährdet? Der Mann lächelte. Wie kann man einen Berg entwurzeln? Der Gedanke an die Unerschütterlichkeit Hoheneiches ist genau so ein Teil seines Ichs wie das Auge in der Höhle.

Er überlegt: Zum Konkursverwalter gehen? Das hat Zeit. Erst einmal dem alten Geizhals den Rachen stopfen. Justus oder die Genossenschaft? Justus? Der bleibt immer noch. Erst die Genossenschaft. Da bedarf es nur eines Wortes.

Der Wagen fährt im schnellen Tempo dahin. Landleute hüben und drüben, Felder, Wiesen und Wälder. Joachim

Knobler achtet nicht darauf. Der Motor arbeitet. Sein gleichmäßiges Hämmern beruhigt. Joachim wird gewahr, daß er voll Unruhe gewesen. Nun ihm die Ruhe kommt, haben die Dinge ein ander Gesicht. Die Genossenschaft wird doch nicht nein sagen? Des Alten Rechnung war grausam, aber war sie falsch? Natürlich war sie falsch. Er hat den Morgen durch die Bank auf hundert Mark geschätzt. Das ist eine Unverschämtheit.

Am Abend fährt Joachims Wagen ganz langsam nach Hoheneiche. Zwei Stunden hat er mit dem Direktor der Genossenschaftsbank verhandelt. Der Mann ist ihm nicht nur gut bekannt, sondern er hat auch Herz und Verständnis für seine Mitglieder. Sie rauchen eine Zigarre und noch eine. Ganz ruhig spricht Direktor Menzel, ruhig und herzlich. „Herr Knobler, Ihre Schätzungen sind falsch. Ich will nicht sagen falsch, aber Sie setzen andere Verhältnisse voraus." Und das Ende vom Liede: Wehe dem Menschen, der heute im Vertrauen auf die Werte, die er in der Hand zu haben glaubt, Schulden macht. Eine Erhöhung der Hypothek auch nur um zehntausend, nein, um tausend Mark, ist ausgeschlossen, von vierzigtausend gar nicht zu reden.

Jetzt wird Joachim Knobler aschgrau, jetzt wird es eiskalt in ihm. Direktor Menzel ist der erste und einzige, dem er sich offenbart. Der Mann schlägt die Hände zusammen. Er ist Geschäftsmann, aber er fährt mit dem Finger nach dem Augenwinkel. „Unglücklicher Mann! Ihr Vater und ich waren Freunde! Eine solch bittere Stunde habe ich lange nicht gehabt. Ihnen helfen, heißt, mich um Amt und Brot bringen, ohne Ihnen auf die Dauer helfen zu können, denn mein Nachfolger muß sofort kündigen. Ihnen nicht helfen,

bedeutet — die Zwangsversteigerung. Ich — kann Ihnen nicht helfen."

In Joachim kein Gedanke an Kaltherzigkeit, Unverschämtheit, Geiz. Herz und Hirn haben gesprochen. Beide verneinten und mußten verneinen. Joachim Knobler gibt es auf, sich zu belügen. Es bleibt nur noch Justus. Daß er hilft, ist nicht zweifelhaft, aber das Ehrgefühl regt sich in dem Grübelnden. Nicht das macht ihm Not, sich als den Unterlegenen bekennen zu müssen. So leicht er sich in sein törichtes Herrentum hineinsteigerte, so leicht wird ihm das Bekenntnis: Ich habe mich geirrt, von den Lippen gehen. Aber daß er auf Hoheneiche bleiben soll, das sein Bruder bezahlte, das ist ihm nicht denkbar. Zerknirscht kehrt er heim. Noch immer aber nicht in allertiefster Not.

Wieder begegnet er der Mutter und begrüßt sie.

„Ist Ilse wieder daheim?"

„Nein."

„Dann fahre ich morgen nach Urbig."

„Was willst du machen?"

„Ich sagte es dir doch."

„Ja, aber ich glaubte, mich verhört zu haben, denn – –"

„Da ist Justus, und da ist mein Schwiegervater."

„Auch Ilse."

„Ganz richtig, Mutter, zu der will ich ja und zu den andern auch."

„Joachim!"

„Komm in die Stube, Mutter." Und drin in der alten Stube der Knoblers. „Mutter, vergib mir!"

Joachim nimmt der Mutter beide Hände. Die starrt ihn an, sie sinkt langsam in einen Stuhl. Es ist finster in der Stube.

„Joachim!“ Die alten Balken haben in hundert Jahren keinen Laut so herzlich und so schmerzvoll gehört. „Es soll wirklich Frieden werden?“

„Ja, Mutter, es soll Frieden werden.“

Die alte Frau bäumt sich auf und schlägt die Hand in des Sohnes Rock. „Joachim, Hoheneiche ist verloren?“

„Nein, Mutter, es ist nicht verloren.“

„Gott sei Dank!“

„Ich habe falsch gerechnet.“

„Laß es, sei still. Wir wollen es mit dir tragen, wir werden es überwinden. Ach Gott, wenn es nur Frieden im Hause wird.“

„Mutter, du hast mich noch ein bißchen lieb?“

Frau Dorothea drückt des Sohnes Rechte gegen die nassen Augen. „Ein bißchen? Wenn du wüßtest, wie lieb ich dich immer gehabt habe!“

„Und Ilse?“

„Ilse? Ach, Joachim!“ Die Mutter läßt seine Hand los. „Nein, nein, sie – – Joachim, du hast es ihr sehr schwer gemacht.“

Er streichelt über der Mutter Scheitel. „Ich will nicht essen, Mutter. Vielleicht komme ich nachher noch einmal an dein Bett.“

Vor dem Schreibtisch kommt die tiefste Not auf ihn zugewallt. Kein Wenn und Aber mehr, keine Rechtfertigung. Im klirrenden Harnisch marschieren Werte und Zahlen auf. Und was kommt hinter ihnen her? Gestalten, mühselig und gebückt und traurig und solche, hochgereckt und mit erhobenen Fäusten. Ein langer Zug. Die Bauern von Hoheneiche. Alle die Väter und Mütter. Und über dem Zuge ein Ton,

jetzt hell, dann dumpf und schwer, jetzt ein Aufschrei, dann ein Stöhnen. Jammerlaut der Heimat!

Das jagt den Mann hinaus, jagt ihn zur Wolfskuppe hinauf, läßt ihn die Hand in die Erde krallen. Und der Wind trägt es heran: Verräter! Das ist die Stunde restlosen Gerichts, die Stunde der Not aus der Erde herauf. Der Einsame kann sie nicht anders quittieren als mit dem Schrei nach Menschen. Mutter! Und: Ilse! Und: Justus! Grauen überweht ihn. Der Ruf nach Weib und Bruder kommt leer zurück. Leer! Kein Weib, keinen Bruder mehr? Das kann nicht sein. Es war ja alles nicht so gemeint. Lüge war es. Nun will ich wahr sein! Haltlos steht er im ungeheuersten Sturme; ohne Schiff unter den Füßen treibt er auf den Wogen. Mutter! Ich habe noch eine Mutter!

Es schleudert ihn vor ihrem Bett in die Knie. „Mutter, sag ein gutes Wort!"

Wieder die angstvollen Frauenaugen. „Joachim, ich fordere Wahrheit: Du hast Hoheneiche zugrunde gerichtet?"

„Ja, Mutter, ja, aber Justus kann helfen."

„Justus! Er muß helfen!"

„Ob Ilse fortgehen wird?"

„Nein, sie wird nicht fortgehen."

„Weißt du das gewiß?"

„Ja, Joachim, das weiß ich. Nun geh schlafen. Es wird morgen für uns alle ein schwerer Tag."

Joachim kehrt in seine Stube zurück. Mutterliebe riß die Hoffnung wieder aus verschüttetem Schacht. Die Hoffnung aber kann sich nicht nur auf Liebe stützen, sie verlangt auch sachlich ein Fundament. Der Mann beginnt erneut zu rechnen und zu grübeln. Daß er morgen vor den Bruder tritt,

das ist beschlossen. Er will aber wenigstens wissen, ob er noch etwas und wieviel er voraussichtlich in der Hand behalten wird. Bevor er nach Urbig fährt, wird er – – Mein Gott, was ist das? Er will es ja gar nicht, er will erst nach Urbig und dann mit Justus zusammen in die Stadt fahren, um zu erforschen, auf wieviel etwa bei dem Ritterschen Zusammenbruch zu hoffen ist. Das will er, aber er kann es nicht. Nein, er mag den Entschluß noch so oft zu fassen versuchen, er kann es nicht. Er wird erst in die Stadt fahren und dann nach Urbig. Es graut ihm vor der Fahrt. Entsetzen schüttelt ihn. Er muß!

Der Morgen kommt. Wie ein Kind möchte Joachim zur Mutter gehen, sein Haupt in ihren Schoß legen: Mutter, laß es nicht an mich heran. Er kann es nicht. Er kann nichts tun, als den wehen Blick über das Land gehen lassen, auf den Hof zurückkehren, ihn liebend zu umspannen, allen Menschen ein freundliches „Guten Morgen" zurufen.

Seine Hand ruht in der der Mutter. „Ich bringe Ilse heute abend mit, Mutter."

„Gott helfe dir, Joachim!"

Der Wagen springt an, es ist, als bäumte er sich auf. Das Steuer ist kalt. Will der Wagen nicht nach links abbiegen, wo der Weg nach Urbig führt? Sie wollen es beide, der Wagen und sein Herr, aber sie müssen den Weg nach rechts einschlagen.

Joachim Knobler hat in seinem Leben das Erbe der Väter gefährdet. Er rettet es mit seinem Tode. Das Schicksal aber legt ihm weder Entschluß noch Schuld dabei auf. Es führt ihn. Drei scharfe Kurven hat die Straße in die Ebene hinab. Die letzte ist die ungefährlichste, soweit es sich um den

Fall handelt, aber sie ist die unübersichtlichste. Wald hüben und drüben. Links ein steil aufsteigender Felsen, rechts ein kurzer Hang, an dem hin der Bergbach braust. Joachim fährt vorsichtig, höchstens, daß er vielleicht das Signal einen Augenblick früher hätte geben können. Von jenseits braust ein starker Wagen herauf. Der Führer kennt das Gelände nicht. Er fährt mit der höchst erreichbaren Geschwindigkeit, um möglichst ohne Schalten hochzukommen. Signal gibt er nicht. Wer erwartet im einsamen Walde einen Wagen von der anderen Seite her? Krachen und Splittern, Aufschrei — Stille. Joachim Knoblers Wagen liegt zertrümmert zwischen zwei Bäumen am Hange. Joachim ist tot. Der andere brach beide Arme.

Wäre die Schuldfrage nicht durch die tiefen Wagenspuren und des Fremden Darlegungen restlos geklärt, Justus hätte einen schweren Stand gehabt; denn es ward festgestellt, daß der Tote in wirtschaftlicher Not gewesen und versucht hatte, ein Darlehn oder eine Hypothek zu erhalten. Die Versicherungen lassen es trotz der Höhe der zu zahlenden Summe nicht auf einen Prozeß ankommen. Justus kann die Bürgschaft decken, ohne sein Holz anzugreifen.

*

Joachim Knoblers letzte Nacht war schwer. Hannjörg Weller saß in der gleichen Nacht in noch größerer Not. Den Tag über unruhig, steigerte sich seine Not am Abend ins Unerträgliche. Der Greis umarmte den Baum und umhalste das Tier. Jetzt seinen Hund, dann ein Schaf. Himmel und Erde hatten Farbe und Gestalt für ihn verloren. Nacht-

schwarz hing des Himmels Gewölbe über ihm, obwohl die Sonne schien, seelenlos waren Nähe und Weite. Nur das dumpfe Grollen aus dem Nichts her vernahm er und vernahm, daß es stärker und stärker ward. Er wußte nicht, wem es galt. So suchte seine Seele zunächst die, die er liebhatte wie ein Vater, und die soviel Jammer erduldete.

Es ging Bernhard von Freidank besser. Frau Ilse wollte heimkehren. Und sie konnte doch nicht. Das Thermometer zeigte nur einen Strich mehr, als sie erwartet. Der Strich war ihr Rechtfertigung. „Vater, du scheinst doch noch nicht ganz fieberfrei zu sein. Ich bleibe lieber noch einmal da." Bernhard von Freidank lachte zwar, aber was hätte ihm lieber sein können, als daß sein Kind blieb? In dem Augenblicke, da Frau Ilse ihren Entschluß, zu bleiben, kundtat, ging ein Ruck durch Hannjörg Wellers Leib. Er sank vornüber in Gras und Blüten. Das hatte er gewollt, der jungen Frau befehlen: Bleib! Er hatte es in seinem Leben mehr als einmal gewollt, es war ihm nie gelungen. Weder seinen Sohn noch eine seiner Töchter hatte er zu lenken vermocht. Es war seine tiefste Not gewesen, daß er es auch bei Ilse nicht können werde. Und nun spürte er das: Ich bleibe. Da sank er erschöpft zusammen. Er war über sich hinausgewachsen gewesen, hatte sich zu höchster und letzter Konzentration zu zwingen vermocht. Nun es gelungen, nun spürte er, daß er erschöpft war, seine Kraft restlos ausgegeben hatte.

An Joachim brauchte er keine Kraft zu geben. Gott vollzog an ihm das Gesetz, das er sich selber aufgerichtet. Aber Mann und Frau durften an diesem letzten Abend nicht beisammen sein. Ein Unglücklicher sollte nicht ohne Hoffnung bleiben, das Weib aber mußte sowohl vor dem ehrlichen,

klaren Nein wie vor dem Zugeständnis aus Erbarmen bewahrt bleiben, das Gott nicht wollte, weil ein Leben, das niemals eine Einheit gewesen, jetzt in dem inneren Frieden, den Joachim erreicht, ausklingen sollte.

Um Ilse hatte Hannjörg Weller gerungen, um Joachim trauerte er. Trauernd und innerlich klagend saß er die Nacht über auf einem alten Wegsteine jenseits des Wiesengrundes vor Hoheneiche. Er spürte, daß Joachim kam und ging, sah das Licht in Frau Dorotheas Kammer, wußte, daß der Sohn bei ihr war und dankte Gott, der ihm den letzten Weg durch Mutterliebe erhellte. Joachim befehlen wollen: Geh nicht, wäre zwecklos gewesen, er hätte ihm nicht befehlen können. Es war wohl schon zuviel, daß er Erbarmen mit ihm hatte; denn es machte den Mann unruhig, aber man ist ein Mensch, und Mensch sein heißt, gegen Gott kämpfen.

Der Wagen fuhr ab. Er war kaum hundert Meter gefahren, da war Joachim ruhig, weil Hannjörg Weller ganz still und ruhig war. Frau Dorothea zu begegnen, vermied er. Als man aber den Toten in das Haus brachte, war er zur Hand. Seine alte Herrin sah ihn an. Da schlug er die Augen nieder und sagte: „Nun ist alles erfüllt, wie Gott es beschlossen hatte. Frau," bat er, „laßt mich meinen Sohn rufen. Ich bin müde."

*

Justus zog nach Hoheneiche, Ilse übernahm Urbig. Wie erstarrt schritt die junge Frau durch ihre Tage. Keine Nacht brachte ihr mehr als ein paar Stunden Schlaf. Die Schwiegermutter hatte ihr von der letzten Nacht des Toten erzählt.

Ilse fühlte den Schrei nach ihr. Sie suchte in ihrer Not Hannjörg auf.

„Hannjörg, Sie waren es, der mich in Urbig festhielt?"

„Ich habe es gekonnt, weil es Gottes Wille war."

Da schrie ihn Ilse an: „Grausamer!" Und der alte Schäfer neigte still das Haupt.

In der Stunde hub das Ringen der Frau um sich selber an. Es gab Stunden, in denen sie schwach war und sich sprechen hörte: „Ich vergebe dir." Aber sie fühlte, daß das Lüge war, und nach langen, schweren Nächten stand es für sie unverrückbar fest: Ich hätte ihm wohl vergeben, aber ich hätte ihm in der gleichen Stunde sagen müssen, daß ich gehe; und das wäre bitter gewesen. Er wäre mit diesem Nein in den Tod gegangen, und ich würde mich heute der Schuld an seinem Tode anklagen, denn ich müßte annehmen, daß ihm dieses Nein den Blick verwirrt, ihn vielleicht den Tod hätte suchen lassen.

Da ging sie abermals zu Hannjörg Weller, gab ihm die Hand und bat: „Vergib!"

*

Joachim war ein Jahr tot. Justus hatte still auf Hoheneiche gewirtschaftet. Dessen Wert war gemindert, aber wiederum stand es fest und gesichert. Die Hälfte des Erbes Justus hatte genügt, die Schulden zu decken, aber fast ein Jahrhundert würde vergehen, ehe wieder ganz gutgemacht war, was ein Unglücklicher in einem Jahre verschuldet. Das Ansehen der Knobler war gefährdet gewesen. Es war restlos

wiederhergestellt. Justus Knobler verkörperte in sich die Überlieferung seines Geschlechts.

Während des ganzen Jahres hatte er Ilse kaum dreimal gesehen. Was er begonnen, hatte sie durchgeführt. Die Kammer, in der Justus die alten Werte der Freidanks aufgestapelt, war leer. Auch der bescheidene Familienschmuck war weg. Ilse hatte kein Vermögen gelöst, aber nun fraßen die Zinsen nicht mehr den ganzen Ertrag der Arbeit.

Monatelang hatte Bernhard von Freidank in feinem Zartgefühl geschwiegen. Dann hatte er vorsichtig den Gedanken einer Vereinigung Justus und Ilses berührt. Die Tochter hatte ihm ein rundes, entschiedenes Nein entgegengesetzt. Sie sagte es nach Jahresfrist auch Justus, aber sie litt unter diesem Nein. Sie litt so schwer, daß die Starrheit der ersten Tage nach ihres Mannes Tode ihr zur Natur ward. Starr und hager sah man sie über den Hof gehen. Wenn sie sprach, war es, als richte sie den Blick in die Weite, und wenn sie allein war, lauschte sie in die Unendlichkeit. Sie war krank, aber die Krankheit hatte keinen Namen.

Es fügte sich, daß Justus Ilse im Walde traf. Sie reichte ihm müde die Hand. Justus hielt sie fest, bat und bedrängte das Weib, sich und ihm und dem Leben die Rechte zu geben, die ihnen zukämen.

Frau Ilse neigte das Haupt und sagte traurig: „Ich hätte an dem Abend nein gesagt. — Bitte, lieber Justus, quäle mich nicht. Ich habe dich lieb, aber deine Frau kann ich nicht werden. Du brauchst mir nicht von Rechtfertigung zu reden. Niemand, außer mir selbst, kann sie mir geben und ich vermag es nicht. Leb wohl, Justus. Wir wollen Urbig verkaufen und fortziehen."

Auch Frau Dorothea erreichte nicht mehr.

Eines Abends traf Justus mit Hannjörg zusammen. Der hatte zwar die Herde seinem Sohne übergeben, aber es litt ihn nach wie vor nicht daheim. Er mußte hinaus an das Moor und hinaus an die Hänge und in die Wälder.

Am Moore traf ihn Justus.

„Hannjörg," sagte er, „du hast viel getan, nun tu mir ein Letztes."

Der alte Schäfer war traurig. „Sie läßt mich nicht mehr an sich herankommen."

Justus bedrängte ihn. „Weißt du denn gar keinen Ausweg mehr?"

„Ich weiß noch einen Weg, ob es ein Ausweg ist, das steht bei Gott. Sie ist ihres Vaters und ihrer Mutter Kind. Mir scheint, sie hat mehr von der Mutter als vom Vater. Die stammte nicht von hier. Justus, man hält das Land, in dem man geboren ward, für die Heimat. Heimat ist etwas anderes. Urbig ist nicht Frau Ilses Heimat. Heimat ist da, wo die Blutströme ihren Ausgang nehmen. Da ist die Erde, aus der heraus die Kräfte strömen, die der Mensch in letzter Not braucht. Viele wären zu retten, fänden sie den Weg dahin. Sie gehen zugrunde, weil sie ihn nicht finden, und wissen doch nicht, woran sie krank sind und woran sie sterben. Vielleicht könnte ich dir einen Rat geben, wüßte ich, wo die Wurzeln des Geschlechtes der Mutter sind."

Dies Gespräch berichtete Justus dem alten Bernhard von Freidank, der wie ein Vater mit ihm sorgte und litt. Er gab ihm die von Ilse niedergeschriebene Geschichte seines Geschlechtes in die Hand. Über ihr saß Justus mit Hannjörg zusammen, und auch Onkel Waldemar kam zuweilen dazu.

Die Nachforschungen ergaben ein Merkwürdiges. Die Freidanks stammten aus dem Westfalenlande, und sechsmal hatten sie sich Frauen daher geholt, ohne zu wissen, daß sie damit der Stimme des Blutes gehorchten. Auch Frau Ilses Mutter stammte aus Westfalen. Wie aber war für Ilse die Brücke dahin zu schlagen?

Das Schicksal schlug sie. Grete Bernhard hatte geheiratet. Ihr Mann war Arzt in Westfalen. Sie sagte ihren Besuch auf Hoheneiche an und kam mit ihrem Kinde. Schon am zweiten Abend tat Justus sein Herz vor ihr auf.

Am anderen Tage besuchte sie Frau Ilse in Urbig, und acht Tage später waren sie Freundinnen. Grete Bernhard war der erste und einzige Mensch, vor dem Frau Ilses Starrheit wich. Die Einladung, mit nach dem Westfalenlande zu gehen, war der Ruf aus der Unendlichkeit, auf den die junge Frau geharrt. Wie eine Erlösung war er. „Ja, ich gehe mit. Ich weiß nicht, warum ich dankbar bin für die Einladung, aber ich bin es."

Sie blieb ein Vierteljahr. Frau Grete und ihr Mann ließen sie völlig tun, was sie wollte. Schon der erste lange Weg durch den Eichenwald ließ Frau Ilse spüren, daß sie etwas suchte. Und sie fand. Der Erde Antlitz war ihr vertraut, sie sah Augen aufgeschlagen, die sie kannte, fühlte Kraft in sich hineinströmen, vernahm Stimmen, lind und stark. Nichts war ihr fremd, nichts belastete sie. Ihr Auge ward heller, ihr Blick freier, ihr Schritt fester. Körperlich und seelisch gesund werdend, sah sie die Vergangenheit anders als zuvor. Sie verneinte die Schuld nicht, aber sie übertrieb auch nicht im Sühnen-Wollen. Menschenschicksal! Welcher Mensch schreitet ohne Schuld über die Erde?

Es war ein Abend, an dem die Eichen lauter rauschten und die Erde ganz stark atmete. Frau Grete hielt Ilses Hand in der ihren. „Ilse, du bist gesund. Ich glaube, wir können einmal von Justus reden."

„Ich bin gesund, aber kannst du mir sagen, wie es kam, daß ich gesund wurde?"

„Ja, das kann ich. Von hier aus sind die Blutströme deines Geschlechtes gegangen. Hier hat die Erde ganz über dich Macht gewinnen können. Du spürst, daß sie das Leben bejaht. Willst du es verneinen?"

„Nein, ich werde Justus schreiben." Und leise, versonnen: „Heimat! — Aber ich werde nun auch in Urbig und Hoheneiche daheim sein können."

„Das wirst du."

„Gute Nacht, Grete. Ich will an Justus schreiben."

Wieder ein Vierteljahr darauf standen Justus und Frau Ilse, sein Weib, auf dem schmalen Gebirgssattel vor dem alten Hause der Knobler und sahen in das Land. Der Sturm brauste, ein herrlicher, sieghafter Sturm ohne alle Falschheit. Frau Ilse breitete die Arme aus. „Komm, Sturm, wir stehen fest."

*







